Berichte

Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt am Main, Germany)

830.6
F862

Digitized by Google

Digitized by Google

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Zweiter Band.

Jahrgang 1885/86.

Frankfurt am Main.

Druck von Rumpf & Reis.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen: Seite

Dr. Lipps: Der Stil in Architektur und Kunstgewerbe . . . 1
Dr. Bergmann: Spinoza 8
Dr. Schneidewin: Arthur Schopenhauer 13
Dr. Knapp: Der Kampf um Land und Freiheit in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie 65
Professor Weltrich: Schiller und Charlotte von Kalb . . . 67
Dr. Oelsner: Leopold von Ranke 86
Dr. Joseph Werner: Die persönlichen und literarischen Wechselbeziehungen zwischen Goethe und Byron 181
Dr. Eduard Schwartz: Das Weltbürgertum in der griechischen Literatur 191
Dr. Paasche: Über den Einfluß der Währung auf die Preise der Waaren 210
Dr. Heinemann: Die Bedeutung der Frau von Stein für die die deutsche Literatur 210
Dr. Veit Valentin: Adrian Ludwig Richter 233

II. Berichte aus den Abteilungen:

Geschichte (G.) 34. 105. 245
Bildkunst und Kunstwissenschaft (K.) 42. 119. 267
Allgemeine Naturwissenschaften (N.) 46. 143. 296
Neuere Sprachen (NS.) 46. 143. 330
Schöne Wissenschaften (SchW.) 48. 146. 341
Soziale Wissenschaften (SzW.) 49. 152. 354

III. Geschäftlicher Verkehr. Personalien 62. 162. 380

IV. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses an die Hauptversammlung (22. November 1885) 52

V. Bericht über die Hauptversammlung (22. Nov. 1885) . . 155

VI. Gewinn- und Verlust-Konto 158

89600

Seite

VII. Bilanz-Konto (30. Sept. 1885) 160

VIII. Einsendungen 168. 386

IX. Anzeigen und Mitteilungen 175. 384

X. Kunstbeilagen:

Lichtdruck:

H. Junker, Kopie des Originalbildnisses der „Frau Rat“ zu Seite 128

Holzschnitte:

Breton, Ad., die Lerche . . . . . zu Seite 44

Rottmann, Olympia 124

Géricault, Der verwundete Küraſſier 126

Schadow, Kronprinzessin Louise und Prinzessin Louis . . . 127

Westfassade der Abteikirche zu Seligenstadt 293

Bergfried des Schlosses zu Groß-Steinheim 294

Portal des östlichen Treppenturms des Schlosses zu Offenbach . 295

XI. Nachträge 383

XII. Namen- und Sachregister 394

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Der Stil in Architektur und Kunstgewerbe.

Von Herrn Professor Lipps aus Bonn (21. Juni).

Das Wesen und die Bedingungen des Stils in Architektur und Kunstgewerbe, oder kürzer in den „technischen" Künsten kann ein Vergleich zwischen diesen Künsten und der Poesie verdeutlichen helfen. Das poetische Kunstwerk besteht äußerlich betrachtet aus Worten, Rhythmen, Reimen. Aber nicht diese Inhalte unserer unmittelbaren Wahrnehmung machen das Wesen desselben aus, sondern das der Hauptsache nach seelische Leben, das in ihnen dargestellt wird. Analog ist beim technischen Kunstwerk das, worauf es ankommt, nicht die Form und Farbe an sich, sondern das darin versinnlichte materielle Leben. Die Teile des technischen Kunstwerks haben nicht nur eine gewisse Größe, Richtung, Art der Begrenzung, sondern sie fassen und halten, stützen und tragen sich auch, geben der Schwere nach oder richten sich straff oder elastisch empor, kurz sie erleben und leisten etwas.

Der Gegensatz zwischen diesem materiellen und jenem seelischen Leben ist aber nicht so groß, als man zunächst meinen könnte. Wir können nicht umhin in dem materiellen Leben, wo immer wir solches gewahren, uns oder Seiten unseres Wesens und Lebens zu spiegeln, uns in gewisser Weise damit zu identifizieren, das Materielle zu vermenschlichen. Damit erst wird es uns verständlich und Gegenstand eigentlich menschlichen Interesses. Mythologie und naiver Volksglaube vermenschlichen so, daß sie die Naturkräfte geradezu in menschenähnliche Wesen verwandeln. Wir vermenschlichen unbewußt und ohne diese Form konkreter Wesenhaftigkeit. Es gäbe für uns gar kein materielles Leben, keine materiellen Kräfte und Kraftwechselwirkungen, die Worte verlören allen ihren Sinn, ohne diese Vermenschlichung.

Dies gilt vom materiellen Leben der Natur, wie von demjenigen, das im technischen Kunstwerk verwirklicht erscheint. Auch das technische Kunstwerk hat im letzten Grunde Menschliches und Seelisches zum Inhalt. Eben dadurch wird es erst eigentlich zum Kunstwerk. Der Mensch ist nicht nur der höchste, sondern genau besehen der einzige Gegenstand aller Kunst. Freilich bleibt der Unterschied zwischen poetischem und technischem Kunstwerk, daß jenes Seelisches unmittelbar darstellt, dieses den Gedanken daran mehr oder weniger unbestimmt und zugleich unbewußt in uns anklingen läßt.

Das seelische Leben des Menschen, das sich der Poesie zum Objekte darbietet, wird zum Inhalte des einzelnen poetischen Kunstwerkes, indem und soweit es sich in seinen Elementen und Formen auf naturgemäße und verständliche Weise ausspricht. Damit entsteht erst das poetische Kunstwerk. So entsteht das technische Kunstwerk, indem in seinen Elementen und Formen materielles und darin anklingendes seelisches Leben zum naturgemäßen und verständlichen Ausdruck gelangt. Daraus ergiebt sich das fundamentalste Stilprinzip der technischen Künste. Die Elemente und Formen müssen Bestandteile einer Sprache sein, die materielles Leben zum Inhalt hat, müssen „Symbole" sein, zur Versinnlichung eines solchen Lebens.

Diese Forderung schließt aber drei Hauptforderungen in sich, von denen wiederum jede eine dreifache Anwendung findet. Sie mögen hier mit Ziffern bezeichnet werden.

I. Das seelische Leben, das die Poesie darstellt, ist nicht überall dasselbe. Es ist ein anderes beim Kinde als beim Erwachsenen, beim Gebildeten als beim Ungebildeten ꝛc. Diese Unterschiede muß die Poesie beachten. Ebenso ist das materielle Leben der Stoffe, die der technische Künstler verarbeitet, nicht überall dasselbe. Holz lebt ein anderes Leben, hat einen anderen Charakter, andere Leistungsfähigkeiten, als der bildsame Ton ꝛc. Diese Unterschiede müssen nicht minder beachtet werden.

Dies Beachten ist aber künstlerisches Beachten, Verwerten im Dienste des Kunstwerkes und seiner Schönheit. Darin liegt ein Mehreres.

1. Zunächst die Wahl des für das Kunstwerk geeignetsten Stoffes und die Hervorhebung und womöglich Steigerung, sei's auch nur für's Auge, der an sich und für das Kunstwerk wertvollen Eigenschaften desselben an der Oberfläche des Kunstwerkes. Damit ist die Erzeugung des bloßen Scheines einer Stoffart durch Ueberkleidung oder Nachahmung nicht ausgeschlossen. Sie ist umso berechtigter, je mehr die scheinbaren Eigenschaften an sich wertvoll und für's Kunstwerk bedeutsam sind und je mehr der Stoff, ohne aus der Rolle zu fallen, eben das leistet, was er auf Grund des angenommenen Scheines zu leisten sich anheischig macht.

2. Dazu tritt die zweite Forderung, daß die technischen Prozeduren, die Arten der Bearbeitung, Formung, Zusammenfügung der wirklichen oder scheinbaren Natur des Stoffes gemäß sind und so gleichfalls dazu beitragen das eigentümliche Leben des Stoffes zur Geltung zu bringen. Natürlich setzt dies voraus, daß der Eindruck der Prozeduren, soweit sie jenem Zwecke dienen, unverwischt erhalten bleibe.

3. Endlich müssen der sichtbaren Stoffnatur vor allem die Leistungen entsprechen, welche die einzelnen Teile des technischen Kunstwerkes an ihrer Stelle und im Ganzen vollbringen oder zu vollbringen scheinen.

Diese drei Forderungen begrenzen sich gegenseitig. So darf insbesondere keine stoffliche Eigenschaft hervorgehoben und keine Prozedur betont werden, wenn sie der besonderen Leistung widerspricht, welche der Stoff an der bestimmten Stelle zu erfüllen hat.

II. Die Poesie hat es mit dem seelischen Leben des Kindes und des Erwachsenen, des Gebildeten und des Ungebildeten zu thun; aber nicht mit diesem Leben überhaupt, sondern mit einzelnen Bethätigungen und Äußerungen desselben. Diese gilt es in einer Weise darzustellen, die der Natur der Sache und unserem Sprachverständnis gemäß ist. Ebenso hat der technische Künstler die einzelnen materiellen Lebensäußerungen und Leistungen, durch deren Zusammenwirken erst das technische Kunstwerk entsteht, also das sich Anspannen und Nachgeben in

ſeinen mancherlei Arten und Abſtufungen, das Tragen und ſich Lagern, das Stützen und ſich ſtützen Laſſen, das Faſſen und Halten, ſich Anſtemmen und Emporrichten u. ſ. w. in ſolche ſichtbare Formen zu kleiden, die zur Verſinnlichung und Eindringlichmachung der Leiſtungen naturgemäß geeignet ſind. Daß die mancherlei Formen des techniſchen Kunſtwerkes zu einer ſprechenden Symbolik alles deſſen, was die einzelnen Teile des Kunſtwerkes innerhalb deſſelben thun und leiſten, erleben und erleiden, ſich vereinigen, das iſt kurz geſagt der Inhalt der zweiten Hauptſtilforderung.

Darin liegt aber wieder ein Dreifaches:

1. Zunächſt müſſen die einzelnen materiellen Leiſtungen oder Funktionen, *jede für ſich*, ſprechend zum Ausdruck kommen.

2. Dann muß nicht minder die relative Selbſtändigkeit der Funktionen äußerlich ſichtbar werden. Heben ſich die Formen nicht ohne weiteres von einander ab, ſo haben beſondere Trennungszeichen, den Interpunktionen der Sprache vergleichbar, hinzuzutreten, und zwar wird die äußere Verſelbſtändigung eine umſo entſchiedenere ſein müſſen, je größer die ſelbſtändige Bedeutung der Funktionen iſt.

3. Andrerſeits muß auch die Art der Funktionen, ſich aktiv auf einander zu *beziehen*, die beſondere Weiſe, wie die Leiſtung eines Teiles die eines andern fortſetzt oder in ſie übergeht, der ſpezielle Charakter der Wechſelwirkung verſchieden funktionierender Teile einen entſprechenden ſymboliſchen Ausdruck finden. Vielleicht erfordert oder erlaubt die Natur des Stoffes und Zweckes, daß an die Stelle der bloßen die Art der Beziehung oder Wechſelwirkung von Teilen bezeichnenden Form dieſer Teile ein eigener relativ ſelbſtändiger Träger der Beziehung trete. Dann muß deſſen Funktion wie jede Funktion naturgemäß ſich ausſprechen. Gliedert ſich die Funktion in mehrere Unterfunktionen, ſo tritt auch das Geſetz der ſichtbaren Verſelbſtändigung und gleichzeitigen Verdeutlichung der Art ihrer Beziehung von neuem in Geltung. — Auf dieſe Weiſe kann reicher und reicher gegliedert werden, obgleich der Reichtum

der Gliederung ſeine Grenzen hat und jedesmal nach der Bedeutung des ganzen Kunſtwerkes und ſchon nach ſeiner räumlichen Größe ſich richten muß. In jedem Falle wiederholt ſich immer wieder dieſelbe Geſetzmäßigkeit. Ein lediglich dienender und vermittelnder Teil — Nägel und Klammern mögen als Beiſpiele dienen — kann zu einem relativ ſelbſtändigen Kunſtwerke werden, ohne doch aufzuhören ſich ins Ganze dienend einzufügen.

III. Endlich erfordert, wie das poetiſche und jedes Kunſtwerk überhaupt, ſo auch das techniſche ſeine Einheit.

1. Sie iſt zunächſt dienende Beziehung der Teile auf einen Hauptteil. Der Hauptteil und die Beziehung, der Gegenſatz von Mitte und Peripherie, muß aber nicht nur beſtehen, ſondern in die Augen ſpringen. Der Grundgedanke des Ganzen darf über dem Einzelnen nicht verloren gehen, die Grundformen müſſen ſich mühelos als ſolche darſtellen.

2. Dieſe dienende Beziehung der Teile auf einen Hauptteil können wir auch als innere Zweckmäßigkeit bezeichnen. Zu ihr geſellt ſich die äußere Zweckmäßigkeit. Der Hauptteil wird erſt recht zum Hauptteil, indem er auf einen Zweck *außerhalb* ſeiner ſich bezieht. In dieſer Beziehung liegt eine neue Art materiellen Lebens. Es gilt dies Leben nicht zu verhüllen, ſondern künſtleriſch zur Darſtellung zu bringen. Die techniſchen Künſte haben ihren Urſprung in dieſer äußeren Zweckmäßigkeit und ſie thun gut, ſich jederzeit, auch da, wo der Zweck thatſächlich zurücktritt, dieſes Urſprungs recht deutlich zu erinnern.

3. Endlich vollendet ſich die geſamte Zweckmäßigkeit des techniſchen Kunſtwerks in der dienenden Beziehung zum Menſchen. In dieſer Beziehung erſcheint das techniſche Kunſtwerk in den Umkreis menſchlicher Thätigkeit geſtellt und damit in gewiſſer Weiſe vermenſchlicht. Die Art der Vermenſchlichung iſt eine andere als die oben beſprochene, ſie iſt aber nicht weniger wichtig. Die freundliche Beziehung zum Menſchen zu verhüllen oder, ſei es auch nur für's Auge, in eine feindliche zu verwandeln, heißt dem Kunſtwerk den beſten Teil ſeines Sinnes rauben.

Wir haben jetzt noch einen wesentlichen Punkt in's Auge zu fassen. Von Formen redeten wir im Bisherigen, ohne des die Formen belebenden Ornamentes zu gedenken. Das Ornament hat aber seine hohe stilistische Bedeutung. Es hat auch nur die Aufgabe, vorhandenes materielles Leben zu bezeichnen. Zugleich steigert es seinen Eindruck in mancherlei Stufen, — von der einfachen Betonung bis zur Erzeugung des Scheines der Beseeltheit.

Die unterste Stufe bezeichnet das geradlinige Ornament. Schon einfache gerade Linien, die in einer Richtung verlaufen, heben die in der Richtung thätige Kraft für's Auge hervor und verstärken ihren Eindruck. Sofern sie nur die eine Richtung hervorheben, charakterisieren sie die Kraft als straffwirkende. Der Eindruck der Straffheit tritt zurück beim geradlinigen Ornamentbande, das die Kraft als zugleich in gewisser Breite thätige bezeichnet, und in dem von einem Mittelpunkt ausgehenden Flächenornament, das einer analog sich entfaltenden Kraftwirkung zum naturgemäßen Ausdruck dient.

Im Gegensatz zum geradlinigen eignet dem krummlinigen Ornament ein Charakter größerer oder geringerer Leichtigkeit, Beweglichkeit, Elastizität. Die Elastizität wird zur Schmiegsamkeit im textilen Ornament, das materielle Leben erscheint als Analogon des organischen Lebens im Pflanzenornament. In jedem Falle muß das Ornament nicht nur hinsichtlich der Richtung und Art der Entfaltung, sondern auch hinsichtlich seines Charakters mit der Kraft übereinstimmen, die an der betreffenden Stelle thätig ist, oder thätig gedacht werden kann.

Die letzte Stufe der Ornamentierung bezeichnet das Tierornament. Die Stufe ist für das Wesen der Ornamentik, und des Stiles überhaupt, besonders charakteristisch. Gedacht ist dabei hauptsächlich an die Fälle, in denen Teile eines technischen Kunstwerkes geradezu in tierische oder menschliche Bildungen verwandelt erscheinen. Die Übertragung von Formen, die dem tierischen und menschlichen Körper spezifisch eigen sind, auf das technische Kunstwerk, müßte widersinnig erscheinen, wenn nicht das in dem letzteren wirkende materielle Leben von

vornherein als etwas dem tierischen und menschlichen Leben Verwandtes empfunden würde. Andrerseits zeigen die Gesetze der in Rede stehenden Art der Ornamentik deutlich, daß die Ornamentik nicht in sich, sondern nur in der Bezeichnung des im technischen Kunstwerk vorhandenem oder als vorhanden denkbaren materiellen Lebens ihre Bedeutung hat. Weil sich ihre Bedeutung darauf beschränkt, darum können in jedem Falle nur die tierischen und menschlichen Bildungen verwandt werden, deren wesentliche Funktionen mit den materiellen Funktionen der betreffenden Teile des technischen Kunstwerkes in deutlicher Analogie stehen. Aus gleichem Grunde ist eigentliche Realistik, zu weitgehende Individualisierung, Betonung des zum Materiellen im Gegensatze stehenden Geistigen ausgeschlossen, dagegen die Phantastik wohl am Platze.

So bestimmt nun die Gesetze des Stiles in den technischen Künsten sind, so wenig ist damit doch die Möglichkeit verschiedener Stilarten aufgehoben. Solche ergeben sich schon aus der Verschiedenheit der Stoffe und Zwecke. Außerdem kann wie die Gliederung eine reichere oder weniger reiche, so auch die Ornamentierung eine einfachere oder blühendere sein.

Der eigene Stil eines Volkes oder einer Zeit unterliegt aber noch einer besonderen Voraussetzung. Er führt nur dann den Namen mit Recht, wenn er aus der eigenartigen Denk- und Empfindungsweise des Volkes oder der Zeit herauswächst. So wahr der oben ausgesprochene Satz ist, daß wir nicht umhin können in dem materiellen Leben des technischen Kunstwerkes uns und unser Leben zu spiegeln, so sicher muß die andere Art eines Volkes oder einer Zeit zu empfinden, zu denken, zu handeln, kurz zu leben, in dem Charakter ihrer technischen Kunstproduktion, wenn sie wirklich im vollen Sinne ihr eigen ist, sich ausprägen.

Man kann die Frage stellen, wie es darnach mit dem eigenen Stil unserer Zeit bestellt sei. Von einem solchen kann ohne Zweifel gesprochen werden, insofern unsere Zeit in der technischen Verwertung neuer Stoffe und Erfindung neuer Prozeduren mancherlei leistet und auch neue Zwecke ihr nicht

fehlen. Dagegen kann zweifelhaft erscheinen, ob unser vorzugsweise historisch gerichtetes Zeitalter die selbständige, zugleich genügend ausgeprägte und genügend lebenskräftige Denk- und Empfindungsweise besitzt, die erst den eigenen Stil im vollen Sinne macht. Mag es sich indessen damit wie auch immer verhalten, eines können und müssen wir erreichen: wenn nicht einen eigenen, so doch einen von Widersinn und innerer Unwahrheit freien Stil. Bedingung hiefür ist aber, daß wir den Glauben aufgeben, stilvoll sei, was einem historisch gegebenen Stil angehört, daß wir das Gegebene aufnehmen und verwenden, wie es seinem Sinne und unseren Zwecken entspricht, daß wir solche Kunstwerke uns zum Muster dienen lassen, die nicht einer beliebigen, sondern einer der unsrigen verwandten Denk- und Empfindungsweise zum Ausdruck dienen.

---

2. Zur Feier von Goethes Geburtstag: Spinoza.
Von Herrn Professor Bergmann aus Marburg (30. August).

Der Vortrag gedachte zunächst des Verhältnisses Goethes zur Philosophie etwa mit folgenden Worten:

Das Wort Fichtes: was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist, trifft in besonderem Maaße für ihn zu, dessen Andenken uns hier, an der Stätte seiner Geburt, versammelt hat. Denn Goethe ist nie darauf ausgegangen, aus Thatsachen, die anzuerkennen jedem nach Wahrheit Strebenden zugemutet werden kann, und aus Gründen, die für jedes vernünftige Wesen gültig sind, welches auch immer seine Neigungen und Anlagen sein mögen, eine Weltanschauung abzuleiten, die sich die Zustimmung der wissenschaftlich Denkenden zu erzwingen im Stande sei. Er begnügte sich damit, sich solche Ansichten über Gott, das Ganze der Welt und den Sinn des menschlichen Lebens zu bilden, wie er ihrer zur Pflege, Entwickelung und Bethätigung seiner Eigenart bedurfte. Und die Übereinstimmung solcher Ansichten mit dem natürlichen Zuge seines Geistes, mit der, wie er einmal sagt, ihm angeborenen Anschauungsweise, schien ihm ein hinreichendes

Kriterium ihrer Wahrheit zu sein. Eine objektiv begründete und mit logischer Konsequenz fortschreitende Philosophie hielt er auch für unmöglich, wiederum nicht auf Grund einer eindringenden Untersuchung des menschlichen Erkenntnisvermögens, — sagt er doch von sich

Mein Kind, ich hab es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht,

und bekannte, sich in Kants erkenntnistheoretische Untersuchungen nicht haben zurechtfinden zu können, — sondern weil ihm die Vorstellung, daß es dem Menschengeiste vergönnt sei, ahnend und fühlend in das Rätsel des Daseins einzudringen, mehr zusagte als die andere, welche die Meinungen auch der vornehmsten Geister über die höchsten Fragen dem Urteilsspruche des kalten Verstandes unterwirft. „Er strebt", sagte Kestner von ihm, „nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration." Und er selbst schrieb: „Für Philosophie im eigentlichen Sinne habe ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genötigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen eben auch, als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte." — Wenn nun Goethes philosophische Ansichten in solchem Maaße durch das, was er war, bestimmt worden sind, so darf wohl ein Vortrag, welcher der Feier seines Geburtstages gewidmet sein soll, sich die Darstellung, Erläuterung und kritische Beleuchtung der Grundgedanken desjenigen Systems, von welchem sich Goethe mehr als von allen anderen angezogen gefühlt hat, zu dessen Betrachtung er immer wieder, bis in den Abend seines Lebens hinein, zurückgekehrt ist, und welches, wie er selbst ausgesprochen hat, großen Einfluß auf seine Denkweise ausgeübt hat, des Systemes Spinozas, zum Gegenstande wählen, ohne befürchten zu müssen, daß sich die Stimmung der Hörer fremdartig dadurch berührt fühlen möge. Denn eine Abhandlung über Spinoza ist in demselben Maße, in welchem sie ein Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis der von Goethe gewählten Philosophie ist, auch ein Beitrag

zur Kenntnis und zum Verständnis der Eigenart seines Geistes. Und auch sie kann dazu dienen, die reiche Quelle der Freude, der Erholung und der Erquickung des Gemütes, welche wir in den Werken unseres größten Dichters besitzen, zugänglicher zu machen und versteckte Adern derselben aufzuspüren.

Nachdem der Vortragende sodann auf die leidenschaftliche Abneigung einerseits und die Bewunderung und Begeisterung andererseits, welche das System Spinozas in den zwei Jahrhunderten seines Bestehens erregt habe, hingewiesen hatte, schilderte er, auf die Schrift über die Läuterung des Verstandes Bezug nehmend, die Gemütsbewegung, aus welcher dasselbe hervorgegangen sei, und knüpfte hieran eine Betrachtung über den Abschluß, welchen sich dasselbe mit der Lehre von der Freiheit und Glückseligkeit des Menschen in der Erkenntnis und Liebe Gottes gegeben habe, sowie eine kurze Darstellung der Hauptzüge des mit jener Lehre übereinstimmenden Lebens Spinozas.

Es folgte eine Darstellung der Lehre Spinozas von dem Wesen Gottes und der Natur der endlichen Dinge überhaupt, nebst Betrachtungen über dieselbe. Die letzteren stellten namentlich dem Pantheismus, welcher die im Raume sich ausbreitende materielle Natur für Gott halte, die andere Gestalt der Einheitslehre, welche nur geistiges Dasein anerkenne und die Körperwelt für eine bloße Welt des Scheines erkläre, gegenüber und wiesen auf die Schwierigkeiten hin, welche dem Pantheismus daraus, daß er Gott Ausdehnung zuschreibe, entstehen, sowie auf das Unbefriedigende der demselben unvermeidlichen Auffassung der Einzel-Wesen als flüchtiger Wellen in dem Ozean des allgemeinen Seins.

Zum Schlusse äußerte sich der Vortragende über Spinozas historische Bedeutung und Goethes Stellung zu demselben folgendermaßen:

Darf ich zum Schlusse noch ein Wort über Spinozas historische Bedeutung sagen, so möchte ich dieselbe darin setzen, daß derselbe einen der nicht sehr zahlreichen Grundgedanken, mit welchen die Philosophie Licht in das Rätsel des Daseins

zu bringen versuchen konnte und einmal versuchen mußte, mit seltener Konsequenz und in wahrhaft großartiger Weise zum System entwickelt hat, den Grundgedanken, welcher den Pantheismus mit dem cartesianischen Dualismus von Ausdehnung und Bewußtsein vereinigt, welcher also die alte Idee eines alles Wirkliche in sich fassenden Wesens verbindet einerseits mit dem Glauben an die wirkliche Existenz der Körperwelt, andererseits mit der Einsicht, daß weder die Ausdehnung aus dem Bewußtsein noch das Bewußtsein aus der Ausdehnung hervorgegangen sein kann, — den Grundgedanken, daß nichts sei als Gott und daß Gott Ausdehnung und Bewußtsein als gleich ursprüngliche, sozusagen selbständig nebeneinander hergehende Eigenschaften zukommen. Der Einfluß, welchen Spinoza ausgeübt hat, entspricht dieser seiner historischen Bedeutung nicht ganz. Von denjenigen, die mit einer mehr oder weniger durch ihn bestimmten Denkweise tiefer in die geistige Bewegung ihrer Zeit eingegriffen haben, haben die Meisten sich gerade das nicht angeeignet oder doch nicht festgehalten, was für Spinozas Pantheismus charakteristisch ist: die Einsicht in den Gegensatz von Ausdehnung und Bewußtsein. Diejenigen unter diesen, welche eigentliche Philosophen sein wollten, haben das Bewußtsein als ein Erzeugnis der Materie betrachtet, sei es, daß sie in die Materie eine ursprüngliche Tendenz zum Geistigen hineinlegten, indem sie etwa mit Schelling und Hegel dieselbe als gleichsam geronnenen Geist faßten, der in den Gehirnen der Tiere und Menschen wieder flüssig werde und so zum Bewußtsein gelange, sei es, daß sie sich mehr oder weniger dem groben Materialismus näherten, welcher das Bewußtsein für ein Produkt mechanischer Atom-Bewegungen erklärt. Die Anderen, welchen es um ein tieferes Eindringen in die Probleme der Philosophie nicht zu thun war, haben sich an den allgemeinen Gedanken gehalten, daß Gott und die Welt einander nicht gegenüber stehen können, daß es, wie Herder sagte, mit dem Extra und Supra nicht gethan sei, daß vielmehr Gott das eigentlich Wirkliche in allem Wirklichen, das eigentlich Wirkende in allem Wirkenden sei, ohne daß sie sich eine klare

und bestimmte Vorstellung über das Verhältnis von Ausdehnung und Bewußtsein, Materie und Geist, mithin Körperwelt und Gott gebildet hätten, indem sie sich nur dagegen verwahrten, daß sie, wie wiederum Herder sagte, eine pantheistisch-rohe sinnliche All-Einheit annähmen. — Dies war auch Goethes Stellung zu dem Grundgedanken des spinozistischen Systems. Auch von den Auffassungen, welche die einzelnen Teile desselben beherrschen, hat Goethe sich keine in ihrer ganzen Bestimmtheit angeeignet, einige sogar entschieden zurückgewiesen. Wie er zwar sagte, daß außer Gott nichts Wirkliches sei, aber, nach einem Gespräche mit Eckermann, ihn doch als wirksam nur im Lebendigen, nicht im Toten, als gegenwärtig nur im Werdenden, sich Verwandelnden, nicht im Gewordenen, Erstarrten dachte, so war er auch weit davon entfernt, alles Geschehen in der Natur auf mechanisch zusammenhängende Bewegungen zurückzuführen, weit entfernt auch davon, den Einzel-Wesen die substantielle wesenhafte Realität abzusprechen und sie nur für Verneinungen des Unendlichen zu erklären. Er glaubte an eine göttliche Vorsehung und die persönliche Unsterblichkeit. Die Starrheit des spinozistischen Determinismus ließ er unbeachtet, wenn er es auch liebte, sich Betrachtungen über die Eingeschränktheit des menschlichen Wollens und Könnens und seine Abhängigkeit von den Einflüssen der Außenwelt hinzugeben. Und vollends die egoistische Doktrin war es so wenig, was ihn zu Spinoza zog, daß er vielmehr erzählt, dasjenige, was ihn zunächst an diesen Denker gefesselt habe, sei die gränzenlose Uneigennützigkeit gewesen, die ihm aus jedem Satze desselben hervorgeleuchtet habe. Nichts destoweniger ist der Einfluß des großen Pantheisten auf sein Denken und Dichten ein so tiefgreifender und nachhaltiger gewesen, seine Werke enthalten so Vieles, dessen Erklärung nach Ursprung und Sinn auf Spinozas Ethik zurückführt, daß es durchaus gerechtfertigt ist, wenn Goethes Beziehungen zu Spinoza wiederholt zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden sind. Der gegenwärtige Vortag würde die ihm gesteckten Grenzen überschreiten, wollte auch er noch diesen Beziehungen nachgehen. Er durfte

nur, seiner Veranlassung eingedenk, zum Schluß auf die allgemeine Natur derselben hinweisen.

---

3. Arthur Schopenhauer.

Von Herrn Dr. Max Schneidewin aus Hameln.

Im Anschluß an die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Todestags Schopenhauers (21. September 1860), sowie mit Rücksicht auf die bevorstehende Errichtung eines Denkmals für den großen Denker sollte im September ein kritischer Vortrag über Arthur Schopenhauer stattfinden. Infolge Behinderung des Dozenten mußte eine Verschiebung auf den 4. Oktober eintreten. Da jedoch der Vortrag seiner Bestimmung nach noch in das vorige Quartal gehört, so erfolgt seine Veröffentlichung bereits jetzt. Im Anschluß hieran fand in dem festlich geschmückten Saale eine Ausstellung von Porträten Schopenhauers statt. Es waren uns von ihren Besitzern in freundlichster Weise, wofür wir auch an dieser Stelle unseren Dank aussprechen, zur Ausstellung verstattet worden: Zwei Büsten Schopenhauers, die eine im Besitze des Künstlers, des Bildhauers Herrn Friedrich Schierholz, die andere Herrn Justizrat Dr. Siebert gehörig, das von Lunteschütz gemalte Porträt des Philosophen im Besitze von Bertholdts Erben im „Englischen Hof" hier, und das der Künstlergesellschaft gehörende Bildnis, gemalt von Julius Hamel, ferner sechs Daguerreotypen aus den Jahren 1842 bis 1853. Ferner war das Manuskript des Aufsatzes über Goethes Farbenlehre, Eigentum des Herrn Stadtrats Gottfried Beck hier ausgestellt. — Der Vortrag lautete:

Hochgeehrte Anwesende!

Wenn Kant seine „Metaphysik der Sitten" mit dem Satze beginnt, daß es nur Ein unbedingt und auf alle Fälle um seiner selbst willen löbliches Etwas gebe, d. i. der sittlich gute Wille, so treibt es mich heute, wo mir der ehrenvolle Auftrag geworden ist, zu Ihnen über das Thema „Arthur Schopenhauer" zu sprechen, zunächst dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß es doch etwas Herrlichstes ist im Leben um einen großen

Mann, daß es für das Leben der Seele wohl schwerlich erhebendere Eindrücke und wohlthätigere Einflüsse geben kann als die, welche dem kräftig und klar in sich aufgenommenen Bilde individuell eigentümlicher und doch die allgemeine Menschennatur oder ihre nationale Besonderheit angehender menschlicher Größe entströmen. Immerfort anstoßend an die Beschränktheit unseres eigenen Ich an Kräften des Verstandes, an Fähigkeit des Wirkens und Schaffens, an Fruchtbarmachung der Zeit, und nicht ohne schmerzliche Herabstimmung des jugendlichen Schwunges der Ideale uns bescheidend zu einer eben bescheidenen Rolle auf der großen Bühne des Lebens, schauen wir mit Bewunderung empor zu den Auserlesenen unter Millionen, deren Gesamtheit nun aber doch schon längst die großartigste Gemäldegalerie der Welt bildet, und empfinden mit tiefster Genugthuung an der Ehre unseres Geschlechts die mannigfache Herrlichkeit, zu welcher sich doch bei glücklicher Vereinigung von außerordentlicher Begabung und zielbewußter, energievoller eigener Thätigkeit die menschliche Individualität hat konzentrieren können, indem wir an den edelsten Blumen des Geistes und Gemütes, die wir nicht selbst hätten anpflanzen können, doch in Hingebung uns miterfreuen, indem wir die Früchte der Thatkraft, die wir nicht selbst hätten zeitigen können, doch mitgenießen, und hie und da doch auch vorbildliche Züge nach Maßgabe unseres Könnens zur Förderung unseres Strebens aus den großen Mustern uns aneignen.

Bei dem Reichtum meines Themas, welches schon nicht nur eine, Ihnen wohl größtenteils bekannte, umfangreiche Biographie, sondern auch eine ganze Literatur hervorgerufen hat, in die Zwangslage versetzt, mich auf einen einzelnen, ganz bestimmten Gesichtspunkt seiner Auffassung zu beschränken, habe ich mich entschlossen, hier mit Ihnen eben die Frage zu beantworten zu suchen:

Warum haben wir in Arthur Schopenhauer einen wahrhaft großen Mann zu verehren?

Die Antwort wird sein: erstens, weil er sein ganzes Leben einer Grundidee von allerhöchstem Werte geweiht hat, zweitens,

weil er in der aus jener Grundidee entfließenden geistigen Arbeit — wenn auch keineswegs die allbefriedigende Wahrheit gefunden, so doch — höchst originelle Gedankenschätze in der Einfassung hoher eigenartiger sprachlicher Vollkommenheit ans Licht gefördert hat, drittens, weil er auf das allgemeine geistige Leben einen mächtigen Einfluß gewonnen hat.

Übrigens liegt mir eine unbedingte Verherrlichung Schopenhauers — welche meiner Überzeugung zuwider wäre — fern; die Bedingung sogar der hervorragendsten menschlichen Größe ist doch wieder eine gewisse Einseitigkeit oder ich möchte lieber sagen: Einartigkeit, die manche in andern Persönlichkeiten aufs schönste sich verwirklicht findenden Elemente ausschließt und manchmal recht ausdrücklich vermissen läßt. Doch liegt es heute fern, gewisse ziemlich negative Kehrseiten des Schopenhauerschen Persönlichkeitsbildes, welche eben der gewaltigen Positivität desselben naturgemäß gegenüberstehen, ausdrücklich zu betonen; im zweiten Teile dagegen werde ich sogar nicht umhin können, den kritischen Bedenken einen bedeutenden Spielraum neben der Laudation einzuräumen.

Schopenhauer ist also zunächst groß durch seine Lebensidee und die Durchdringung seiner Erdentage mit derselben. Er steht aber in dieser Beziehung da in einer schauervoll erhabenen Isoliertheit von dem Grund und Boden, auf welchem sich sonst die hohen Gipfel der Menschenwelt erheben, aber gerade in der ganz eigentümlichen Stellungnahme zu der Gesamtheit der Welterscheinung, durch welche die Weihe ächtesten Philosophentums bedingt ist. Alle andere Menschengröße operiert unter Voraussetzung eines gegebenen Weltzustandes: der Philosoph macht die Gegebenheit eben dieses Weltzustandes zum Gegenstand seines Nachdenkens. Etwas spezieller: Der große Staatsmann setzt voraus, nimmt sozusagen aus der Schöpfung an, die Thatsache, daß eben auf der Erde viele, mannigfach geartete Völker existieren, daß für das Beste seines Volkes zu leben ein höchster Lebensinhalt ist, daß sein Volk sich in eben diesen Zuständen seiner inneren Wohlfahrt und Tüchtigkeit und seiner Macht nach außen befindet, die ihm seine scharfe und

umfassende Beobachtungsgabe zeigt, daß diesem wirklichen Zustande ein erreichbarer idealer gegenübersteht, und lebt nun seine Größe dar in der unvergleichlich einsichtsvollen Erfassung und unbeugsamen Verfolgung der Mittel, welche den vorgefundenen wirklichen Zustand dem idealen entgegenzuführen geeignet sind. Der große Dichter nimmt aus der Schöpfung an das Menschenwesen, wie es ausgestattet ist mit seinen Gaben des Geistes, wie es besaitet ist mit den Gefühlen, die sich an dem, was seiner Natur nach ihm gut und übel erscheinen muß, entzünden zu dem Getriebe der suchenden und fliehenden Leidenschaften, wie es sich in der Breite, durch die Vielheit seiner Träger, ausgestaltet zu der in Geschlechter, in Völker, in Stände, in Berufsarten gegliederten Menschenwelt: er kann voraussetzen, daß ein Griff seiner anschauenden Kraft in dieses volle Menschenleben interessant, eine Gestaltung des Ergriffenen nach eben ihm zur Handhabung zu gebote stehenden Gesetzen des Schönen, des Bedeutungsvollen, des vernünftig und sittlich zu Verkettenden entzückend und ergreifend ist. Der große Gelehrte setzt voraus, daß der extensive und intensive Reichtum des Seins von einer Kollectivarbeit menschlicher Intelligenzen in Einzelgebiete des zu Erkennenden gesondert werden und daß die Teilung dieser Erkenntnisarbeit im Laufe der Generationen zu immer tieferer und umfassenderer Ergründung der Wahrheit auf allen jenen Gebieten führen soll, daß ihm nach Maßgabe seiner Befähigung eine bestimmte Beteiligung an der Durchforschung eines begrenzten Kreisausschnittes des unermeßlichen Gesamtmaterials zusteht. — Der Philosoph setzt gar nichts voraus oder möchte wenigstens nichts voraussetzen. Seine Stellungnahme zur Welt liegt, sozusagen, an dem vorweltlichen einsamen Punkte, an dem es sich entschied, daß eine Welt werden sollte und was für eine Welt es werden sollte. Von dort bis zu seiner Gegenwart und bis zu dem sozusagen entgegengesetzten Pol oder bis ins Ungemessene Ursprung, Wesen, Sinn und Ziel des Seins zu erkennen, das ist das philosophische Verlangen der Seele, das ist jene große Schopenhauersche Lebensidee —, obgleich der Korrektheit halber gesagt werden muß,

daß Schopenhauer in seinem Philosophieren Ursprung und Ziel des Seins nachträglich als falsch gestellte Fragen ansah, und in die Erkenntnis des Wesens der Welt die Aufgabe der Philosophie setzte.

Es ist nun in sich selber klar, daß dieses philosophische Erkenntnisideal alle spezielleren oder voraussetzungsvollen Ideale in gewissem Sinne weit hinter, tief unter sich läßt, und das wahrhaftige, das ungekünstelte, das ureigentümliche Durchdrungensein des Schopenhauerschen Geistes von diesem Ideal setze ich als das erste Moment von Schopenhauers Größe.

Man kann dagegen sagen: aber jenes Ideal ist ein übermütig-übermenschliches. Nun ja, sollte es aus eitlem Hochmute, etwas bei vielleicht sonstiger Unfruchtbarkeit ganz Apartes für sich zu haben, gehegt werden, dann wäre es ein häßliches, verwerfliches Gebahren, sich mit ihm zu brüsten. Aber in Schopenhauers Brust wohnte es, wie seine Schriften unverkennbar bezeugen, als ein schlichtes, ehrliches, keusches, übermächtiges Bedürfnis des Geistes und Gemütes. — Ob jenes Ideal aber ein übermenschliches, die menschlichen Kräfte übersteigendes ist, das läßt sich wenigstens nicht von vornherein, ohne gemachte Probe, mit Gewißheit sagen, und hätten es als solches alle diejenigen über Bord geworfen, welche in Indien, in Griechenland, in Deutschland von ihm erfüllt gewesen sind, so würden unter den Hervorbringungen des menschlichen Geistes alle Gedanken des philosophischen Tiefsinns fehlen, der Mensch würde eben untermenschlich geblieben sein.

Man kann ferner aus einer gewissen vorwiegend praktischen Gesinnung heraus sagen: aber die Religion, aber die gesunden Instinkte des Volksgeistes geben ja auf jene Frage eine befriedigende Antwort, welche es gestattet, über sie zur Tagesordnung einer ächt menschlichen Lebensführung überzugehen. Welche Religion? Der Religionen sind viele auf Erden, die Religion der am höchsten stehenden Völker ist in viele Konfessionen, die Bekenner der einzelnen vielfach in mannigfache Meinungen gespalten, da kann das philosophische, unabweisliche Bedürfnis, sich von Grund auf überzeugungsvollst selber klar

zu werden, sich nicht bescheiden lassen, auf Treu und Glauben gerade nach dem nächsten zuzugreifen; und ist ihm also die Prüfung eingeräumt, so macht es von diesem Prüfungsrechte nur den grundtiefsten, den allumfassendsten Gebrauch. — Die volkstümlichen, sich vererbenden und sich neu erzeugenden Meinungen aber über Sinn und Bestimmung des Lebens greift der Philosoph für ihre Sphäre, für das Volksleben, zunächst gar nicht an, nur kann er für sein eigenes Innere absolut nicht die Thatsächlichkeit anerkennen, daß sie bei der Besonderheit seiner Geistesart auch für ihn von vornherein Überzeugungskraft besitzen, er muß eben dem Grundgesetze seiner Natur nach einen Aufbau von Grund auf vollziehen, scheut sich dabei aber keineswegs, später vielleicht mit volkstümlichen Anschauungen zusammenzutreffen, die dann aber für ihn nicht ein durch instinktive Hingebung Wirkendes, sondern ein durch Vernunft Erworbenes und Bestätigtes sein würden.

Ist es denn aber wünschenswert, daß sich Genossen eines Volkes grundsätzlich von allem Bestimmtwerden ihres Innern durch das geistige Gemeingut der Atmosphäre, in der sie leben, lossagen, um von vorn an ihre eigene geistige Welt zu zimmern? Welche Schädigung müßte das praktische, das öffentliche, das nationale Leben davontragen, wenn dieser Trieb allgemeiner würde, wenn der grübelnde Tiefsinn die Signatur eines Volkes würde? Nun, es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; die höchst vereinzelten philosophisch angelegten Individuen können eben nicht anders als für ihre Person ihrem Ideale leben, und die Masse des Volkslebens ist in einem zu gewaltigen Übergewicht, in einem zu naturfesten Panzer gegen des Gedankens Bläße, als daß die Welt der Wirklichkeit, in welcher sich „hart im Raum die Sachen stoßen", durch die in luftigem Äther die letzten Gründe umschwirrenden Gedanken des Philosophen gefährdet werden könnte.

Bisher wäre damit aber Schopenhauers Größe erst aus seiner ganz allgemeinen Eigenschaft als Philosoph abgeleitet und könnte daher als ihm mit einer unbegrenzten Menge von Per-

ſönlichkeiten gemeinſam erſcheinen. Aber erſtens werden vollwichtige Philoſophen ſo ſelten geboren, daß von ihnen aus vielen Jahrhunderten kaum ein Dutzend Namen der Kenntnis allgemeiner Bildung angehören; ſodann aber iſt unter ihnen Schopenhauer wieder im eminenten Sinne ein klaſſiſcher Vertreter der philoſophiſchen Natur, wie wir deren Eigentümlichkeit in dem übermächtigen Bedürfnis, ſich von Grund auf und vorausſetzungslos über das Daſein klar zu werden, erfaßt haben. Andere Philoſophen haben doch die Philoſophie mehr oder weniger betrieben, wie die anderen Wiſſenſchaften betrieben zu werden pflegen: in Anknüpfung an die bereits im Fluſſe befindlichen Leiſtungen der Vorgänger — was freilich im *Laufe* ſeines Denkens auch Schopenhauer nicht im mindeſten verſäumt hat — und in einem gewiſſen Gefühl befriedigten Acceptierens der Lage der menſchlichen Geſchlechter, von der Schöpfung einem großen Komplex intellektueller Aufgaben gegenübergeſtellt zu ſein; aber das Schopenhauerſche *Erſchüttertſein* von der vorgefundenen Thatſache einer Welt überhaupt und von dem erfahrungsmäßigen Charakter dieſer Welt insbeſondere iſt der Individualität unſeres großen Denkers ganz ſingulär eigentümlich, und, wahrhaftig, ich habe als junger Menſch aus tiefſter Seele empfunden, welcher Unterſchied in der Tonlage des Schopenhauerſchen Philoſophierens und der offiziellen Univerſitätsphiloſophie beſtand, welche letztere unſerer hungernden Seele den — Stein bot, die übrigen Wiſſenſchaften durch die Unterſuchung über ihre Zuſammenhänge ergänzen zu wollen. In dem Bedürfnis, von Grund auf anzufangen, möchte ihm noch Auguſtinus und Carteſius am ähnlichſten ſein; in der Beteiligung des Gemütes, nicht als eines immerhin bedenklichen und leicht fälſchenden Faktors *in* dem Philoſophieren, ſondern als der ſeeliſchen Grundkraft, welche *aus* dem Philoſophieren Befriedigung eines ratloſen Wehgefühls erſehnt, ſteht er ganz einzig da. Die wunderbaren, in ſeinen Werken zerſtreuten Stellen, in welchen die Naturlaute eines um weltumfaſſende Wahrheit und Klarheit bewegten Gemütes ſchlicht und innig durchbrechen, dürften in der ganzen Weltliteratur nirgends ihres gleichen

finden. Lassen Sie mich ihn in dieser Beziehung noch ganz kurz mit den beiden großen Philosophen vergleichen, welche m. E. gegenwärtig leben, mit E. v. Hartmann in Berlin und Adolf Stendel in Stuttgart. Der Erstere, an Fruchtbarkeit und unversieglicher Geistesgewandtheit Schopenhauer bei weitem überlegen, hat doch von früher Jugend auf den Glauben mit zu seiner Philosophie herzugebracht, daß eine göttliche Vorsehung die geschichtliche Geistesarbeit der Generationen mit der allmählich werdenden Wahrheit krönt, und die Zumutung für das Individuum, sich an dem Maße der Einsicht seiner Zeit genügen zu lassen: er hat daher die Schwere des auf der individuellen Vereinsamung wuchtenden ungeheuren Weltganzen nie so seelentief empfunden. Adolf Stendel aber — im äußeren Leben „Ober-Tribunals-Prokurator" — ist seinem großen dreibändigen Werke „Philosophie im Grundriß" zufolge ein wahrhaft philosophischer Geist, sieht aber, mit äußerst empfindlichem Blicke begabt für die Trübungen, welche das Hineinspielen der Wünsche des Herzens und persönlicher Voreingenommenheiten immer wieder im menschlichen Philosophieren zur Folge gehabt hat, das Rätsel der Welt ganz vorwiegend als eine Angelegenheit des nachdenkenden Verstandes an.

Haben wir somit der Großartigkeit der Stellungsnahme des Schopenhauerschen Geistes zum Weltphänomen schon eine individuellere Färbung verliehen, so erhebt sich nun andrerseits gerade an diesem Punkte seitens ganzer Gruppen hochgebildeter und tüchtiger Persönlichkeiten das schwere, das vorwurfsvolle Bedenken gegen die Schopenhauersche Eigenart, welches sich kurz so zusammenfassen läßt: aber ist denn die von Anfang an so tragische Stellung Schopenhauers zu dem wunderbaren Bau, zu der lebendig reichen Schöne des Kosmos gerechtfertigt? Hochgeehrte Anwesende, ich kann es völlig fassen, wenn viele Gemüter, zumal in unseren thatkräftigen, gestaltungsfrohen, occidentalischen Völkern, so geartet sind, daß sie an dem Schauspiel der Schöpfung vornehmlich von der Seite der wundervollen Mannigfaltigkeit des Seienden und des menschlicherseits in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft und Kunst, in Technik

und Lebensverschönerung Hinzuzuschaffenden ergriffen werden, daß sie es mit freudiger Befriedigung hinnehmen, wenn die Atome, welche durch die Wirksamkeit der Weltgesetze zur vorübergehenden Konstituierung ihres Ich zusammengeführt und gruppiert sind, diesem Ich den Bethätigungsraum des reich dotierten Menschenlebens zuspielen. Indessen: individuell ist das, und nicht mit zwingender Kraft für jegliche Gemütsveranlagung ausgerüstet. Ich kann es ebensogut begreifen, wenn jemand, aus dämmernder Kindheit erwachend, betroffen und erschüttert wird von der vorgefundenen Situation: zu leben zwischen zwei unendlichen Zeiten des Nichtlebens, zu leben nicht nach eigener Wahl, sondern mit aufgedrängter Existenz, zu leben als nun gerade dieser inmitten lebenbeengender anderer gerade dieser, zu leben mit unaussprechlichem Verlangen nach Glück und Vollkommenheit und sich und die andern nie vollglücklich und unsäglich zurückstehend unter den Vollkommenheitsidealen zu erblicken, zu leben in einer körperlichen Organisation von wunderbarer Feinheit, aber ebenso erschreckender Zugänglichkeit für Schmerz und Leid und Zermalmung durch die Brutalität einer Außenwelt, mancherlei bruchstückartige Kommentare zu diesem allgemeinen Menschenloose zu hören und doch keins dieser Worte in tiefster Ehrlichkeit als vollbefriedigende Zauberformel der Lösung anerkennen zu können. Und zwischen jenem optimistischen und sanguinischen und diesem pessimistischen und melancholischen Grundverhältnis zum Sein giebt es unzählige Spielarten, alle, gleichwie die Extreme, von der Natur selber mit Wahrhaftigkeit gesetzt. Diesem Urthatbestande gegenüber hat doch wohl jegliche menschliche Bemängelung des Schöpfungsinventars der Individualitäten aufzuhören; zum Glück zeigt sich aber der psychische Raumgehalt des Daseins derart angelegt, daß das Durcheinanderbestehen aller jener Verschiedenheit diese nicht in einander aufzehrt, daß ein Volk, ohne charakterlos zu sein, wohl aber seinen Sinn zur Schöpfungsweite ausdehnend, neben einem Leibnitz einen Schopenhauer, neben einem Goethe einen Bismarck ehren kann.

Die große Lebensidee Schopenhauers führte denn auch zu

einer entsprechenden großen Lebensgestaltung: nur kleine und zufällige Züge stören das imposante Bild eines „heroischen" Denkerlebens, wie es uns die Gwinner'sche Biographie des Frankfurter Weltweisen entrollt. Das ist eine klassische Vereinigung von unwillkürlichem, selten stockendem und ermüdendem Sichbesessenfühlen vom Denkertriebe und planvollem, im Dienste der Philosophie angelegten vielseitigem Studieren, von unmittelbarer Anschauung des Lebens und studierender Extraktion der Werke der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur, das ist eine lebenskünstlerische Freihaltung der eigenen Zeit von allem, was nicht in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu dem erkannten großen Berufe steht, mag das auch zu schroffen Einseitigkeiten führen, das ist ein Wandeln in den Bahnen des Genius, und nicht kurzsichtiger, nach dem Genuß der Erfolge schmachtender Eitelkeit! Die Frage, ob noch jetzt, bei so außerordentlicher Erweiterung der Kenntnisse und Vervielfältigung der Disziplinen ein Universalgenie, wie es ein Aristoteles und auch noch ein Leibnitz für ihre Zeit waren, möglich sei, hat Schopenhauer durch sein geistiges Arbeitsleben vorbildlich gelöst, dahin: daß zwar die entschiedensten Grenzen laufen zwischen dem Spezialforscher, der unten im Thale botanisiert, und dem Philosophen, dem es auf der Höhe um den allgemeinen Umblick zu thun ist, daß es also eine Verirrung auch für den begabtesten philosophischen Kopf sein würde, mit dem sachlichen Vielwissen des Fachmanns zu wetteifern, daß dagegen ein gewisser genialer Takt den geborenen Philosophen selbst in der Unsumme des modernen Wissens noch zu einer halb instinktiven, halb bewußten Erfassung des in allen Gebieten für die Weltanschauung wesentlichen Materials zu führen weiß. Der Reichtum und die Qualität der Schopenhauerschen durch Studium erworbenen Kenntnisse dürfte gewiß vom Standpunkte der jedesmaligen Fachwissenschaft manche und bedeutende Mängel zeigen, aber in seiner Gesamtheit doch ungefähr das noch Menschenmögliche ausdrücken, wie denn an empirischem Wissen unzweifelhaft außer etwa E. v. Hartmann es kein Philosoph mit Schopenhauer aufnehmen kann.

Ist aber wirklich dies ganze arbeitende Denkerleben von der keuschen Idee, für sich selbst zur Orientierung über den Sinn der Welt zu gelangen, beherrscht, und nicht vielmehr von dem im Verhältnis zu jener keuschen Reinheit doch immerhin eitel zu nennenden Ehrgeiz, unsterbliche Werke zu schaffen? Hochgeehrte Anwesende, ob es einmal ein ähnliches Denkerleben gegeben hat, welches sich in einer Selbstgenügsamkeit eingesponnen hätte, läßt sich ja eben bei der selbstgewählten Obskurität desselben nicht beurteilen, aber der Trieb sich auszuzeichnen ist so sehr mit der gesellschaftlichen Natur des Menschen verwachsen, und mit so segensreichen Folgen des Lebens der Hochbegabten für die Allgemeinheit verbunden, daß es gewiß nicht zu tadeln ist, wenn das Arbeiten aus eigener Geistes- und Herzensnot sich nachträglich unter Einfluß jenes Triebes zu öffentlicher und damit auch der Ruhmbegier dienender Wirksamkeit gestaltet. Und so sehr ich auch in dem Briefwechsel des alternden und seiner vollendeten Lebensarbeit gegenüberstehenden Schopenhauer verletzt werde durch die wirklich krankhafte Eitelkeit, keinen über ihn etwa geschriebenen Buchstaben seiner Kenntnis entgehen zu lassen, so strömen doch seine Werke selbst überall den reinen Eindruck aus, daß das Schreiben für andere nirgends das lautere Bemühen, für sich selber zur Klarheit zu gelangen, getrübt hat.

Schopenhauers Größe beruhte erstens auf dem Geist seiner Individualität, zweitens auf seinen Produktionen. In diesen letzteren lassen sich bekanntlich folgende Hauptgruppen der Philosopheme unterscheiden: die erkenntnistheoretische, die naturphilosophisch-metaphysische, die metaphysisch-ästhetische, die ethische; endlich, außerhalb der strengen Philosophie, die der allgemeinen Lebenskenntnis und Lebensweisheit, an welcher letzteren allbekannte Vortrefflichkeit hiermit erinnert zu haben genügen möge. Unsere kurze Würdigung der einzelnen können wir nicht anders beginnen als mit der erkenntnistheoretischen, trotzdem diese in mancher Beziehung die schwächste von allen sein dürfte.

Schopenhauers erstes Buch des Hauptwerkes in beiden Bänden, dazu die „vierfache Wurzel" und zerstreute kleinere

Abhandlungen über seinen Idealismus sind ja höchst interessant für die Schulphilosophie und bieten einen prachtvollen Tummelplatz für subtiles Geistesexerzitium resp. für die Schwelgerei in tiefsinnigen Phantasieen, aber ihre Resultate als wahr anzuerkennen vermag ich absolut nicht: für die „Weltphilosophie" sind dieselben m. E. eine hohle Nuß. Die kritische Begleitung dieser Erkenntnistheorie (oder, wie Schopenhauer gern sagte, Dianoiologie) auf ihren gegen Kant vereinfachten, aber immerhin noch ziemlich komplizierten Schritten, ist, wie angedeutet, eine Sache schulmäßiger Spezialuntersuchung und Akribie: hier beschränke ich mich auf ein paar ganz große Gesichtspunkte. Wer wäre denn das „Subjekt", dessen Vorstellung die räumlich-zeitliche Welt sein sollte? Wenn der Mensch, so hat das nur einen Sinn, falls wir in ihm das bekannte räumlich-zeitliche Erdenwesen denken, dessen *ideales Produkt* also nicht erst wieder die räumlich-zeitliche Welt sein kann, aber nicht, wenn wir darunter die Erscheinung eines unfaßbaren raum- und zeitlosen Etwas denken sollen; wenn *nicht* der Mensch (oder gar dessen Gehirn, ein räumlich-organisches Gebilde), so ist das „Subjekt" eine leere Abstraktion, die offenbar gerne gewählt wird, um nicht bei jener Verwandlung der Welt in die Schattenhaftigkeit bange zu werden. — Weiter: wenn „die Welt Vorstellung" sein soll, so vergleichen wir einmal, was wir sonst „Vorstellung" nennen in seiner passiven rein psychischen Wesenheit mit jener angeblichen „Vorstellung", in deren Wesen es liegen müßte, z. B. die Form von atmenden, essenden, beißenden, laufenden, mit uns sprechenden, uns ärgernden, tötenden u. s. w. Geschöpfen anzunehmen, um uns des ungeheuern Unterschiedes bewußt zu werden, welcher besteht zwischen einer legitimen *Vorstellung* und einer durch unsere Vorstellung, vornehmlich unsere Sinne, nur in Beziehung zu uns gesetzten, an uns herangebrachten Welt, die in der Unwiderstehlichkeit ihres sich Geltendmachens von dem in unser Belieben gestellten Spiel der Vorstellungen so grundunähnlich ist. — Daß das zu uns in körperlicher Gestalt in Beziehung tretende bunte fremde Etwas nun an sich ein gänzlich unkörperliches Etwas sein sollte, welches

nur durch unſere Anſchauung für dieſe zu einem körperlichen Etwas verwandelt würde, iſt freilich an ſich nicht undenkbar, aber höchſt unwahrſcheinlich, denn die ganze inhaltliche Beſtimmtheit aller jener körperlichen Geſtalten, z. B. ein geöffneter Krokodilrachen oder die Lokalität, in der wir uns gerade befinden, iſt ſo ganz und gar mit der Räumlichkeit verwachſen, daß dieſe offenbar nicht nur eine fremdartig darüber geworfene Form iſt und das Weſen, das dahinter ſtäcke, ein ſpezifiſches feindliches oder ein ſpezifiſches freundliches Etwas wäre. Auch iſt gar nicht einzuſehen, wie denn jene Verwandlung ſo ſpielend leicht vor ſich gehen ſollte, wieſo Difformität anſtatt Konformität zwiſchen Vorſtellung und Seiendem von der Schöpfung beliebt ſein ſollte. Daß nun aber gar das Seiende ein außerhalb aller Zeit ſtehendes unverändertes Etwas wäre, deſſen ewig ſich gleicher Inhalt nur in der Vorſtellung in eine Succeſſion von aufeinander Folgendem umgeformt würde, iſt nicht nur höchſt unwahrſcheinlich, ſondern ganz und gar unmöglich: es müßte ſonſt z. B. alles, was erſt von Menſchen zu dem Beſtande des Seienden hinzugeſchaffen wird — wozu reale Zeit gehört —, z. B. Schopenhauers Werke, Dichtungen, Eiſenbahnen u. ſ. w. ſchon im Urſein als unzeitliches entſprechendes Etwas gelegen haben und nur im ſubjektiven Ablauf der Vorſtellungen — zu dem aber wieder reale Zeit gehört — immer wieder ins Zeitliche transmutiert an die Reihe kommen, was ſinnlos iſt; denn als Goethe 10 Jahr alt war, war ſein Fauſt noch in keinem Sinne da. — Die Widerlegungsarbeit im einzelnen der Argumente des ſubjektiven Idealismus halte ich von Männern wie Trendlenburg, Überweg, E. v. Hartmann, auch ſchon früher von Herder, Feder u. a. vollſtändig gethan und kann mich nicht genug verwundern, daß namentlich durch den Einfluß von F. A. Lange, dem Geſchichtsſchreiber des Materialismus und Entlehner der Schopenhauer'ſchen Ideen, gegenwärtig auf den philoſophiſchen Lehrſtühlen der Univerſitäten der ſubjektive Idealismus ſo ſehr graſſiert und es mit Herabſchauung auf anders Denkende für ein Vorurteil ausgegeben wird, daß eine Welt außer uns exiſtiere: als ob „außer uns" nicht ſchon ein Nebeneinanderbeſtehen, und dieſes eine Welt vorausſetzte!

Die Metaphyſik Schopenhauers hat alſo zunächſt die Berichtigung nötig, daß die Welt nicht als ſubjektiv verzerrte Erſcheinung des Einen Urwillens zum Leben anzuſehen iſt; allein Schopenhauer behandelt auch, nachdem er zum Willen noch nach falſchen idealiſtiſchen Vorausſetzungen als zum Ding an ſich der Erſcheinung gelangt iſt, nachträglich inkonſequenter, aber in ſich viel überzeugungskräftigerer Weiſe den Urwillen als das Eine Weſen und die Welt als den objektiven Stufenaufbau ſeiner (eben objektiven) Erſcheinung. Die erſte Aufzeigung unſeres Willens als unſeres ohne Hülfe der Erſcheinungsformen uns zugänglichen Anſich muß ich als verfehlt erachten, ſchon deshalb, weil unſere Leiblichkeit als räumlich-zeitlicher Organismus, abgeſehen von aller mittelbaren Raumanſchauung uns im Gemeingefühl noch unmittelbarer klar iſt als ſelbſt unſer Wille, den aus dem pſychiſchen Geſamtkomplex loszulöſen ſchon eine Arbeit der Selbſtbeobachtung und Abſtraktion iſt. Sonſt möchte ich, mit E. v. Hartmann und auch ſchon einigen Phyſiologen, die Identität von Wille und Kraft, zu welcher Schopenhauer demnächſt gelangt, geradezu als eine große, ganz beſtimmte Entdeckung Schopenhauers anſehen, welche er mit Recht mit Lavoiſiers Scheidung des Waſſers in Sauerſtoff und Waſſerſtoff in Analogie ſtellt: der Wille, vor ihm als eine einfache Erſcheinung angeſehen und daher auf Menſch und Tier beſchränkt, iſt von Schopenhauer zerlegt in das wahrhaft-ſpezifiſch Willenhafte, welches mit der „Kraft" in der niederen Natur keinen Unterſchied mehr aufweiſt, und die vom Intellekt hinzugethane motivierende Vorſtellung, welcher dann auf niederen Stufen der Reiz (im Pflanzenreich) und die mechaniſche Kauſalität (in der unorganiſchen Natur) entſpricht. Mit dem der Kraft gleichgeſetzten Willen als dem Schlüſſel in der Hand weiß dann Schopenhauer in wunderbarer Weiſe in der zweiten Hälfte des zweiten Buches der „W. a. W. u. V." und ſonſt das Innere der Natur zu erſchließen, den Stufengang der Weſen (nun eben nicht als ſubjektive Erſcheinung, ſondern als Objektivation des Willens) aufzurollen, und wenn nach einer Bemerkung der Rahel Goethe überall groß iſt, wo er von den Sternen, Homer,

wo er vom Waſſer ſpricht, ſo iſt es Schopenhauer, wo er ſich in das Weſen und Weben der ſchaffenden Natur (natura naturans) verſenkt, ganz beſonders, wo er die Objektivation des Urwillens in der Tierwelt belauſcht. Als erſchütterndes Präludium zum vierten Buch wirkt die gegen Schluß des zweiten aufgeworfene ergreifende Frage „wozu das alles, dieſe Welt der auf kurze Zeit dadurch, daß ſie einander freſſen, beſtehenden Weſen?“, auf welche Frage ſchon die furchtbare Antwort herübertönt: alles in der Welt hat einen Zweck, die Welt ſelbſt hat keinen.

Die metaphyſiſch-äſthetiſche Gruppe der Schopenhauer'ſchen Gedanken beſtätigt ſo recht E. v. Hartmanns Ausſpruch, daß Schopenhauers Stärke das Aperçü iſt. Bei ſeinem tief ausgeprägten Sinn für Naturſchönheit und -erhabenheit, ſeiner außerordentlichen Beleſenheit in der poetiſchen Literatur, ſeiner umfaſſenden Kenntnis von Werken der bildenden Kunſt und namentlich der Malerei aus eigener Anſchauung hat er eine große Fülle der treffendſten und anziehendſten Bemerkungen und auch Betrachtungen äſthetiſchen Inhalts in ſeinen Werken ausgeſtreut, die auch beſonders durch ihre männliche Freiheit von aller Süßlichkeit wohlthuend und durch ihre Entſtammung aus einem Geiſte, dem es überall um die höchſte Erkenntnis des Weltoriginals zu thun iſt, originell und tief wirken: er hat ſo gerade von dieſer Seite ſeiner Produktion her eine große Schaar begeiſterter Leſer unter Künſtlern und Schriftſtellern gefunden, darunter z. B. Richard Wagner und Paul Heyſe, aber das Prinzipielle ſeiner betreffenden Anſchauungen iſt weder von der metaphyſiſchen noch von der äſthetiſchen Seite her als richtig anzuerkennen. Von der metaphyſiſchen Seite her: denn der Wille, welcher nun durch die Verwirklichung der Urbilder der Weſen in ſeinen Akten von differenziertem Inhalt erfüllt wurde, war alſo kein blinder, ſondern ein mit einer wenn auch von der unſrigen noch ſo verſchiedenen Vorſtellungsweiſe, in welcher er die Platoniſchen Ideen zu ſeinem Objekte machte, ausgeſtatteter, wodurch er eingeſtandenermaßen zum abſoluten Geiſt hätte werden ſollen. Es hätte ferner, wenn nicht

Schopenhauer noch in der vordarwiniſtiſchen Periode der Deszendenzlehre geſtanden hätte, gefragt werden müſſen, ob nicht vielmehr ein Syſtem der Zwecke der Vorſtellungsinhalt des Urgeiſtes war, innerhalb deſſen ſich die Reihe der Weſen verwirklichte, als ein fertiges Syſtem von konkreten Urbildern der Weſen, da ja ein geſonderter Urſprung der Weſen ſehr zweifelhaft geworden iſt und nur eine gewiſſe Bildungstendenz in Verbindung mit der Anhäufung mechaniſcher Urſachen auf die Entſtehung von Arten hinwirkt. Von äſthetiſcher Seite her aber muß man gegen die betreffende Gruppe Schopenhauer'ſcher Anſchauungen einwenden: die Platoniſche Idee, d. h. das Urbild der Weſen, iſt keineswegs das Objekt der Kunſt. Denn die Kunſt beſteht nicht aus einer Sammlung von bildlichen Verkörperungen der Weſen in fehlerloſen Muſterexemplaren, und wer in eine Gemäldegalerie tritt, ſieht ſehr leicht, daß die Ideeen der Bilder, die ihn dort anblicken, unmöglich mit den Vorbildern des ſchöpferiſchen Urwillens identiſch ſein können: dgl. wird offenbar nicht im Urſein vorgeſtellt, ſondern gehört ganz und gar dem Menſchen an. Die große Mehrzahl der Weſen ſteht viel zu tief, als daß die echt menſchlich fühlende Kunſt ſie zu ihrem Gegenſtande machen könnte: reichte doch Goethe ſeinen Abſchied ein, als ein Hund auf die Bühne gebracht werden ſollte. Von den Darſtellungen der Kunſt iſt ferner, um hier von Symbolik und Allegorie ganz abzuſehen, die große Mehrzahl nicht typiſch, ſondern dramatiſch, eine ganz beſondere Handlung oder Situation eines Komplexes von beteiligten Menſchen fixierend. Iſt nun auch die Idee, (d. h. ungefähr die denkbar ſinngemäßeſte, von Zufälligkeiten befreite Geſtaltung des Gegenſtandes) die Seele jeder ſolchen Darſtellung, ſo iſt doch hier „Idee", auch auf Abſtraktes, wie Handlungen und Situationen, bezogen, etwas ganz anderes als was das Wort im Platoniſch-Schopenhauer'ſchen Sinne bedeutet, und zwar etwas, was den Stoff und das Intereſſe des Menſchenlebens in ſeiner Relation zu dem ſubjektiven künſtleriſchen Geiſte vorausſetzt. — Auch iſt gegen Schopenhauers äſthetiſche Prinzipien noch geltend zu machen, einmal, daß die künſtleriſche

Thätigkeit keineswegs in der bloßen Wiederholung des innerlich Geſchauten beſteht, da vielmehr das ausgeführte Werk vollkommener zu ſein pflegt als die Konzeption, und zweitens, daß die kunſtgenießende Rezeption keineswegs in ihrer ſpezifiſchen Luſt durch den Zuſtand des „willensfreien Erkennens“ erſchöpft iſt, welchen ſubjektiven Faktor jener Luſt Schopenhauer zu ſehr gegen den objektiven, aus dem Gegenſtande ſeine höchſt mannigfachen Kräfte auf das Gemüt ſpielen laſſenden Faktor, betont.

Aus den ethiſchen Anſchauungen Schopenhauers, die von einem ganz eigenen tragiſchen, aber gar keinem rigoriſtiſchen Ernſte ſind, heben ſich beſonders ab die Lehre von der Unfreiheit der Willensakte in Verbindung mit der Freiheit des Weſens, von dem Mitleid als der Grundlage der Moral und von der Bejahung und Verneinung des Willens. Der Determinismus, alſo die Lehre von der Notwendigkeit der einzelnen Handlungen des Menſchen, hat eine eingehende und glänzende Darlegung gefunden in Schopenhauers gekrönter Preisſchrift über die Freiheit des Willens; doch hängt der ganze Nerv der Beweisführung eigentlich allein an der in einer Erkenntnis a priori feſtſtehenden ausnahmsloſen kauſalen Bedingtheit aller Veränderungen von einem Zuſtand in den anderen. Mir iſt es doch immer vorgekommen, als ob dieſe nicht wohl abzuleugnende Notwendigkeit eine unſchuldige Notwendigkeit wäre, die ſich von den beſonderen Fällen empfundenen unwiderſtehlichen pſychiſchen Zwanges ſelbſt gegen beſſeres oder ſchlechteres Wollen, ſehr ſcharf abhebt, wie der unſchuldige Druck der auf uns laſtenden Luftſäule von dem fortſchleudernden und zerreißenden Luftdruck einer Exploſion. Die von Schopenhauer ſo außerordentlich geprieſene Kantiſche Vereinigung von Freiheit (unſeres Weſens als eines außer der Zeit und Kauſalität ſtehenden Dinges an ſich) und Unfreiheit (der Handlungen unſeres phänomenalen Ichs) fällt mir mit der Verwerfung der Idealität der Zeit gänzlich dahin: der Widerſpruch, daß wir unſerem Daſein nach unſer eigenes Werk ſein ſollen, alſo wir, die noch nicht ſeienden, entſpringen aus uns, den alſo ſchon ſeienden,

hat mich stets wunder genommen. — Die Mitleidsethik berührt ja sehr sympathisch und ist historisch ein sehr willkommenes Korrektiv gegen die einseitige, das fühlende Individuum nur zu oft erbarmungslos behandelnde absolute Pflichtethik Kants und Fichtes, und Entwickelungsethik Hartmanns, und für die Aufgabe, „edel, hülfreich und gut" zu sein, entfließen aus der Schopenhauerschen Anschauung die schönsten und wirksamsten Motive; aber doch ist es absolut klar, daß mitleidig sein und sittlich sein sich durchaus nicht decken, da der Umfang des sittlichen Handelns ja viel größer ist als des mitleidigen Handelns, und das mitleidige Handeln oft aus höheren Rücksichten oder allseitiger Vernunft sittlicher Weise zurücktreten muß. Die tiefste Begründung der Schopenhauerschen Mitleidmotivation aus dem „tat tvam asi", „das bist du", also aus der Behauptung der wirklichen numerischen Identität aller Wesen, als des Einen Willens zum Leben, halte ich, in dieser Auffassung, für eine, wieder mit dem falschen subjektiven Idealismus zusammenhängende Überspannung: der Gedanke, daß alle Wesen wie das eigene Ich zu behandeln nur von dem Einen zufälligen Standpunkt unseres Ich eine Thorheit, von jedem anderen, also dem universellen Standpunkt aber Vernunft ist, übt dieselbe gewaltige Motivation zur Nächstenliebe aus und hält sich dabei von jener Überspannung frei. — Die Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens, die Lehre also, daß die Welt dem Willen zum Leben, als seine Konsequenz, den Spiegel seines Wesens vorhält, behufs seiner Entscheidung zum Wollen oder Nichtwollen, habe ich von jeher mit tiefster Sympathie der Seele begrüßt, bin mir aber sehr wohl bewußt, daß darin ein starkes Element *individueller* Neigung für den von Schopenhauer als den der Verneinung des Willens beschriebenen Zustand der Seele stecken mag. Schopenhauer *verlangt* die Verneinung ja nicht — angeblich weil die wahre Ethik nicht präzeptiv sein dürfe, in Wahrheit wohl aus der Scheu, sich mit der Hauptmasse der occidentalischen Kultur in grellen Widerspruch zu setzen —, aber er schildert sie offenbar mit fromm durchschauerter Verehrung als das bessere Teil,

welches sich erwählen läßt, und blickt zu ihren Vertretern, den Heiligen, Büßern und Weltüberwindern, empor als zu der höchsten Erscheinung des Lebens. Die mystische, der Welt und ihrer Lust abgekehrte, über ihre Leiden erhabene, den Eigenwillen durch Askese abtötende, in der seligen Ruhe des erloschenen Willens stehende Richtung der menschlichen Natur, wie sie in vereinzelten Auserwählten unter mannigfachen Formen in verschiedenen Zeiten und Völkern, namentlich im Buddhismus und mittelalterlichen Christentum, gleichsam als ein Protest sich geäußert hat gegen die stets das Leben ans Herz drückende Gesinnung der großen Menge, diese mystische Richtung, als deren gemeinsamen Kern Schopenhauer nicht ganz unzutreffend die Verneinung des Willens ansieht, hat bei keinem Philosophen eine so verständnisvolle Würdigung gefunden als bei ihm. Sie ist von ihm in einen innigen Zusammenhang mit der Zentrallehre seines Systems gebracht, sie ist bei ihm frei geblieben von den trivialen Bemäkelungen der niedrigeren Natur und in einer Charakteristik vor Augen geführt, in welcher den mitfühlenden Leser ein erhebendes Emporgetragenwerden über das ganze Treiben dieser Welt, wie nur nach der erschütterndsten Tragödie, überkommt.

Ich darf Sie nun nicht mehr lange ermüden mit der Lobpreisung der Schopenhauerschen Sprache und Darstellungsart, deren Reiz, Zauber, Interesse und Macht Sie alle an sich empfunden haben. Dieser formelle Vorzug seiner Werke, diese drastische Anschaulichkeit, diese klassische Natürlichkeit, diese kernige Markigkeit, diese klare Bestimmtheit, diese modefreie Reinheit seiner Sprache — wie ich das alles viel lieber sagen möchte als mit E. v. Hartmann von einer Pikanterie seiner Darstellung sprechen — wird bereits allseitig, auch von den entschiedensten Gegnern, anerkannt, und ein Platz unter den allererſten Meistern deutscher Prosa unserem großen Schriftsteller nicht bestritten.

Und so schließe ich denn mit einigen kurzen Hinweisungen auf den Einfluß, den sich die Schopenhauerschen Werke für das Kulturleben errungen haben. Bekanntlich zeigte sich ein

ſolcher lange Jahre in vereinzelten, aber großen Spuren, der kurzen, aber bedeutenden Bezeugung der Großartigkeit ſeines Hauptwerkes durch einen Goethe und Jean Paul. Es kam dann die Zeit, wo Schopenhauer, faſt gleichzeitig in Deutſchland und England, ſozuſagen entdeckt wurde, durch ſeinen eigentlichſten Schüler Julius Frauenſtädt und die Weſtminſter-Review, gegen Anfang der fünfziger Jahre. Es bildete ſich die kleine Schaar der alten Garde ſeiner Verehrer, unter denen hervorragen ein von Doß, Gwinner, Dorguth, Aſcher, Cornill, Lindner und andere; eine junge Garde, darunter die Dichter Albert Möſer und Eduard Griſebach, ſchloß ſich anfangs der ſechziger Jahre daran. Schopenhauer ſelber konſtatiert noch in ſeinen letzten Lebensjahren in ſeinem Briefwechſel mit wirklich kindlicher Freude immer wieder, daß „der Nil in Kairo" ſei. In Wahrheit aber wuchs die Bekanntſchaft der allgemeinen Bildung mit ſeinen Werken erſt nach ſeinem Tode, in den ſechziger Jahren, und ſteht ſeit der Zeit auf gleicher oder noch wachſender Höhe. Alle höhern Berufsarten ſind mit ſtarken Kontingenten der Schopenhauerverehrung durchſetzt: der Aufruf zu der Gründung eines würdigen Denkmals für ihn in ſeiner geliebten Stadt Frankfurt a. M. zu ſeinem 100jährigen Geburtstage, dem 22. Februar 1888, iſt unterzeichnet von einer Menge hervorragender Namen aus allen Lebensſtellungen. Ganz beſonders zeigt ſich die Publiziſtik bereichert durch ſeine Anregungen und gefördert durch das herrliche Vorbild ſeiner klaſſiſchen Sprache. Aber auch in der eigentlichen Philoſophie hat Schopenhauer das Eis, in welchem ihn die Unzunftgemäßheit ſeines Privatgelehrtentums Jahrzehnte lang umſchloß, gänzlich durchbrochen. Alle namhaften philoſophiſchen Schriftſteller der beiden letzten Jahrzehnte, z. B. ein Bahnſen, Mainländer, Freiherr v. Hellenbach, du Prel, ein Liebmann, Bilharz, Peters zeigen ſich von der Berückſichtigung der Schopenhauerſchen Ideen ganz durchdrungen; hervorragende Vertreter der anderen Fakultäten, z. B. der Juriſt v. Ihering, der (verſtorbene) Phyſiolog Rokitansky, der Theolog Schultz hoſpitieren fleißig in ſeinen Werken. Die wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften Englands und Frankreichs beweiſen

die wachsende Bekanntschaft des Auslandes mit Schopenhauers Schriften. Und alle solche Bekanntschaft pflegt eine in das geistige Leben des Lesers eingreifende zu sein, derartig, daß ihm von seiner Lektüre Schopenhauers eine ganz neue Periode fruchtbaren Blickens in die Welt zu datieren scheint. Der Mann endlich, welcher in der Philosophie über Schopenhauer hinausgegangen ist und dessen übergroßer Produktionsreichthum wahrscheinlich das Nachdenken der folgenden Jahrzehnte mächtig beschäftigen wird, E. v. Hartmann, ist, wenngleich noch durch ganz andere Quellen der eigenen Originalität und der fremden Einflüsse gespeist, doch ohne Schopenhauers Vorgängerschaft kaum denkbar.

Hochgeehrte Anwesende! Einem Manne von solcher Geistesrichtung und Geisteskraft, von einer trotz aller Irrtümer so bedeutenden Stellung neben den ersten Heroen in der Geschichte des menschlichen Denkens, von einer so weit ausgreifenden und tiefgehenden Wirksamkeit auf das geistige Leben der tausende seiner mit ihrem besten Können sich in ihn versenkenden Leser ein würdiges, sichtbares Denkmal zu setzen, das ist ein Gedanke vieler Besten unseres Volkes, welcher, wenn er nicht gefaßt wäre, gar nicht bald genug gefaßt werden könnte, um dem 100sten Geburtstage dieses Sternes unserer höheren Literatur mit Gebühr gegenüber treten zu können. Wenn aber erst die Kolossalbüste vollendet dastehen wird als eine treue Verkörperung dieses einsam-eigenartigen deutschen Genies, so wird sie unzählbare stille Momente tiefer Bewegung in dem sinnenden Beschauer erwecken und eine der bedeutsamsten und schönsten Zierden sein dieser edlen Perle unter Deutschlands Städten, des alten, wunderschönen Frankfurt am Main.

II. Berichte aus den Abteilungen.

Abteilung für Geschichte (G).

Die zweite wissenschaftliche Zusammenkunft der Abteilung fand, wie am 22. Mai verabredet, am 26. Juni statt. Der stellvertretende Vorsitzende Herr Prof. Fischer teilte zunächst das vom Verwaltungsschreiber aufgestellte Verzeichnis der neu eingelaufenen und in der Sitzung ausliegenden historischen Schriften mit und referierte kurz über „Beiträge zur Geschichte und Literatur des deutschen Studententums" von A. Pernwerth von Bärnstein, welche Schrift einen recht brauchbaren und lesbaren Ueberblick über das im Titel bezeichnete Gebiet gewähre.

Herr Prof. Oelsner hielt darauf den in Aussicht gestellten Vortrag über die „Vita Karoli IV", deren Übersetzung für die „Geschichtschreiber der Deutschen Vorzeit" ihm Anlaß zu einigen kritischen Untersuchungen geboten hatte. Einleitend besprach der Herr Vortragende den Handschriftenbestand und die bisherigen Editionen (die erste durch Reineccius von 1585, den Wiederabdruck bei Freher von 1602, die verbesserte Ausgabe in Böhmer's Fontes Bd. 1. von 1843, die neueste mit Erläuterungen in czechischer Sprache im 3. Bande der Fontes rer. Boh. von 1882), um sich dann dem Inhalte des Werkes selber zuzuwenden. Es ist die einzige Selbstbiographie eines deutschen Kaisers die hier vorliegt, aber es ist uns damit nicht etwa eine Darstellung der Regierung dieses Kaisers geboten, sondern die Erzählung bricht gerade dort ab, wo unser Interesse sich verdoppelt, im Jahre 1346, dem Jahre der Thronbesteigung Karls als Böhmischen und Römischen Königs. Auch ist nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, die Fortsetzung uns verloren gegangen, sondern aus verschiedenen Umständen ergibt sich mit voller Sicherheit, daß das Werk nie weiter gereicht hat; alle Handschriften schließen mit diesem Jahre: Benesch von Weitmühl, der die Vita benutzte, deutet unverkennbar an, daß er von 1346 an diesen Führer entbehren muß, keine Hinweisung auf Darstellung späterer Ereignisse geht über diese Grenze hinaus. Endlich ist diese Be-

grenzung nicht eine blos zufällige, sondern allem Anschein nach eine von Karl beabsichtigte, welche mit der Tendenz des Werkes zusammenhängt. Nicht die Darstellung der politischen Geschichte ist die Aufgabe die Karl vorschwebt — diese überläßt er im allgemeinen den Chroniken; die persönlichen Erlebnisse stehen durchaus im Vordergrund, die Geschichte seiner Lehr- und Wanderjahre, die mit der Thronbesteigung abschließen, will er schreiben und darin die Irrungen und Erfahrungen seines reichbewegten Jugendlebens niederlegen zur Belehrung für seine Leser. Der lehrhafte Zug im Ganzen ist unverkennbar, und .dieser Tendenz dient neben der noch zu besprechenden Widmung auch offenbar die in die Erzählung aufgenommene Predigt, welche Karl, wie er berichtet, einstmals im Traume gehalten haben will. Böhmer hat in seiner Ausgabe diese Predigt ausgelassen, aber für den Charakter des Werkes, besonders als Denkmal der Persönlichkeit Karls IV. betrachtet, ist sie gar nicht ohne Interesse, und Herr Prof. Oelsner hat sie deshalb auch in seine Übersetzung mit aufgenommen. — Die Schrift beansprucht historischen Wert aber nicht nur als literarische Äußerung des königlichen Autors, sondern auch durch den Inhalt ihrer Mitteilungen. König Karls Jugendleben war, wie schon angedeutet, ein sehr bewegtes, in Frankreich, Deutschland, Böhmen, Italien hatte es sich abgespielt, und kaum den Knabenjahren entwachsen, hatte Karl schon an den politischen Vorgängen thätig teilgenommen, so 1331, erst 16 Jahre alt, als Vertreter seines Vaters König Johann von Böhmen in Italien. Die Vita berichtet nun über diese Erlebnisse sowohl mit Wahrhaftigkeit wie auch mit einer sich oft auf kleine Details erstreckenden Genauigkeit. Die Vermutung ist deshalb nicht abzuweisen, daß frühzeitig gemachte Notizen der Erzählung zu Grunde liegen, wenn auch die einheitliche Darstellung nicht gestattet, eine Zusammensetzung aus Tagebuchblättern anzunehmen in der Art wie Loserth sich die Entstehung der Schrift zu denken scheint.

Von dem Hauptteile des Werkes wesentlich verschieden in Richtigkeit der Angaben und Sorgfalt der Darstellung sind aber

die letzten Kapitel. Ereigniſſe, auf welche vorher als ſpäter noch in der Erzählung zu berührende Bezug genommen iſt, ſind übergangen, die Darſtellung wird ſprunghaft, und es finden ſich auch auffällige Irrtümer. Es kommt hinzu, daß dieſe letzten Kapitel ſich auch der Form nach ſcharf von den vorhergehenden ſcheiden. Der Stil, vorher ſchlicht und einfach, und in dieſer Einfachheit anziehend, wenn auch manchmal etwas ungelenk, wird im Streben nach Schmuck pomphaft und ſchwülſtig, und zugleich vollzieht ſich, was am meiſten auffällt, ein Wechſel in der äußeren Stellung des Erzählers zu ſeiner Darſtellung; über Karls Erlebniſſe berichtet derſelbe ſtatt, wie bisher in der erſten, fortan in der dritten Perſon. Es kann nach dem allem kein Zweifel ſein, daß in dieſen letzten Kapiteln ein anderer als Karl ſelbſt die Feder geführt und die von ihm unvollendet gelaſſene Schrift zum Abſchluß gebracht hat. Man darf aber nicht glauben, daß dies erſt in ſpäterer Zeit, etwa gar nach Karls Tode geſchehen ſei; allem Anſcheine nach ſind vielmehr dieſe Schlußkapitel ſehr bald auf Karls Veranlaſſung und unter ſeiner Mitwirkung hinzugefügt worden. Beweiſe dafür findet Herr Profeſſor Oelsner in dem Umſtande, daß ſämtliche zahlreiche Handſchriften bis 1346 reichen, ferner in vielen ſich gleichbleibenden Charakterzügen der Schrift, Hervorhebung des Perſönlichen und des Anekdotenhaften, Geſinnung und Urteil über Perſonen und Sachen. Auch hat Beneſch von Weitmühl nach des Herrn Vortragenden Meinung die Vita ſchon in ihrem ganzen Umfange, wie ſie uns vorliegt, benützt. Als Verfaſſer dieſer Schlußkapitel hat man ſich wohl einen Mann aus des Königs nächſter Umgebung, etwa einen federgewandten Beamten ſeiner Kanzlei, vielleicht den Johann von Neumarkt, Karls langjährigen Kanzler, zu denken. Der Stil dieſes Mannes zeigt dieſelben Eigentümlichkeiten, die in dieſem letzten Abſchnitte der Vita zu beobachten ſind. — Was die Zeit der Entſtehung anlangt, ſo deuten verſchiedene Anzeichen darauf hin, daß dieſelbe in König Karls erſte Regierungsjahre zu ſetzen iſt. Es iſt überhaupt auf kein Ereignis, das nach 1346 läge, Bezug genommen, und insbeſondere ſind mehrere Vorgänge aus den Jahren 1354 und

1355, deren Berührung bei Karls ganzer Schreibweise mehr als nahe gelegen hätte, gar nicht erwähnt, nämlich die Erhebung der in der Vita oft erwähnten Grafschaft Luxemburg zum Herzogtum und die Gründung zweier Klöster, welche im Zusammenhang mit zwei in der Vita erzählten Ereignissen erfolgte. Herr Professor Oelsner stellt nun die Vermutung auf, daß Karl sich im Jahre 1348 in einigen Monaten der Muße an die Niederschrift seines Werkes gemacht und, als er dann bald wieder durch politische Ereignisse in Anspruch genommen wurde, die Vollendung einem Andern, vielleicht dem eben genannten Johann von Neumarkt, übertragen habe. — Es fragt sich nun nur noch, wie man angesichts der wohl ganz sicher anzunehmenden frühen Entstehung der Schrift ihre beiden ersten Kapitel, die Widmung zu deuten hat. In dieser Widmung wendet sich Karl an die Erben seiner beiden Throne, und, da man sich unter diesen Erben Karls Söhne Wenzel und Sigmund dachte, hat man geglaubt, die Abfassung der Widmung in eine spätere Zeit setzen zu müssen. Lorenz wird dadurch trotz der auch von ihm erkannten Gegengründe dazu verführt, Karl die ganze Vita erst gegen Ende seiner Regierung beginnen zu lassen, während Böhmer sich durch die Hypothese zu helfen suchte, daß die Widmung durch Karl erst nachträglich hinzugefügt sei, und Loserth gar annimmt, daß sie überhaupt nicht von ihm herrühre, sondern erst etliche Jahre nach seinem Tode von fremder Hand dem Werke vorgesetzt, eigentlich also eine Fälschung sei. Jede dieser Ansichten nimmt dem Werke etwas von seinem einheitlichen Charakter, ohne doch im übrigen recht einzuleuchten oder auch nur zu befriedigen. Die Schwierigkeit, welche durch sie gelöst werden soll, ist aber in Wahrheit gar nicht vorhanden; denn in der Widmung ist mit keinem Worte angedeutet, daß Karl sich unter den Nachfolgern auf seinen beiden Thronen seine Söhne denkt oder überhaupt bestimmte Persönlichkeiten im Auge hat. Herr Professor Oelsner zeigte, indem er die Stelle (secundis [d. i. sequentibus] sedentibus in thronis meis binis) im Wortlaut vorlegte und besprach, daß in der That Karls Widmung ganz allgemein an seine Nachfolger in Böhmen und

im Reich gerichtet sei. Er fand für dieses Ergebnis, wie überhaupt für seine Ausführungen, allgemeine Zustimmung.

Dem Wunsche des AGA., Vorschläge für die Lehrgänge zu erhalten, wurde durch Ernennung einer Kommission entsprochen, welche die Ermächtigung erhielt, dem AGA. namens der Abteilung geeignete Vorschläge zu machen. In die Kommission wurden die beiden Vorsitzenden und Herr Professor Oelsner gewählt.

Herr Joseph berichtete darauf über die Brakteaten des Odenwalder Fundes, welche auf Grund eines von ihm zuerst beachteten und richtig gelesenen Stückes (mit der Aufschrift Cuno de Liche) und auf Grund der damit zu kombinierenden Urkunde Friedrichs I., welche dem Kuno von Minzenberg die Frankfurter Münze übertrage, in die Wetterau und zwar, soweit Kaiserbrakteaten, nach Frankfurt zu verweisen seien. Es schließt sich damit eine Lücke in der Münzgeschichte Frankfurts. Den Darlegungen des Herrn Vortragenden, welche durch zahlreiche Münzen und Abdrücke unterstützt und erläutert wurden, traten die Anwesenden, welche sich noch zu der Frage äußerten, in allen Stücken bei. Herr Joseph wird seine Untersuchungen in Weyls Berliner Münzblättern veröffentlichen und dort auch zeigen, daß die Kurmainzischen Brakteaten dieses Fundes sehr wahrscheinlich in Amöneburg geprägt sind, während die Dynasten-Brakteaten wohl größtenteils oder alle nach Lich gehören.

Schließlich kam noch die in der vorigen Sitzung erörterte Angelegenheit der Bibliotheca historica zur Sprache. Nachdem der AGA inzwischen den gewünschten Beitrag bewilligt hatte, schlug der Vorsitzende Herr Dr. Grotefend vor, ihn und den Schriftführer zu beauftragen, nun bei der Verlagsbuchhandlung und bei den Vereinen die nötigen Schritte zu thun, und die Abteilung stimmte dem zu.

In der dritten wissenschaftlichen Zusammenkunft am 18. September machte zunächst der Vorsitzende Herr Dr. Grotefend Mitteilungen über den Lehrplan für das kommende Wintersemester, in dem die Geschichte durch Vorträge Herrn Professor Gotheins aus Karlsruhe über „Entwicklung des italienischen

Städteweſens im Mittelalter" vertreten ſei, ſowie über die inzwiſchen in Sachen der Bibliotheca historica geſchehenen Schritte. Eine Beſchlußfaſſung über dieſe Angelegenheit wurde bis zur nächſten Sitzung vertagt.

Anknüpfend an die die geſamte Geſchichtsliteratur umfaſſende Bibliotheca historica berichtete Herr Dr. Grotefend über das von ihm zuſammengeſtellte Verzeichnis von Abhandlungen und Notizen zur Geſchichte Frankfurts aus Zeitſchriften und Sammelwerken, das demnächſt als Beilage zu Bd. VII der Mitteilungen des hieſigen Vereins für Geſchichte und Altertumskunde zur Ausgabe gelangen werde.

Wie der Titel beſagt, enthält das Verzeichnis nur zerſtreute Abhandlungen aus einer teils ephemeren teils ſchwer zu überſehenden Literatur, die dem Forſcher auf dem Gebiete der vaterſtädtiſchen Geſchichte nur zu leicht entgehen können; ausgeſchloſſen ſind die gleichzeitig erſcheinenden Berichte der Zeitungen und Zeitſchriften ſowie die buchhändleriſch ſelbſtändigen Erzeugniſſe, welch' letztere, wie die Abteilung mit dem Referenten hofft, auch bald Gegenſtand einer ähnlichen Sammlung werden dürften. Die Abteilung erkannte dankbar an, daß Herr Dr. Grotefend mit dieſem nach dem Inhalte der Abhandlungen äußerſt überſichtlich geordneten Verzeichnis, in dem ſich Jedermann ohne Schwierigkeiten zurecht finden wird, einem lang und ſchwer empfundenen Bedürfnis abgeholfen hat, und ſtimmte dem Wunſch des Verfaſſers bei, daß auch andere Städte von geſchichtlicher Bedeutung derartige lokale oder provinzielle Literaturverzeichniſſe zuſammenſtellen möchten, wie ſie Lübeck und jetzt Frankfurt beſitzen.

Sodann referierte der Vorſitzende über zwei Quellenſammlungen von hoher nationaler Bedeutung, die von Dr. Karl Kehrbach in Berlin herausgegebenen Monumenta Germaniae paedagogica und die von dem Direktor des Germaniſchen Nationalmuſeums in Nürnberg, Dr. A. Eſſenwein, angeregten Monumenta iconographica medii aevii und Reliquiae medii aevi. Das erſtere Unternehmen bezweckt eine umfaſſende Sammlung von Quellen zur Geſchichte der Pädagogik in den germaniſchen

Ländern, bestehend aus Schulordnungen, Schulbüchern, pädagogischen Miszellaneen und zusammenfassenden Darstellungen, welche „die gesamte Entwickelung des Deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens in ihren wesentlichen literarischen Manifestationen ohne Bevorzugung einer besonderen Schulgattung, eines besonderen Zeitraumes oder einer besonderen Konfession, überhaupt ohne jeden Parteistandpunkt" vorführen soll. Die Arbeiten sind bereits soweit gediehen, daß bald die ersten Publikationen zu erwarten sind, die auf allseitiges Interesse und rege Förderung rechnen dürfen. Den Plan des zweiten Unternehmens legt eine Denkschrift Essenweins eingehend dar, worin der Verfasser eine Dreiteilung der deutschen Geschichtsquellen in schriftliche, bildliche und körperliche aufstellt. Für die ersteren besitzen wir die Publikation der Monumenta Germaniae historica, die beiden letzteren aber sollen unter den oben genannten Titeln veröffentlicht werden. So wichtig für die mittelalterliche Kulturgeschichte die Publikation der Monumenta inconographica wäre, so fragwürdig ist der wissenschaftliche Wert der Reliquiae medii aevi, da dem Forscher das Bild des körperlichen Gegenstandes niemals genügen wird. Die Publikation erfordert so bedeutende Geldopfer, welche Dr. Essenwein von der Reichsregierung erhofft, daß an ein Zustandekommen in dem geplanten Umfang wohl kaum gedacht werden darf.

Der Vorsitzende machte ferner auf das im zweiten Ergänzungsheft der Westdeutschen Zeitschrift erschienene „Rheinische Archiv", einen Wegweiser durch die für die Mittel- und Niederrheinlande wichtigen Archivalien, aufmerksam, dessen erster Teil den Niederrhein berücksichtigt. Die Arbeit giebt eine kurzgefaßte Übersicht der Bestandteile des Düsseldorfer Staatsarchivs und zählt im Anhang die kommunalen und privaten Archive im Gebiete des Niederrheins auf. Ähnliche summarische Inventarien sind vom Herausgeber für die Staatsarchive zu Coblenz und Wiesbaden, sowie für unser Stadtarchiv beabsichtigt. Die Abteilung stimmte dem Referenten zu, daß derartige Verzeichnisse von Archiven, die sich aus ganz heterogenen Teilen zusammensetzen, sehr willkommen sind, daß aber die kurze Inhaltsangabe eines

einheitlich erwachsenen Stadtarchivs, wie des unsrigen, nur von geringem Wert sein kann; mit einer kurzen Übersicht, die den Inhalt der Akten doch nicht erschöpfend genug andeuten kann, ist hier wenig gethan, und wer in städtischer Geschichte arbeiten will, ist doch stets auf die Auskunft des Archivars angewiesen. Dagegen dürfte sich nach Ansicht des Referenten eine Publikation des Kriegk'schen Regisiters zu der Abteilung Reichssachen des hiesigen Stadtarchives sehr empfehlen, einer Arbeit, die nicht nur der lokalen Geschichtsforschung, sondern noch viel mehr der auswärtigen zu gute käme, da die betreffende Serie sämtliche Akten über die Beziehungen der alten Reichsstadt zum Reich und seinen Gliedern enthält.

Zum Schlusse machte Herr Dr. Speyer darauf aufmerksam, daß es uns noch an einer Darstellung der neueren Geschichte Frankfurts im 17. und 18. Jahrhundert fehlt und brachte dafür die Initiative des Freien Deutschen Hochstiftes in Anregung; es sei, so meinte Redner unter Zustimmung der Abteilung, eine des Hochstiftes würdige Aufgabe, eine wissenschaftliche Durchforschung und Darstellung der Zeit und des Bodens, dem der junge Goethe erwachsen sei, in die Hand zu nehmen. So sympathisch auch sämtliche Mitglieder der Anregung des Herrn Dr. Speyer gegenüberstanden, so sehr mußten sie, zumal die mit den Verhältnissen des hiesigen Stadtarchivs vertrauten, den schwerwiegenden Bedenken des Herrn Dr. Grotefend beipflichten. Derselbe legte dar, daß die Zeit zu einer solchen Arbeit noch nicht gekommen sei, selbst wenn Herr Dr. Speyer seine Wünsche auf das vorige Jahrhundert beschränke. Was der Ausführung entgegensteht, ist zunächst die geringe Übersichtlichkeit des archivalischen Materials. Dieser wird zwar in Bälde dadurch wenigstens teilweise abgeholfen, daß einer der folgenden Bände der Quellen zur Frankfurter Geschichte den vom Redner neu gefundenen dritten Band von Lersners Chronik, sowie mehrere für die Geschichte und Kulturgeschichte unserer Vaterstadt im vorigen Jahrhundert hochwichtige und interessante Tagebücher bringen wird, deren Charakter und Bedeutung Redner kurz skizzierte. Das Aktenmaterial dagegen weist trotz großer Fülle

doch auch einige sehr empfindliche Lücken, besonders auf dem Gebiete der Handelsgeschichte, auf, wie an einigen Beispielen erläutert wurde. Eine aktenmäßige Darstellung des siebenzehnten Jahrhunderts aber ist, wie Herr Dr. Grotefend nachwies, bei dem jetzigen Zustand des Materials zur Zeit noch nicht ausführbar. Trotz alledem hofft die Abteilung, daß das Hochstift nach einiger Zeit dem dankenswerten Vorschlag des Herrn Dr. Speyer stattgeben kann, und es wurde beschlossen, in der nächsten Abteilungssitzung die Angelegenheit nochmals zur Sprache zu bringen.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Am 3. September fand eine wissenschaftliche Sitzung statt. Der Vorsitzende, Herr Dr. Valentin, eröffnete sie mit der Mitteilung, daß die Herren Direktor Dr. H. Weismann und Herr Ingenieur Kühl der Abteilung als stimmberechtigte Mitglieder beigetreten seien. Er legte sodann eine sehr dankenswerte Einsendung des Herrn Architekten Hasselmann in München vor: „Initialen nach den Originalien aus der Kunstsammlung des Herausgebers Architekten Hasselmann in München. Der Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmet. 100 Blatt in 10 Lieferungen.“ Die in photographischem Lichtdruck von H. Bruch hergestellte Veröffentlichung bringt größeren Kreisen, welchen der Besitz der Originale fern liegt und denen deren Studium nicht immer leicht möglich ist, eine sehr wertvolle Bereicherung der Anschauung und des Vorbildes auf diesem in der neueren Zeit mit Vorliebe wieder gepflegten Gebiete der Kleinkunst. Es ist daher zu erwarten, daß das Werk eine reiche Benutzung finden wird. Die interessante Sammlung soll in den Räumen des Goethehauses, sobald die erforderlichen Rahmen beschafft sein werden, den Besuchern zur Ansicht gebracht werden.

Hierauf hielt Herr Richard Graul von hier einen Vortrag: „Über einige neue Richtungen in der französischen Malerei, speziell die Naturalisten und die Impressionisten.“

Den Inhalt des Vortrags bildeten in Kürze folgende Bemerkungen, welche der Redner im einzelnen begründete und des

weiteren erörterte, mit beständigem Hinweis auf eine reiche Sammlung von Reproduktionen, die, zum teil von der Prestelschen Kunsthandlung in bereitwilligster Weise zur Anschauung überlassen, teils ausgestellt waren, teils nach dem Vortrag zur Beschauung herumgereicht wurden.

Unter den Kunstrichtungen im modernen Frankreich steht der Naturalismus oben an. In mannigfaltigen Erscheinungsformen, als Impressionismus, Luminismus und Tachismus hat er in dem Maße überhandgenommen, daß die Gegenbestrebungen Einzelner, wie der Neoklassiker, alle Tragweite verloren zu haben scheinen. Die Keime, aus denen diese extremen realistischen Richtungen sich entwickelt haben, sind als Vorbildungen bei einer Reihe von Landschaftern, von denen Camille Corot mit seiner Geburt noch in das vorige Jahrhundert zurückweist, erkennbar. Corot hat zuerst die Strenge akademischer Form in den weichen Schmelz der Stimmung aufgelöst. Die realistischen Bestrebungen wurden von seinen Nachfolgern und Gleichstrebenden wie Théodore Rousseau, Paul Huet, Louis Cabat, Louis Français u. a. weitergeführt. Aber erst in François Daubigny bricht der Naturalismus der Auffassung derart durch, daß er als der „geistige Vater" der modernsten impressionistischen Landschafter in bedingtem Sinne gelten kann. Er suchte zuerst in bewußter Weise das Momentane der landschaftlichen Erscheinung, die voraussetzungslose Impression im Bilde festzuhalten — überall aber entsprang die Schöpfung einer das Ganze beherrschenden Stimmung des Künstlers.

Weit entschiedener als diese Landschaftsmaler betraten indessen die Genremaler naturalistische Pfade. So hat Jean-François Millet das schlichte Leben der Bauern naturgetreu geschildert, die Last seines dürftigen Daseins und seine dumpfe Behaglichkeit nach gethanem Tagewerk in mitfühlender Empfindung vorgeführt; gerne schlug er dabei den Ton melancholischer Schwermut an. Ist auch die Zahl von Millets unmittelbaren Nachfolgern keine große, so fielen doch seine Neuerungen auf fruchtbaren Boden, und eine ganze Schar selbständiger Nachzügler erntete reiche Erfolge auf dem Felde, das er bebaut hatte, ohne selbst

bedeutenden Vorteil daraus gezogen zu haben. Jules-Adolphe Breton ist zur Zeit einer der hervorragendsten Schilderer des Landlebens. Ein Beispiel seiner Art, den einfachen Gegenstand seiner Bilder mit wahrhaft poetischer Empfindung zu umgeben, ist seine „Lerche" aus dem diesjährigen Salon. Der treffliche Holzschnitt von R. Berthold, welcher diesen Bericht ziert, ist dem XX. Bd. S. 228 der Lützow'schen „Zeitschrift für bildende Kunst" (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) entlehnt. Ein jugendliches Bauernmädchen geht am frühen Morgen hinaus aufs Feld zur Arbeit: da schwingt sich eine Lerche auf, ihr Morgenlied in die Lüfte hinausschmetternd. Das Mädchen schaut zu ihr auf, und heller fröhlicher Gesang steigt aus ihrem Herzen hervor, und die selbst eine frohe Lerche, frisch in den Tag und das neuerwachende Leben hineinwandert. — Während bei Breton das eminent persönliche Element vorherrscht, so ist es bei Bastien Lepage fast gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Hier erscheint die Natur mit brutaler Nacktheit wiedergegeben: der forschende Sinn ist an Stelle des poetisch schöpferischen getreten — er hat sich bis in die kleinsten unwesentlichsten Details eingedrängt. Von einem „Lyrismus" der Auffassung keine Spur mehr, und doch war Bastien Lepage nicht der vulgäre, prosaische Mensch, als den man ihn gewöhnlich hinstellt. Sein letztes Hauptwerk, „die Liebe auf dem Dorfe", bezeugt hinreichend, daß eine Wandlung des naturalistischen Systems sich in ihm vollzog. Freilich war es nicht seine Absicht in der Weise Millets, etwa die Formen zu stilisieren, sie größer, gewaltiger zu gestalten — das Heroische in der Erscheinung, das Epische in der Erzählung war ihm fremd —, aber er bekundete deutlich das Streben nach dem Ausdruck einer das Ganze umfassenden Grundstimmung: das ist der ideale Kern in der grobnaturalistischen Schale.

Ebensowenig wie Millet hatte Bastien Lepage direkte Fortbildner: beide waren originale Künstler, und das Originale der Auffassung vererbt sich nicht. Indeß steht Léon Lhermitte zu diesen Meistern in naher Beziehung. In seinen großen Schilderungen (»les vendanges« 1884, besonders »le vin« 1885) liebt er eine

gewiſſe Völligkeit der Formgebung, eine Art von Nobleſſe im Auftreten; ſeine Auffaſſung iſt kernhaft, gediegen. Macht der Künſtler dem Impreſſioniſten auch vielfach Konzeſſionen (die »pleine lumière«), ſo trennt ihn doch eine weite Kluft von ihren auffälligſten Verirrungen.

Der eigentliche Pionier des modernſten Naturalismus war Courbet, der Meiſter von Ornans. Seine Darſtellung iſt von eindringlicher Schärfe in der Beobachtung; oft entſchädigt ein humoriſtiſcher Zug für die verletzende Natürlichkeit der Naturwiedergabe. Aber auch er hat den Gipfel des Naturalismus nicht erklommen: den Impreſſioniſten ſtrenger Obſervanz erſcheint Courbet noch zu plaſtiſch in der Modellirung ſeiner Figuren. Der Impreſſionismus, deſſen bewußter Apoſtel ohne Zweifel Edouard Manet iſt, ſieht in der Natur nur ebene Flächen mit farbigen Flecken. Dieſe Flecken oder taches, deren exakte Wiedergabe die impreſſioniſtiſchen Maler erſtreben, haben ihnen den bezeichnenden Namen „tachistes“ gegeben. Allein die wichtigſte Neuerung Manets war die Malerei en pleine lumière, en plein air (in vollem Licht, im Freien). Ihre Adepten nennen ſich daher auch „Luminiſten“, ohne ſich damit ſtreng von den Tachiſten abzuſondern. (Zur Veranſchaulichung dieſer Malweiſe lagen in guten Reproduktionen vor: Werke von Raffaelli, Lerolle, Duez, Lançon, Manet, Renoir, Dantan, Gervex, Degas und vielen Anderen; zum teil entſtammten die Photogravüren den trefflichen Salonpublikationen von Goupil & Co. in Paris.)

Die Prinzipien des Impreſſionismus hat namentlich Emile Zola zum Gegenſtand eingehender Unterſuchungen gemacht. Sie reſümieren ſich etwa auf folgende Hauptmomente: Das Bild nicht im Atelier zu komponieren, ſondern es an Ort und Stelle vor dem Gegenſtande ſelbſt zu malen, alles Konventionelle und komponierte abzuſtreifen, ſich der Natur alſo direkt gegenüberzuſtellen und dieſe in voller, brutaler Wahrheit — carrément — wiederzugeben, ohne irgendwie ſich an die konventionell anerkannte Anſchauungsweiſe zu halten, den Eindruck, die impression, auf das gewiſſenhafteſte zu erhaſchen, die momentane ſinnliche Empfindung ganz unverfälſcht, wie ſeltſam ſie auch erſcheinen möge,

wiederzugeben. Die neuen Maler lernen nicht den „optiſchen Katechismus", ſie ſehen geringſchätzig auf die maleriſche Geſetzmäßigkeit herab und verzichten auf die Geltendmachung ſubjektiver Stimmung (sentiment): ſie geben, was ſie ſehen, ſo wieder, wie ſie es ſehen, unmittelbar, gut oder ſchlecht, ohne Abzüge, ohne Erläuterung. „Unſere Künſtler", meint Zola, „malen ſyſtematiſch das Häßliche aus Oppoſition gegen das zum Überdruß gewordene Schöne, ſie wählen das Ordinäre, weil ſie das Elegante haſſen, ſie ſind Maler, die mit den Geſetzen gebrochen haben, aber Maler ſind ſie". — Gewiß ſind ſie Maler — Künſtler aber nur in ſoweit ſie dieſe Grillen vergeſſen und, dem Strome ihrer Empfindung folgend, die Materie mit idealem Gehalte erfüllen und ſie durchgeiſtigen.

Zum Schluß machte der Vorſitzende die Mitteilung, daß die nächſte Sitzung am 14. Oktober ſtattfinden, und in dieſer Herr Hofrat Profeſſor Dr. G. Schäfer aus Darmſtadt einen Vortrag über die Denkmäler der bildenden Kunſt des Mittelalters und der Renaiſſance in einem Teile des unteren Maingaues halten werde.

Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften (N).

Die Abteilung hat im Laufe des Vierteljahres keine wiſſenſchaftlichen Sitzungen gehalten.

Abteilung für Neuere Sprachen (NS).

Seitens mehrerer Mitglieder des Freien Deutſchen Hochſtiftes war am 19. Juni l. J. eine Einladung zum Eintritt in eine eventuell zu errichtende Abteilung für Neuere Sprachen ergangen, welche lebhaften Anklang gefunden hatte. Eine auf den 4. September in das Goethehaus einberufene Verſammlung der Angemeldeten war denn auch ſo zahlreich beſucht, daß ſie nach eingehender Beratung auf Grund der Sätze 18 und 19 der Satzungen des Freien Deutſchen Hochſtifts ſofort zur Konſtituierung der Abteilung ſchreiten konnte. Mitglieder derſelben ſind:

Baumann, Adolf, Banquier, Hier.
Banner, Max, Dr. phil. Gymnaſiallehrer, Hier.
Berch, E., Dr. phil. Hier.
Caumont, A., Gymnaſial-Oberlehrer, Hier.
Cohn, Oswald, Dr. phil. Hier.
Cuers, H., Dr. phil. Hier.
Dietz, Wilhelm, Lehrer, Hier.
Fiſcher, Aug., Dr. phil. Lehrer, Hier.
Fritſch, A., Dr. phil., Lehrer, Hier.
Hanau, Heinrich, Kaufmann, Hier.
Herz, J., Lehrer, Hier.
Hoburg, R., Dr. phil., Oberlehrer, Hier.
Junker, Dr., Lehrer, Bockenheim.
Kamp, O., Dr. phil., Hier.
Kortegarn, Dr. phil., Direktor der Wöhlerſchule, Hier.
Leveque, Charles, Lehrer, Hier.
Merz, Julius, Lehrer, Bockenheim.
Michel, Ferdinand, Dr. phil., Lehrer der neueren Sprachen, Hier.
Mommſen, Tycho, Gymnaſial-Direktor, Profeſſor Dr. phil., Hier.
Müller, H. L., Lehrer, Hier.
Peliſſier, E., Gymnaſiallehrer, Hier.
Philippſon, Rob., Dr. phil., Gymnaſiallehrer, Magdeburg.
Reichard, Herm., Lehrer, Hier.
Stern, B., Dr. phil., Lehrer, Hier.
Tachau, Ludwig, Dr. phil., Reallehrer, Hier.
Valentin, V., Dr. phil., Oberlehrer, Hier.
Vetter, Fritz, Dr. phil., Lehrer, Hier.

In den Vorſtand wurden gewählt Herr Oberlehrer Caumont als erſter Vorſitzender, Herr Dr. Vetter als zweiter Vorſitzender und Herr Dr. Fiſcher als Schriftführer. Der Vorſtand wurde beauftragt, dem Akademiſchen Geſamtausſchuß die geſchehene Konſtituierung der Abteilung mitzuteilen und um Genehmigung der gefaßten Beſchlüſſe zu bitten. Dieſe Genehmigung iſt in der Sitzung des Akademiſchen Geſamtausſchuſſes vom 15. September erteilt worden.

Die Abteilung gedenkt jedesmal am letzten Donnerstag eines Monats eine Sitzung im Goethehause abzuhalten, in der eine wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiete der Neueren Philologie zum Vortrag resp. zur Besprechung kommen soll. Herr Dr. Vetter hat die Reihe dieser Vorträge bereits am 24. September eröffnet und gedenkt am 29. Oktober die Erörterung seines Themas „Die Tristansage" fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen.

Außerdem versammeln sich die Mitglieder wöchentlich einmal (diesen Winter Donnerstag Abends) in zwangloser Weise in einem geeigneten Lokale. Diese Abende sind gemeinsamer Lektüre und der Unterhaltung in englischer oder französischer Sprache gewidmet. Zur Lektüre sind für diesen Winter gewählt Byrons „Marino Faliero" und die dramatischen Dichtungen von Alfred de Musset.

Abteilung für Schöne Wissenschaften. (SchW).

Nachdem die Abteilung für Schöne Wissenschaften in der ersten Hälfte des Sommerhalbjahres längere Zeit durch Krankheit des Vorsitzenden Herrn Dr. Jordan in ihrer Thätigkeit behindert war, nahm sie diese späterhin durch drei Sitzungen wieder auf. In denselben wurden zunächst geschäftliche Angelegenheiten beschlossen; insbesondere wurde festgesetzt, daß in dem kommenden Winterhalbjahr regelmäßig an jedem zweiten Samstage im Monat, abends 8 Uhr, im Goethehause die Abteilung zusammentreten solle; auch wurde für das laufende Geschäftsjahr Herr Dr. Böcker zum Schriftführer der Abteilung erwählt. In der Sitzung vom 29. Juni berichtete Herr Direktor Dr. Rehorn — unter Bezugnahme auf einen Vortrag des Herrn Dr. Philippson über dasselbe Thema — über den neuesten Band des Goethe-Jahrbuchs. Eine lebhafte Diskussion über die zukünftige Stellung des Hochstifts zum Goethe-Jahrbuche knüpfte sich hieran, hervorgerufen durch den Umstand, daß inzwischen die Verlagshandlung mit der neuen Goethe-Gesellschaft in Weimar in ein Vertragsverhältnis eingetreten, welches die Aufrechterhaltung der seitens des Hoch-

ſtifts mit den Verlegern des Goethe-Jahrbuches getroffenen Vereinbarungen in Frage ſtellen mußte. (Vgl. Bericht des AGA an die Hauptverſammlung, Seite 55 dieſes Berichtes.)

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften. (SzW).

Die Abteilung hielt in der bewährten und vom vorigen Bericht (S. 46) näher mitgeteilten Weiſe alle 14 Tage eine Sitzung ab; jedoch ergab ſich die Notwendigkeit, in den Monaten Juli und Auguſt Ferien eintreten zu laſſen. — Hauptgegenſtand der Referate und der Diskuſſion war: „Zur Erkenntnis unſrer ſtaatswirtſchaftlichen Zuſtände" von Rodbertus Jagetzow; 1. Heft: „Fünf Theoreme" (1842), von denen die vier erſten bereits eine eingehende Behandlung ſeitens der Abteilung erhalten haben. Veranlaſſung zu der Wahl dieſes Themas war der wiederholt ausgeſprochene Wunſch, ſich einmal innerhalb der Abteilung über die Grundfragen der Volkswirtſchaftslehre gegenſeitig gründlich auszuſprechen und aufzuklären. Dieſe Wahl hat ſich auch aufs beſte bewährt, inſofern das nicht eben leichte Studium dieſer höchſt inhaltsvollen und gedankenreichen Schrift alle überhaupt an den betreffenden Sitzungen aktiv teilnehmenden Mitglieder zu einem vertieften Eindringen in die wichtigſten Probleme der Nationalökonomie und zu einem höchſt lebhaften Gedankenaustauſch über dieſelben angeregt hat. Es ſoll dabei nicht verſchwiegen werden, daß die Abteilung in ihrer großen Mehrheit mit den Reſultaten der Rodbertus'ſchen Unterſuchungen nicht immer übereingeſtimmt und ihm namentlich Mangel an Konſequenz in ſeinen letzten Folgerungen vorwerfen zu müſſen geglaubt hat. — Von den literariſchen Referaten innerhalb der Abteilung ſind beſonders hervorzuheben: das des Herren Prof. Dr. Oelsner über Maxime Ducamp: »La Charité Privée à Paris« (Paris 1885) und ein anderes desſelben Herrn über Mengers Polemik gegen die hiſtoriſche Schule in der Volkswirtſchaft; endlich das des Herrn Dr. E. Philippſon über die „Geſchichte der Poſt in Frankfurt am Main" von B. Faulhaber.

Endlich wurde ein Abend einer eingehenden Beratung der

Themata gewidmet, welche die Abteilung als zu Vortragszyklen geeignet beim Akademiſchen Geſamtausſchuß für den bevorſtehenden Winterlehrplan in Vorſchlag zu bringen wünſchte. Zu ihrer großen Genugthuung ſind ihre Vorſchläge in wohlwollendſter Weiſe bei der definitiven Geſtaltung des diesmaligen Lehrplans ſeitens des Akademiſchen Geſamtausſchuſſes berückſichtigt worden.

Herr Prof. Dr. Oelsner berichtete in der Sitzung vom 1. Juli 1885 über Mengers Polemik gegen die hiſtoriſche Schule in der Volkswirtſchaft. *) — Nach einer Charakteriſierung der hiſtoriſchen Schule ſeit Roſcher geht der Referent auf Mengers Polemik gegen dieſelbe ein; Menger betont der „empiriſchen" Methode gegenüber die „exakte", welche er die deduktiv-ſpekulative Methode nennt. Nach ihm iſt der hiſtoriſchen Richtung vorzuwerfen, daß ſie die Wiſſenſchaft zu ſehr beherrſche, während die hiſtoriſche Forſchung doch nur Hilfswiſſenſchaft der Nationalökonomie ſein dürfe; daß ſie ferner das individuelle Leben nicht ſo erfaſſen und verfolgen könne, wie es die Volkswirtſchaftslehre verlange; daß es endlich ein ſehr problematiſches Bemühen ſei, aus der Geſchichte Anwendung auf das gegenwärtige Leben zu gewinnen. — Der Angriff Mengers richtet ſich hauptſächlich gegen Schmoller, der im Gegenſatze zu Menger behauptet, das die Geſchichte nicht blos Hilfswiſſenſchaft, ſondern ein vollberechtigter und zwar der deſkriptive Teil der Volkswirthſchaftslehre ſei. Auch der Referent vertritt dieſe Theſe; die Volkswirtſchaftslehre müſſe ſich die Erkenntnis der wirtſchaftlichen Zuſtände und Anſichten aller Zeiten zur Aufgabe machen; dabei werde die Theorie auch der hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Forſchung die Direktive geben und dieſe wieder als letztes Ziel die theoretiſche Vertiefung erſtreben. Doch ſei es gut, daß durch

*) Zur Literatur: Menger, Unterſuchungen über die Methode der Sozialwiſſenſchaften und der Politiſchen Oekonomie insbeſondere. Leipzig 1883. — Schmoller, Zur Methodologie der Staats- und Sozialwiſſenſchaften: Jahrbuch für Geſetzgebung u. ſ. w. 1883, S. 239 ff. — Menger, Die Irrthümer des Hiſtorismus in der deutſchen Nationalökonomie, Wien 1884, und die kurze Abfertigung dieſer Schrift durch Schmoller im Jahrbuch 1884.

solche Polemik die philosophische Forschung neue Anregung und neuen Aufschwung erhalte.

Herr Dr. E. Philippson berichtet in der Sitzung vom 31. August 1885 über die „Geschichte der Post in Frankfurt a. M." von B. Faulhaber (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M., Neue Folge, Bd. 10, 1883). — In einigen einleitenden Worten hebt Referent hervor, wie entsprechend anderen öffentlichen politischen und administrativen Einrichtungen des Mittelalters auch das deutsche Postwesen ursprünglich nicht eine planmäßige gesetzgeberische Schöpfung gewesen, sondern gelegentlich aus lokalen und temporären Bedürfnissen entstanden und weiter entwickelt sei. Ein Zusammenstoß solcher gleichartigen, nebeneinander sich bildenden und wachsenden Institutionen sei die unausbleibliche Folge dieser Entstehungsart, und so sei denn auch die Geschichte der Frankfurter Post bis in dieses Jahrhundert hinein im wesentlichen ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den entsprechenden kommunalen und kaiserlichen, resp. Thurn- und Taxisschen Posteinrichtungen. Von diesem Kampf, der zu gleicher Zeit auch ein getreues Spiegelbild der jeweiligen politischen Verhältnisse des deutschen Reiches sei, gebe das vorliegende Werk an der Hand höchst eingehender archivalischer Forschungen eine anziehende und anschauliche Schilderung. Der Referent gibt sodann einen Überblick über den reichen Inhalt des Werkes, indem er sich dabei an den Gang der Darstellung in den 11 Kapiteln desselben hält; er zeigt, wie das schon seit 1385 urkundlich nachweisbare hiesige städtische Botenwesen sofort mit der seit 1516 entstandenen kaiserlichen Taxisschen Post in Konflikt gerät, bis es dem energischen kaiserlichen Postmeister Johann von der Birghden mitten in den Wirren des 30jährigen Krieges gelingt, sämtliche hier bestehenden Botenposten in seiner Hand zu vereinigen; nur die Kölnische Post auf dem Kornmarkte erhält sich noch bis zum Jahre 1749 und die Hessen-Kasselsche Post im Hainerhofe sogar bis zum Jahre 1808. Die hiesige kaiserliche Taxissche Post gewinnt trotz der im vorigen Jahrhundert neu

entstehenden selbständigen Konkurrenzlinien immer mehr an Bedeutung, namentlich seitdem der Fürst Anselm Franz von Taxis seine Residenz hier nimmt, gerät aber auch mit der Stadt in neuen Streit in Betreff der Gerichtsbarkeit über die Taxisschen Beamten. Der Fürst Primas hebt sodann 1808 sämtliche fremde Postanstalten in seinem Gebiete auf und belehnt den Fürsten Taxis mit dem Erblandpostmeisteramt für das Großherzogtum Frankfurt; seitdem bleibt dieser in dem auch später von den Bundesakten bestätigten und durch neuen Vertrag mit der wieder frei gewordenen Reichsstadt geordneten alleinigen Besitz des Postregals bis zum 16. Juli 1866, wo nach 350jährigem Bestande die Taxissche Post in preußische Verwaltung genommen wird, um in der Mitternacht vom 30. Juni auf den 1. Juli 1867 definitiv in dieselbe überzugehen. — Zum Schlusse spricht der Referent die Hoffnung aus, durch seine Besprechung die Mitglieder der Abteilung zu eigner Lektüre des interessanten Werkes angeregt zu haben.

III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses an die Hauptversammlung

(22. November 1885).

Der von den Satzungen vorgeschriebene Bericht über die Thätigkeit des AGA hat es diesmal nur mit der Zeit vom 5. Februar d. J. zu thun: an diesem Tage fand seine Konstituierung statt, so daß er die von dem provisorischen Akademischen Ausschuß bis dahin geleiteten Geschäfte übernehmen konnte. Über diese ist bereits in dem ersten, gedruckt vorliegenden Berichte des Jahres 1884/85 S. 10 ff. Mitteilung gemacht worden. Ebenso giebt der inzwischen vom AGA herausgegebene zweite Bericht des abgelaufenen Geschäftsjahres über die Thätigkeit desselben und der ihm unterstehenden wissenschaftlichen Abteilungen ausführliche Kunde betreffs der durch die Satzungen vorgeschriebenen Arbeiten, wie sie seit Februar bis Ende Juni stattgefunden haben, und der vorliegende erste Bericht des Ge-

ſchäftsjahres 1885/86 macht Mitteilung über die Arbeiten von Juli bis Ende September, ſo daß eine Wiederholung im Einzelnen hier unſtatthaft wäre. Es genügt eine ſtatiſtiſche Überſicht, welche ein Geſamtbild zu entwerfen geeignet iſt.

Der AGA hielt 14 Sitzungen: am 5. Februar, 13. Februar, 6. März, 9. März, 11. März, 13. März, 8. April, 8. Mai, 29. Mai, 17. Juni, 1. Juli, 13. Auguſt, 11. September, 15. September.

Die Abteilung G: 5, K: 6, N: 2, SchW: 4, SzW: 14.

Allgemeine Sitzungen mit Vorträgen fanden ſtatt:

23. November, 11. Januar, 17. April, 11. Mai, 17. Mai, 21. Juni, 31. Auguſt, 3. September, 4. Oktober.

Es erübrigt noch, über die innere Thätigkeit des AGA einige Mitteilungen von allgemeinerem Intereſſe zu machen.

Als erſte Aufgabe betrachtete der AGA in Befolgung des Satzes 4A die Feſtſtellung des allgemeinen Lehrplanes: er liegt im zweiten Berichte des abgelaufenen Geſchäftsjahres S. 69 u. ff. vor. Zur Feſtſtellung des dadurch ermöglichten ſpeziellen Lehrplanes bedurfte es zunächſt einer vorgängigen Bewilligung des Etatspoſtens für die Lehrgänge. Die hierzu notwendige Berufung der Hauptverſammlung wurde von dem AGA im Februar beantragt. Sie fand am 28. Juni ſtatt. Hierdurch war die Zeit der Verhandlung mit hieſigen und auswärtigen Lehrkräften nicht nur ſehr kurz geworden, ſondern zugleich in eine ſehr ungünſtige Zeit verſchoben: am 4. Juli begannen die hieſigen großen Ferien, welche die Lehrkräfte vielfach nach auswärts führten; Anfangs Auguſt fingen die auf der Univerſität befindlichen Lehrkräfte an, ihre Wohnſitze zu verlaſſen. Die dadurch ſehr erſchwerten Unterhandlungen ſind jedoch noch rechtzeitig zum Abſchluß gekommen, vor allen Dingen Dank der liebenswürdigen Bereitwilligkeit der Herren Dozenten, ihre Beſchlüſſe in der erbetenen Weiſe möglichſt raſch zu faſſen. So wurde es möglich, den ſpeziellen Lehrplan feſtzuſtellen, welcher den hieſigen und den in nächſter Nähe wohnenden Mitgliedern bereits im September zugegangen iſt und welcher für die entfernter wohnenden Mitglieder dieſem Berichte beiliegt. Mit Freuden

dürfen wir konstatieren, daß, mit einer einzigen Ausnahme, die Herren Dozenten mit vollem Verständnis unseren Bestrebungen entgegenkamen und, soweit sie nicht sachlich abgehalten waren, unserem Rufe mit Freuden folgten, und ebenso dürfen wir hinzufügen, daß von Seiten des Publikums der hier gebotenen Entfaltung reichster geistiger Arbeit mit Teilnahme und Verständnis entgegengekommen worden ist: besonders darf hervorgehoben werden, daß diese Bethätigung des Hochstifts ihm eine große Reihe neuer Freunde und Mitglieder zugeführt hat, die nur darauf gewartet haben, daß das Wort endlich zur That werde, und die eine kräftige Belebung und Förderung der hier in so reichem Maße vorhandenen geistigen Interessen freudig willkommen geheißen haben.

Diese Erkenntnis des ernsten wissenschaftlichen Strebens des Hochstiftes hat eine besondere Bestätigung gefunden, als von einigen Mitgliedern der Akademischen Abteilung die Aufforderung an eine Reihe von Fachgenossen erging, zur Bildung einer Abteilung für Neuere Sprachen (romanische und germanische) zusammenzutreten. Eine größere Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher Kräfte hat sich in Folge davon dem Hochstift angeschlossen und am 4. September konnte die neue Abteilung mit der Zahl von 26 Mitgliedern konstituiert werden, die alle hier am Platze wohnen. Es ergeht auch hier die Aufforderung an alle hiesigen und auswärtigen Förderer und Freunde dieses Studiums, sich den Arbeiten der Abteilung NS durch Erklärung ihres Beitrittes zu ihr anzuschließen. Die Erklärung ist an den AGA zu richten.

Am 14. Juni erhielt das Hochstift eine gedruckte unter Kreuzband verschickte Einladung, sich an der Bildung einer Goethegesellschaft in Weimar zu beteiligen. Am 15. fand eine Sitzung des VA und am 17. eine solche des AGA zur Beratung über die Stellungnahme von Seiten des Hochstiftes statt. Leider konnten beide Sitzungen, bei den erschwerenden Bestimmungen betreffs der Beschlußfähigkeit, zu einer solchen nicht gelangen. Aus dem mündlichen Austausche der Ansichten, die freilich keine offizielle Kraft erlangen konnten, ergab sich, daß es doch nicht wol denkbar sei, in welcher Weise das Hochstift, selbst eine große

Genoſſenſchaft, wie eine Privatperſon Mitgründer einer anderen Geſellſchaft werden ſolle, die zum Teil ähnliche Zwecke wie das Hochſtift verfolge. Es ſei daher abzuwarten, in welcher Weiſe die neue Geſellſchaft, deren Entſtehung mit großer Sympathie begrüßt wurde, zu arbeiten gedenke: erſt dann könne darüber beraten und beſchloſſen werden, in wie weit ein ſachliches Zuſammengehen mit der neuen Geſellſchaft eintreten könne. Es wurde dies um ſo mehr für notwendig gehalten, als aus dem verſandten Proſpekte ſich ergab, daß das Goethe-Jahrbuch, das, wie in der Vorrede des letzten Bandes desſelben mitgeteilt iſt, eben erſt eine namhafte Unterſtützung vom Hochſtift erhalten hatte, und mit welchem eine engere Verbindung vertragsmäßig in Ausſicht genommen war, als Organ der neuen Geſellſchaft für deren Veröffentlichungen bezeichnet wurde, ohne daß die zu dem Hochſtift beſtehende Beziehung berückſichtigt worden wäre. Hierdurch war das Vertragsverhältnis mit dem Hochſtift thatſächlich gelöſt. Im Übrigen ſieht das Hochſtift Eröffnungen der neugegründeten Geſellſchaft darüber entgegen, wie ſie ſich zu der älteren Schweſter zu ſtellen gedenkt. Dieſe verfolgt die Beſtrebungen der jüngeren mit dem größten Intereſſe und begrüßt die Thatſache mit großer Freude, daß die Pflege der Goethephilologie, welche für das Hochſtift doch nur ein einzelner Teil ſeiner umfaſſenden Thätigkeit werden könnte, nun dort in Verbindung mit dem reichen Schatze des Nachlaſſes ein feſtes Zentrum gefunden hat. Das Hochſtift wird, ſoweit es der Verfolg ſeiner anderweitigen ſehr bedeutenden Aufgaben erlaubt, ſicherlich in die Förderung der Beſtrebungen der Goethegeſellſchaft gerne eintreten.

Nachdem ſich die Notwendigkeit der Neubeſetzung der Stelle des Verwaltungsſchreibers und des Bibliothekars ergeben hatte, wurde die Wahl der neuen Beamten einer Kommiſſion übertragen, welcher der ſtellvertretende Vorſitzende des VA ſowie ein anderes Mitglied dieſes Ausſchuſſes, ferner die beiden Vorſitzenden des AGA und der des PA angehörten. Das ihnen zugeſtandene Recht der Kooptation benutzten ſie, um ſich der Beihülfe des früheren Vorſitzenden des Akademiſchen Ausſchuſſes

sowie eines der Verwaltung in keiner Weise angehörigen Mitgliedes zu sichern. Es war ihr die gesamte Ordnung des Beamtenstandes aufgetragen worden. Dieser Aufgabe entledigte sie sich in vier Sitzungen, in welchen die Verhältnisse die eingehendste Beratung fanden. Man kam vor allen Dingen darüber zum Entschlusse, daß die Stellung des Verwaltungsschreibers eine solche sei, daß sie nicht als Nebenthätigkeit, sondern als Hauptthätigkeit ihres Inhabers betrachtet werden müsse, und daß daher die Anwesenheit desselben in den Geschäftsstunden von 9—1 und von 3—6 Uhr unbedingt erforderlich sei; ferner daß die Stelle des Bibliothekars vorläufig noch zu unbedeutend sei, als daß sie eine besondere Amtsthätigkeit ausfüllen könne; sie sei vielmehr mit der des Verwaltungsschreibers in der Weise zu verbinden, daß dieser von seinen Amtsstunden die Zeit von 12—1 täglich der Bibliothek widme. Durch diese Vereinigung sei es möglich, bei Festsetzung des Gehaltes des Verwaltungsschreibers auf Mk. 2000 und des des Bibliothekars auf Mk. 1000, einen wissenschaftlich tüchtigen Mann zu gewinnen, der seine Hauptthätigkeit dem Hochstift widmen könne. Bei den mancherlei Bewerbungen, die eingelaufen waren, mußte vor allen Dingen davon abgesehen werden, als ob die Stelle am Hochstift als eine Art Ruheposten oder Belohnung für literarische Leistungen betrachtet werden dürfe; wir brauchen eine tüchtige Arbeitskraft, welche sich dem Interesse der Anstalt zu widmen entschlossen ist. Es ist die Wahl nach sorgfältigster Erwägung auf Herrn Dr. Pallmann gefallen, der uns durch seine bisherige Thätigkeit auf mehreren Gebieten die Gewähr zu bieten schien, daß er ebenso wissenschaftlich tüchtig wie im Verwaltungsfache geübt und erprobt sei, auf welchen letzteren Punkt ein ganz besonderer Wert gelegt wurde: der neue Verwaltungsschreiber hat die schwere Aufgabe, in der Registratur und dem Gange der Verwaltung die bisher vielfach vermißte Ordnung und die Sicherheit des Verkehrs herzustellen, wie sie für eine große Anstalt eine Lebensfrage ist. Mit Rücksicht auf diese schwierige Aufgabe, die sich noch größer herausgestellt hat als anfangs geglaubt wurde, haben die Kommissionsmitglieder nach-

träglich dem Wunſche des VA zugeſtimmt, daß der ſtellvertretende Bibliothekar vorläufig noch beibehalten würde; ſobald die Regelung des Geſchäftsbetriebes eingetreten ſein wird, muß dieſe Stellung natürlich wegfallen, da die Aufgabe alsdann nicht ſo groß iſt, daß ſie nicht von einem Beamten bewältigt werden könnte.

Herr Dr. Pallmann, welcher eine Zeit lang im Buchhandel thätig war und in den Jahren 1879—1881 außer mehreren kleinen Aufſätzen über Geſchichte des Buchhandels im „Archiv für Geſchichte des deutſchen Buchhandels" und in den Mitteilungen des hieſigen Altertumvereins die Vorarbeiten für die vom Börſenverein der deutſchen Buchhändler durch Dr. Friedrich Kapp herauszugebende Geſchichte des deutſchen Buchhandels, ſoweit dieſe Bezug auf Frankfurt hat, machte, hat im Jahre 1881: „Sigmund Feyerabend, ſein Leben und ſeine geſchäftlichen Verbindungen" geſchrieben. Dieſes Buch iſt als ſiebenter Band des „Archivs für Frankfurts Geſchichte und Kunſt" dahier im Verlage von K. Th. Völcker erſchienen. Im Sommer dieſes Jahres hat er den Preis für die Löſung der von der ſtaatswirtſchaftlichen Fakultät zu München geſtellten Preisaufgabe erhalten: „Vergleichende Unterſuchung der wirtſchaftlichen Natur des Kunſtgewerbes und der ſozialen Stellung der Kunſtgewerbetreibenden in der Renaiſſancezeit und im neunzehnten Jahrhundert." Auf Grund dieſer Arbeiten iſt Herr Dr. Pallmann von der Leipziger philoſophiſchen Fakultät promoviert worden.

Die in Satz 4 B vorgeſehene „Unterſtützung und Förderung wiſſenſchaftlicher, literariſcher und künſtleriſcher Beſtrebungen" hat ihre Erfüllung in der Weiſe gefunden, daß von den dem AGA zur Verfügung geſtellten Mk. 1500.— für das Goethejahrbuch eine Unterſtützung von Mk. 500.—; für das im Erſcheinen begriffene Werk von Braun: „Goethe im Urteil ſeiner Zeitgenoſſen", um die Herausgabe des letzten (dritten) Bandes zu ermöglichen, von Seiten des Hochſtifts Mk. 300.— gewährt wurden, nachdem von Seiten des kgl. Miniſteriums gleichfalls eine Beihilfe bewilligt, und die Abteilung SchW eben dieſe Unter-

ſtützung eingehend geprüft und befürwortet hatte. Ferner erhielt die auf Antrag der Abteilung K vom AGA beſchloſſene Führich-Ausſtellung einen Zuſchuß von Mk. 494.90 und endlich wurde auf Antrag der Abteilung G eine Summe von Mk. 150.— bewilligt, um die wertvolle Bibliotheca historica, welche infolge zu großer Unkoſten vom Verleger aufgegeben worden war, wieder ins Leben zu rufen. Auf dieſe Weiſe glaubte der AGA den Vorſchriften der Satzungen auf verſchiedenen Gebieten wertvolle Beſtrebungen zu unterſtützen und nicht nur ſeinen Mitgliedern, ſondern auch weiteren Kreiſen für Wiſſenſchaft und Kunſt bedeutſame Anregung und Förderung zu gewähren, gerecht zu werden.

Die im Satz 4C vorgeſehene „Erwerbung von wiſſenſchaftlichen Werken, von Kunſterzeugniſſen und Belehrungsmitteln" iſt durch folgende Ankäufe bethätigt worden.

A. Manuſkripte.

1. Das Fräulein ohne Herz. Fragment einer Erzählung, verfaſſet und Amalien von Döring geborene v. Hille gewidmet von dem Vorleſer des Manuſkriptes, Deſſau am 18. April 1785.

   Manuſkript von C. W. Behriſch, 23 unpaginierte Blätter in 4° mit einer Original-Bleiſtiftzeichnung (von Rehberger?).

2. Das Fräulein ohne Herz. Andeß (Deſſau) 1785. (Zu obiger Erzählung gehöriges Gedicht.)

   Manuſkript von C. W. Behriſch. 12 Blätter in 12°, roſa Papier, davon 10 paginieret und doppelſeitig beſchrieben.

3. Brief der Frau Rath vom 24. Juni 1788. Vollſtändig eigenhändiger Brief. 3 Seiten. 4°.

B. Bücher.

4. Neue Lieder in Melodien geſetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn 1770.

   = Goethes erſtes Liederbuch. =

5. Fünf und zwanzig Lieder. In Muſik geſezt von Corona Schröter. Weimar 1786. Annoch bei mir ſelbſt, und in Commiſſion in der Hoffmanniſchen Buchhandlung.
6. Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. Ein Schauſpiel. 1773. 206 S. in 8°. Editio princeps.
7. Der Eislauf oder das Schlittſchuhfahren, ein Taſchenbuch für Jung und Alt. Herausgeg. von Zindel. Nürnberg 1825.
8. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter. Sechs Theile in 3 Doppelbänden. Berlin 1833—34.
9. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Sechs Theile in 3 Doppelbänden. Stuttg. und Tübingen 1829.

= Originalausgabe. =

10. Goethe und ſeine Werke. Von Karl Roſenkranz. 2. Aufl. Königsberg 1856.
11. Mittheilungen über Goethe. Von Dr. F. W. Riemer. 2 Bände. Berlin 1841.
12. Goethes Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. 12 Bände. Leipzig, Bibliogr. Inſtitut.
13. Goethes ſämtliche Werke. Vollſtändige Ausgabe in 15 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1881.

Außerdem noch ungefähr 12 Einzelwerke über Goethe.

C. Kunſtwerke.

Goethes rechte Hand, nach dem im Ochsſchen Atelier in Berlin angefertigten Gipsabguſſe in kararíſchem Marmor ausgeführt von Bildhauer Weißenbach.

Die in Satz 4 D vorgeſchriebene Anſchaffung von Zeitſchriften ꝛc. hat ſtattgefunden: das Verzeichnis der im Leſezimmer aufliegenden Zeitſchriften zeigt die Berückſichtigung der verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft und Kunſt, welche im Hochſtift gepflegt werden. Sobald die Anſchaffungen für das neue Geſchäftsjahr ſatzungsgemäß feſtgeſetzt ſind, wird ein neues Verzeichnis erſcheinen, das im nächſten Bericht veröffentlicht wird.

Der AGA hat die monatlichen Vorträge (Satz 4 E) als eine beſonders erſprießliche Anregung eifrig gepflegt: Näheres

hierüber liegt in dem letzten Berichte des abgelaufenen Geschäftsjahres für die Zeit bis zum 1. Juni und in dem gegenwärtig ersten Bericht des Geschäftsjahres 1885/86 für die Zeit vom 1. Juni bis zum 30. Sept. 1885 vor. Es wird durch diese Vorträge die Möglichkeit gegeben auch dem weiteren Kreise der Mitglieder, welche den fachgemäßen Arbeiten der Abteilungen nicht folgen, Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand bedeutsamer, allgemein interessierender Fragen zu machen. Deshalb sind die Themata stets im Anschluß an Probleme und Interessen gewählt worden, welche unsere Zeit besonders bewegen oder welche durch bestimmte Veranlassungen hervorgerufen worden sind. Diese Vorträge ermöglichen es, teils einheimische Kräfte hervorzuziehen, auswärtige kennen zu lernen und in beiden zugleich geeignete Männer für die im Winter zu haltenden Lehrgänge zu finden, teils mit hervorragenden Männern der Wissenschaft in Beziehung zu treten und dadurch das Verständnis für die wissenschaftlichen Bestrebungen des Hochstiftes in immer weitere Kreise zu tragen, zugleich aber auch einen dauernden Verkehr mit den maßgebenden Kreisen des wissenschaftlichen Lebens anzuknüpfen und zu pflegen. Gerade diese Vorträge erscheinen daher so wie sie sich jetzt gestaltet haben, ein um so bedeutenderes Glied in der Kette wissenschaftlicher Veranstaltungen des Hochstifts, als die wachsende Teilnahme des Publikums ihnen mit immer steigendem Interesse entgegenkommt. Zugleich aber geben diese Vorträge die Möglichkeit, auch Nichtmitgliedern die Wohlthaten der Stiftung zugänglich zu machen, die im liberalsten Geiste gedacht ist und nicht darauf ausgeht, sich in enge Abgeschlossenheit zu hüllen.

Die Abfassung der Berichte (Satz 4 F) war für den AGA der Gegenstand besonderer Sorgfalt. Es ist notwendig, daß der inhaltlich bedeutendere Teil, welcher über die Pflege der Wissenschaft und Kunst berichtet, auch äußerlich an die Spitze tritt und daß die geschäftlichen Mitteilungen sich daran anschließen. Es liegt die Absicht vor, die Berichte in Zukunft vierteljährlich erscheinen zu lassen, so daß jedes Heft zu Anfang eines neuen Vierteljahres ausgegeben wird und über das vorhergehende

Vierteljahr berichtet. Am Schlusse des Jahrgangs soll dann ein Inhaltsverzeichnis und Register erscheinen, so daß die in den Berichten niedergelegten Arbeiten leicht zu finden und dadurch für den Gebrauch handlich gemacht werden.

Die nach Satz 4G vorgeschriebene „Herbeiführung wechselseitig anregender Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften" ist, so weit es möglich war, eifrig gepflegt worden. So hat der AGA mehrfach Gelegenheit genommen, die Künstlergesellschaft einzuladen. Am Tage vor dem Schlusse der Führich-Ausstellung hielt der Vorsitzende des AGA für die mit ihren Familien geladenen Künstler einen Vortrag über Führich, der diesen Künstler besonders von den für das Fachpublikum interessanten Seiten darzustellen suchte; zu zwei Vorträgen, deren Inhalt gerade für die Künstler besonders interessant erschien, fand gleichfalls in sehr erfreulicher Weise zahlreicher Besuch statt. Andererseits erfuhren wir mancherlei freundliches Entgegenkommen. So gewährte uns die Polytechnische Gesellschaft gegen Zugeständnis des freien Eintritts für ihre Mitglieder ihren Saal für die Führichausstellung unentgeltlich, ein Entgegenkommen, für das wir auch an dieser Stelle unseren Dank aussprechen, nicht minder aber auch dem Kunstgewerbeverein, sowie dem historischen Museum für die Darleihung der uns noch fehlenden, für die Sicherung der ausgestellten Kunstblätter notwendigen Kasten und Rahmen. Je mehr es gerade das Hochstift als ein besonderes Ziel seiner Thätigkeit betrachten muß, ein Zusammenwirken aller hier der Förderung des geistigen Lebens sich widmenden Kräfte zu erstreben, um so freudiger begrüßt es solche entgegenkommende Aeußerungen, die ihm die Erfüllung einer wertvollen Vorschrift seiner Satzungen zu erleichtern geeignet sind.

So glaubt der AGA die ihm bis zum Schlusse des Geschäftsjahres für seine Thätigkeit verstatteten sieben bis acht Monate in einer dem Geiste der Satzungen entsprechenden Weise verwendet und für die weitere gedeihliche Entwicklung der im Februar neu ins Leben getretenen Einrichtungen einen festen

Boden gelegt zu haben, auf welchem weiter zu arbeiten ihm ſelbſt und allen Mitgliedern eine Freude ſein möge.

IV. Geſchäftlicher Verkehr. Perſonalien.

In den Monaten Juni bis September, alſo bis zum Schluß des Verwaltungsjahres 1884/85, wurden 2 Sitzungen des Verwaltungs-Ausſchuſſes abgehalten und zwar am 8. Juni und 14. September.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß trat fünfmal zuſammen, nämlich am 17. Juni, 1. Juli, 13. Auguſt, 11. und 15. September.

Eine außerordentliche Hauptverſammlung fand am 28. Juni ſtatt.

Die Kommiſſion für ſtil- und zeitgerechte Herſtellung und Einrichtung des Goethehauſes hielt eine Sitzung am 31. Auguſt ab.

Von den einzelnen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geſchichte am 26. Juni, 18. September.

Kunſt am 25. Juni, 3. September, letztere war eine öffentliche Sitzung.

Neuere Sprachen am 4. und 24. September.

Schöne Wiſſenſchaften am 29. Juni, 15. September.

Soziale Wiſſenſchaften am 17. Juni, 1. Juli, 19. Auguſt, 31. Auguſt, 14. September, 28. September.

Monatsſitzungen mit Vorträgen wurden drei gehalten; ſie ſind unter Nr. I dieſes Berichtes ausführlich angegeben.

Das Tagebuch des Verwaltungsſchreibers weiſt vom 1. Juni bis 30. September 159 Eingänge und 76 Ausgänge auf. Hierin iſt die große Korreſpondenz nicht mit eingeſchloſſen, welche ſtatt des Verwaltungsſchreibers der Vorſitzende des AGA mit Unterſtützung ſeines Stellvertreters zur Organiſierung der Lehrgänge des Winterhalbjahres mit den Herren Dozenten zu unterhalten hatte.

In derſelben Zeit wurden 26 neue Mitglieder aufgenommen, 14 erklärten ihren Austritt und 12 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Herr Dr. Max Banner, Gymnaſiallehrer, hier.
2. Fräulein Auguſte Clerck, Inſtitutsvorſteherin, Höchſt a/M.
3. Herr Dr. Oswald Cohn, Lehrer, hier.
4. „ Wilhelm Dietz, „ „
5. „ Dr. Auguſt Fiſcher, „ „
6. „ Dr. Auguſt Fritſch, „ „
7. „ Dr. Auguſt Hahn, „ „
8. „ Dr. Richard Hauſchild, Gymnaſiallehrer, hier.
9. „ J. Herz, Lehrer, hier.
10. „ Jean Hildmann, hier.
11. „ Emil Kaiſer, Kapellmeiſter, Reichenberg i/Böhm.
12. Frau Koch-von St. George, hier.
13. Herr R. Kühl, Ingenieur, hier.
14. „ Charles Levêque, Lehrer, hier.
15. „ Ferdinand Michel, „ „
16. „ Heinrich Ludwig Müller, Lehrer, hier.
17. Fräulein Maria Noack, Inſtitutsvorſteherin, hier.
18. Herr Dr. Heinrich Pallmann, hier.
19. „ Dr. Fritz Rehorn, Lehrer, hier.
20. „ H. Reichard, „ „
21. „ Dr. Richard Schwemer, Gymnaſiallehrer, hier.
22. „ Albert Sieber, Kaufmann, hier.
23. „ Ludwig Simmet, Reallehrer, Augsburg.
24. „ Rudolf Springer, Architekt, Berlin.
25. „ Dr. B. Stern, Lehrer, hier.
26. „ Dr. Fritz Vetter, Lehrer hier.

2. Als verſtorben wurden gemeldet:

1. Dr. Karl Stieler, geſtorben am 12. April zu München.
2. Dr. Ernſt Förſter, geſtorben am 29. April zu München.

3. Dr. Daniel Schenkel, Kirchenrat ꝛc., geſtorben am 19. Mai zu Heidelberg.
4. Arthur May, Kaufmann hier, geſtorben am 30. Mai.
5. Dr. Ludwig Noack, Profeſſor und Univerſitäts-Bibliothekar zu Gießen, geſtorben am 15. Juni.
6. Ludwig Gundelfinger, Kaufmann hier, geſtorben am 17. Juni.
7. Konrad Krauſe, Pianoforte-Fabrikant zu Berlin, geſtorben am 19. Juni.
8. Dr. med. C. W. T. Uhde, Medizinalrat und Profeſſor zu Braunſchweig, geſtorben am 1. September.
9. Dr. von Baeyer, Generallieutenant, geſtorben am 9. September zu Berlin.
10. Johann Albert Barrentrapp, Rentier hier, geſtorben am 12. September.
11. Dr. Ludwig Braunfels, kgl. ſpaniſcher Conſul hier, geſtorben am 26. September.
12. Alexander Swab, Journaliſt, geſtorben zu Dresden am 30. September.

Die Mitteilung der Einſendungen folgt im nächſten Berichte.

Die Lerche.

Gemälde von Ad. Breton.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Der Kampf um Land und Freiheit in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie.

Von Herrn Professor G. F. Knapp aus Straßburg i. E.
(25. Oktober 1885).

Unter diesem Titel gab der Vortragende einen Rückblick auf die Gesetzgebung über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, mit Festhaltung des Gesichtspunktes, daß die Regelung jener Verhältnisse die soziale Frage des 18. Jahrhunderts bildete, und daß diese Frage durch die sog. Stein-Hardenbergische Gesetzgebung ihre Lösung gefunden hat.

Zunächst wurde das Rittergut des 18. Jahrhunderts als ein kleines Herrschaftsgebiet geschildert; die im Gebiete wohnenden Bauern sind die Unterthanen des Gutsherrn und zwar sind sie dies durch Geburt. Die Bauernkinder sind persönlich zum Gesindedienst verpflichtet; sie dürfen sich nicht wegbegeben; sie dürfen nur heirathen wenn es der Gutsherr erlaubt (Erbunterthänigkeit). Die Bauern haben an ihren Höfen kein Eigentum, sondern sind Nutznießer an fremder Sache. Vom Bauernhofe aus müssen Frohndienste geleistet werden, theils Spann- theils Handdienste, und zwar ist dies eine dingliche Last.

Der Gutsherr betreibt seine Wirtschaft auf dem Gutsfelde (neben welchem noch Bauernfeld besteht) durch die Gesinde- und Frohndienste der Bauern: dies ist der ökonomische Sinn des geschilderten Verhältnisses.

Entstanden ist diese Verfassung dadurch, daß der Ritter, der früher nur einige Hufen Landes als Nachbar der Bauern hatte, vom 16. Jahrhundert an immer mehr Bauernhufen dazu erwarb und den Rest der Bauern in jene abhängige, dienstpflichtige Stellung brachte, um selber den landwirtschaftlichen Großbetrieb zu begründen.

Digitized by Google

Die Landesherren haben, erſt als ſie Könige wurden, dieſem Vorgang ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt, aber trotz vieler Verſuche iſt eigentlich nur eine Maßregel von weſentlicher Bedeutung: Friedrich der Große hat das weitere Bauernlegen wirkſam verboten und ſo die Vergrößerung der Rittergüter und den Kampf ums Land zum Stillſtand gebracht.

Erſt die Neuordnung des Staats nach der Niederlage von 1806 hat dann den jüngeren, von den Ideen der franzöſiſchen Revolution mit angeregten, Beamten (beſonders zu nennen iſt Herr von Schön) den Mut gegeben, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit vorzuſchlagen und der Freiherr vom Stein übernahm die ſtaatsmänniſche Verantwortung (Edikt vom 9. Oktober 1807).

Noch blieb aber das ungenügende Beſitzrecht und die dingliche Laſt der Frohnden.

Der Freiherr von Hardenberg ließ die Entwürfe für dieſe Reformen nicht in den Miniſterien ausarbeiten, ſondern durch jüngere Männer, die er in beſondern Kommiſſionen arbeiten ließ. Es waren beſonders Raumer, ein Gelehrter, und Scharnweber, ein Mann von hohem Schwung des Geiſtes und unerſchöpflicher Phantaſie, der es verſtand, den Gutsherren klar zu machen, daß die Beibehaltung des Alten nicht einmal ihr Vorteil ſei.

Die Gutsherren, die in der proviſoriſchen Landesrepräſentation — einem parlamentariſchen Verſuch — Gelegenheit hatten, ihr Intereſſe zu vertreten, gaben den Widerſpruch im Jahre 1811 zwar auf, ſorgten aber für volle Entſchädigung, indem ſie nur gegen Abtretung von Land oder Zuſicherung einer Rente dem Bauern den Reſt ſeines Beſitztums als dienſtfreies Eigentum überließen.

Dieſe Maßregel (Geſetz vom 14. September 1811) iſt demnach ganz im Geiſte des liberalen Individualismus gehalten: der Bauer ſoll gegen Entſchädigung des früheren Herrn, als freier Eigentümer auf ſich ſelbſt geſtellt, ſein Heil ſuchen. Von Kommunismus oder Sozialismus keine Spur.

So dachte ſich jene Zeit die Löſung der damals brennen-

den Frage. Ob der Bauer in seiner neuen Lage werde bestehen können, wurde nicht bezweifelt; an den ländlichen Taglöhnerstand wurde noch nicht gedacht, man dachte eben vorerst nur an den Bauer, denn es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Sorge habe.

2. Zur Feier von Schillers Geburtstag: Schiller und Charlotte von Kalb.

Von Prof. Richard Weltrich aus München (8. November).

Am 12. Mai 1843 starb zu Berlin eine Frau, deren Name aus der Geschichte der deutschen Dichtung nicht mehr ausgelöscht werden wird, Charlotte von Kalb. Die glänzendste Epoche unserer Literatur hatte vor ihren Augen sich abgespielt, den Größten und Besten der Zeit in Freundschaft und Liebe zu begegnen, war ihr vom Schicksal gegeben; aber als dieses Herz den letzten Schlag gethan hatte, da war ein langes, unsäglich leidvolles Leben zu Ende gekämpft. Und doch nicht unfriedlichen Sinnes, nicht in Verbitterung und Groll trug sie die Last der Jahre. „Nach meinen eigenen Erfahrungen", schreibt sie, „wird man im Alter nicht schwermütiger, eher leichter; wohl dadurch, daß man sagen kann: es ist vorüber."

Charlotte Marschalk von Ostheim stammte aus einem alten fränkischen Geschlechte. Sie war geboren zu Waltershausen im Grabfeld am 25. Juli 1761 als die Tochter des Freiherrn Johann Philipp Friedrich Marschalk von Ostheim und seiner Gemahlin Wilhelmine Rosine von Stein. In früher Jugend verlor sie Vater und Mutter; diejenige, welche der Verwaisten sich annahm, eine Frau von Türk in Meiningen, war körperlich leidend; Jahre hindurch kam Charlotte selten vom Krankenbette der Pflegmutter hinweg. Als Frau von Türk starb, wurde Charlottens Aufenthalt das Gut ihres Oheims, des Freiherrn von Stein zu Nordheim. 1782 fiel ihr geliebter Bruder Friedrich, der an der Universität Göttingen studierte, im Duell; 1783 starb ihre geliebte Schwester Wilhelmine, die jugendliche Gattin eines Freiherrn Waldner von Freundstein. Wilhelmine war

wider Neigung vermählt worden. Wider Neigung, ein Opfer finanzieller Rechnung, wurde auch Charlottens Schweſter Eleonore vermählt; der ihr Gatte wurde, war der Weimariſche Präſident Johann Auguſt Alexander von Kalb. Charlottens Eltern hatten ein fürſtliches Vermögen hinterlaſſen, einen ausgedehnten Güterbeſitz; aber nach dem Tode des einzigen Sohnes Friedrich erhob ſich die Frage, ob dieſer Güterbeſitz Allodium oder Mannslehen ſei, und ein langwieriger Prozeß begann am Reichskammergericht. Um ihn mit ausreichenden Mitteln führen zu können, um in der Verwaltung der Güter völlig freie Hand zu gewinnen, plante der Präſident von Kalb die eheliche Verbindung Charlottens mit ſeinem Bruder Heinrich von Kalb, welcher Major in franzöſiſchen Dienſten war. Am 23. Oktober 1783 wurde Charlotte auf Schloß Dankenfeld im Bambergiſchen mit Heinrich von Kalb vermählt.

Dies ſind in den äußerlichſten Umriſſen die Jugendgeſchicke der Frau, mit deren Beziehungen zu Schiller wir uns heute beſchäftigen. Es iſt, wenn man auch nur das Thatſächliche der Dinge ſich vergegenwärtigt, ein düſteres Bild: eine Folge von Erlebniſſen, welche aus dem jähen Verluſte der teuerſten Angehörigen und aus der gewaltthätigen Unterordnung des freien Willens der Zurückbleibenden ſich zuſammenſetzt. Und nirgends ſcheint die Zukunft einen freundlichen Ausblick zu bieten. Es ſind aber nicht ſowohl die Ereigniſſe ſelbſt, welche das Weſen des Menſchen beſtimmen, als vielmehr die Art, in welcher die Seele jene aufnimmt und ſich zurechtlegt. Hier ſchlagen die Fäuſte des Schickſals ein wehrloſes, alles Widerſtandes ſich begebendes aber tieffühlendes Geſchöpf. Charlottens zartbeſaitete Seele ſchrickt zuſammen. Jede Energie des Willens ſcheint in ihr abſterben zu wollen; aber die gewaltige Phantaſie, welche ſie von der Natur empfangen hatte, regt ſich geſchäftig, die Bilder der Trauer feſtzuhalten, und in Träumen und Ahnungen ſpiegelt und ſteigert ſich ihr die ſchmerzliche Wirklichkeit des Tages. Uns ſelbſt, indem wir die Aufzeichnungen über ihre Jugend leſen, überkommt das Gefühl, als wandelten wir mit ihr in einem Hauſe, deſſen Untergang von höheren Mächten uner-

bittlich beſchloſſen iſt. Die Worte, mit welchen ſie den Abſchluß ihres Ehebundes erzählt, bezeichnen die Stimmung, in welche ſie ſich ergeben hatte: „Nicht bedenklicher als jedes andere Ehebündniß war das meine, die äußere Exiſtenz nach aller Meinung dadurch geſichert. Gegenſeitig war es wohl weder Wunſch noch Neigung — der Gleichmut des Leidens; aber daß für die Frau das Bündnis ſo ganz ohne irdiſchen Vorteil, ſchien dem Gemüt die Lichtſeite zu ſein."

Schiller ſcheint Charlotte bereits zu Anfang des Jahres 1783 geſehen zu haben, als er, ein Flüchtling, zu Bauerbach auf dem Gute der Frau Henriette von Wolzogen lebte: Frau von Wolzogen war eine geborene Marſchalk von Oſtheim, und Beſuche zwiſchen den Verwandten fanden damals ſtatt. Doch erſt als Charlotte von Kalb im Mai 1784 mit ihrem Gatten nach Landau überſiedelte und auf der Reiſe Mannheim berührte, ward die Begegnung bedeutſam. Charlotte gedenkt dieſer Stunde in ihren Aufzeichnungen: „Des andern Tages reiſten wir über Darmſtadt und kamen ſpät nach Mannheim. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er ſelbſt. — In der Blüte des des Lebens, bezeichnete er des Weſens reiche Mannigfalt, ſein Auge glänzend von der Jugend Mut; feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt . . . Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und ſprach: „Ich muß eilends in das Schauſpielhaus." Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde dieſen Abend gegeben, und er habe den Schauſpieler erſucht, ja nicht den Namen „Kalb" auszuſprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick. — Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löſte der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachſinnen . . . Im Laufe des Geſpräches raſche Heftigkeit, wechſelnd mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnſucht beſeelt".

Charlottens Aufenthalt in Mannheim erſtreckte ſich nur

über wenige Tage. Sie besuchte mit Schiller den Antikensaal, das Schauspielhaus, den an der Stelle des heutigen Ludwigshafen gelegenen Ort Waldheim; dann reiste sie nach Landau, der Garnisonsstadt ihres Mannes. Aber eine Verwandlung war in ihrem Innersten vorgegangen: der erste Lichtstrahl der Liebe war in ihr Herz gefallen, eine Ahnung vom Werte des Lebens hatte sie erfaßt.

Sie blieb in Landau nicht lange. Da es der französischen Sitte entgegen war, daß die Offiziere ihre Frauen dem Wechsel der Garnisonsorte aussetzten, so mietete Heinrich von Kalb für Charlotte Wohnung in Mannheim. Dies geschah im Juli 1784. Bis zum April 1785 lebte Schiller in Mannheim.

Es scheint nicht, daß Schiller von den ersten Begegnungen mit Charlotte einen gleich mächtigen Eindruck empfangen hatte wie diese selbst. Wohl erglühte sein Geist und riß ihn fort zu enthusiastischen Äußerungen, wenn in Gesprächen mit der hochbegabten Frau die innere Welt des Dichters Nahrung fand; wohl zollte er ihrer Schönheit Bewunderung und fühlte sich ergriffen vom Adel ihrer Seele. Aber von sehr verschiedenen Stimmungen und Bedürfnissen herkommend begegneten sich beide. In Charlotte brach ein Vulkan in Flammen aus, als sie zuerst die Seligkeit empfand, ihr verschlossenes Inneres offenbaren, in mitteilendem Wort aussprechen zu können: „wer da kennt die Beseligung des Wortes, der hat empfunden die Offenbarung des Geistes", schreibt sie im Nachgefühl jener Stunden. Denn nur vom Schicksal aufgedrängt, nur eine Folge verstörter Entwicklung und Erziehung, unnatürlich bei ihren Jahren, war jene dumpfe Hingabe, jener apathische Gleichmut. Liebte sie jetzt, so sprengte ihre mißhandelte Jugend stürmisch die Fesseln, so war diese Liebe ihr All. Sehr anders war Schillers Gemütsverfassung. Ihm stand die Dichtkunst, das Gelingen seiner dramatischen Pläne im Mittelpunkt aller Interessen, und sein Genie war ihm die Bürgschaft seines Glückes. Seine Beziehungen zu den Frauen sind in den ersten Jünglingsjahren etwas ungeordneter Natur. Er war ein ziemlich wilder Liebhaber, und Treue war damals nicht eben seine schönste Tugend. Als ein

Dichter, als ein jugendlicher Mann leichtentzündlichen Temperamentes war er sinnlichen Eindrücken offen, und die Empfindsamkeit des Herzens lag im Pulsschlag der Zeit. Eben in jenen Jahren, als Charlotte zu Mannheim auf den Schauplatz trat, schwankte sein Herz zwischen Lottchen von Wolzogen, Margaretha, der Tochter des Buchhändlers Schwan, und einer Schönheit des Mannheimer Theaters, und wenn diese Empfindungen nicht gerade gleichzeitig waren, so folgten sie doch unmittelbar aufeinander.

Aber der leichte Mut, mit welchem Schiller in den Strom des Lebens sich geworfen hatte, wich bald verdüsterten Stimmungen. Enttäuschung folgte auf Enttäuschung. Die sanguinischen Hoffnungen, welche der Dichter auf die Verbindung mit dem Mannheimer Theater, mit Dalberg, auf die Teilnahme des Publikums gesetzt hatte, schlugen fehl; seine ökonomische Lage wurde eine verzweifelte. „Ich kann nicht mehr hier bleiben", schreibt er am 10. Februar 1785 an Körner. „Zwölf Tage hab ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Dieses „vielleicht" geht auf seine Beziehungen zu Charlotte von Kalb. Gleichgiltigkeit, Selbstsucht, Wankelmut hatte er von Andern erfahren müssen; in Charlotte, das fühlte er jetzt wohl, schlug ihm ein hingebendes Herz entgegen, berührte sich ein ebenbürtiger Geist mit dem seinigen. Sie träumte mit ihm von seiner Zukunft, sie stählte in ihm den Glauben an seinen Beruf. In späten Jahren, als Beider Wege sich längst getrennt hatten, muß Schiller dankbar bekennen, welchen freundlichen und geistig fördernden Einfluß Charlotte in jenen Tagen auf ihn geübt hatte. „Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte", schreibt Schiller nach der Aufführung des Wallenstein an Charlotte, „sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert.

Iſt es mir gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, ſo werde ich nie vergeſſen, wieviel ich davon jenem ſchönen und reinen Verhältnis ſchuldig bin.“ Auch in Schillers dichteriſchen Geſtalten ſpiegelte ſich der Eindruck, welchen er in den Mannheimer Tagen von Charlotte empfing: Die hochſinnige, innerlich vereinſamte, in erzwungener Ehe duldende Frau wurde ihm das Vorbild für die Königin Eliſabeth im Don Karlos. Er ſelbſt hat nachmals gegenüber Karoline von Wolzogen geäußert, daß der Umgang mit Charlotte von Kalb während der Ausarbeitung des Don Karlos ſehr belebend auf ihn gewirkt und daß ſie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Eliſabeth die Veranlaſſung gegeben habe. In gleichem Sinne ſpricht Schiller in ſeinem Briefe an Körner vom 29. Juli 1787 von Stellen im Don Karlos, welche auf Charlotte „gleichſam berechnet“ ſeien.

Ein Bund der Seelen hatte die erſten Blüten entfaltet. Aber Charlottens Ehe hielt Schillers leicht überwallendes Herz in Schranken und legte Beiden Zwang und Zurückhaltung auf. Erſt als Schillers Abſicht, Mannheim zu verlaſſen, die Freundin mit jähem Schmerze erſchütterte, verriet ſie die Glut ihres Herzens in unhemmbar über die Lippen ſtürmenden Worten. Sie ſelbſt erzählt uns in ihren Aufzeichnungen von dieſer Stunde. Lange hatten Beide ſich nicht geſehen; jetzt eröffnet ihr Schiller, daß ſein Verhältnis zum Mannheimer Theater gelöſt ſei, daß er dem Rufe Körners nach Sachſen zu folgen gedenke. Charlotte bricht in die Worte aus: „Warum wollen Sie neue Feſſeln ſuchen, mit reichem Segen ſind Sie ja geſchmückt; der Dichtung vollen Köcher, ein Herz, zu fühlen, einen Geiſt, zu denken, und Kraft, zu bilden, was der Geiſt zu denken vermag. — Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Ein ſolches Loos ſchien mir unbedingt das der Frauen. — Iſt es Täuſchung? — Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart ſchien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernſt und Milde fand ich den Mut der Freudigkeit.“ Schiller erwidert: „O wohl, daß *ein* Gedanke flammend uns beſeelt! Ja, ich war beängſtigt,

es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet?" Er hofft sie zu beruhigen, er sagt ihr, die Harmonie ihrer Seelen werde auch in der Trennung bestehen bleiben: aber Charlotte will von Trennung nichts wissen, und leidenschaftlicher ergießen sich ihre Klagen und Bitten. „Wie sind Sie erregt!" ruft Schiller ihr zu, „eine solche Stimmung habe ich nie in Ihnen bemerkt, ich beneidete Ihnen die Ruhe, frei von wechselndem Affekt". Charlotte dagegen: „Sie wissen nicht, was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Nur Momente sind uns im reinen Sinn gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin?" Jetzt schlägt die entfesselte Glut hinüber in das Herz des Freundes, das erste „Du" entringt sich seinen Lippen, und in Bangen und Jubel der Seele gibt Charlotte ihm zurück: „Du sagen Sie — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel."

Das Geheimnis des Herzens ist ausgesprochen. Den „Bund der Wahrheit" hatte Charlotte ihr Verhältnis zu Schiller genannt; als Bund der Lüge, als Bund der Schmach galt ihr die Ehe mit dem niegeliebten Gatten, dem Vater ihres Kindes. Die Fessel des konventionellen Sittengesetzes war mit diesem Geständnis zerbrochen; die Lawine der Leidenschaft geriet ins Rollen. Aber Schiller besann sich. Er sah in Körners Briefen den Wink des Schicksals, das ihn befreien wollte aus tausendfacher Not, den Ruf seines Genius, der ihn forderte zu größerem Wirken im Geiste. Ihm bangte, daß er in den Qualen ruheloser Liebe, im Kampf mit den „Situationen" seine Kraft verzehren werde. Er riß sich los. Aber mit blutendem Herzen. In den Gedichten „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation" legte Schiller die Stürme nieder, welche damals, um die ersten Monate des Jahres 1785, in seiner Seele tobten. Sie sprechen eine erschütternde Sprache.

Auch Charlotte hat in ihren Gedenkblättern das Bild jener

bewegten Tage festzuhalten gesucht. Sie verzeichnet die Gespräche, welche sie mit Schiller geführt hat, als sie in seiner Gesellschaft in Waldheim, in Schwetzingen war; sie schildert unter der Aufschrift „das Mahl" eine gastliche Feier, bei welcher Schiller, Heinrich von Kalb und ein Freund desselben zugegen sind und jeder der Teilnehmer eine Geschichte aus seinem Herzensleben zu bekennen hat; sie erzählt den Abschied von Schiller in einer Szene, in welcher der Dichter den Namen „Fimanté" führt, sie selbst den Namen „Maya." Nicht überall in diesen Aufzeichnungen werden wir photographisch treue Abbilder der Wirklichkeit suchen dürfen: das Erlebte ist vielmehr durch einen dichterischen Prozeß hindurchgegangen, und die Sprache und Auffassung ist die individuelle Charlottens. Aber es sind Reflexe der Wirklichkeit von innerer Wahrheit, insofern sie die Gemütszustände der Verfasserin, den Gesichtspunkt, unter welchem sie die Dinge nahm, kennzeichnen. Das letzte dieser Gespräche, das zwischen Maya und Fimanté, erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen; es schließt die Erlebnisse der Mannheimer Zeit ab und gibt zugleich ein sattes Bild der eigentümlichen Denk- und Ausdrucksweise Charlottens.

Maya. „Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?"

Fimanté. „Ich muß dahin, du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken, seine liebende Seele!"

M. „Und du entfliehst?"

F. „So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst."

M. „Dann wirst du die Liebe nicht mehr verstehen, der Freundin nicht mehr gedenken!"

F. „Warum diese schmerzenden Worte! Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst du verlieren? Du bist so selbstbestimmt, — so dachte ich mir das Weib nicht. Anders erscheint mir nun die Natur, und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen."

M. „Doch begann mein Leben erst in dir."

F. „O hätt' ich noch eine Seele, um dieser Liebe zu pflegen."

M. „Du haſt meine Seele, dir dieſe Liebe zu bewahren.“

F. „O kühnes Vertrauen! in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrtum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüt erbittert. Da fand mein Genius deine Töne, ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſere Seelen eins. Ich liebte die Begeiſterte und immer wär' ich dein, hätt' ich den Mut für dieſe Liebe. — Nein, ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich gleich ängſtiget und entzückt. Nur der freie Mann beugt die Natur unter ſein Geſetz.“

M. „Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennſt du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgeſinnten; nichts rächt ſich ſchrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.“

F. „O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unſer liebendes Leben, aber auch du biſt nicht von dieſer Liebe ganz erfüllt. Oft erblaſſe ich über ein Lob, was du nur einem Gemälde erteilſt; ich zitt're bei jedem Gegenſtand, ja ſelbſt dein Mitleid beneide ich; ach! ich will nur deine Freundſchaft!“ —

M. „Ich ſehe Thränen in deinem Auge zittern.“

F. „Schweig — und liebe mich.“

M. „Du gießeſt Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebſt wie ich, nur zitterſt du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demut der Liebe! opfere willig Verlangen und Hoffnung.“

F. „Zünde die Lampe, Maya, daß ich dein Auge noch ein Mal ſchauen kann.“

M. „Wenn du nicht weilſt, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finſternis, am wenigſten empfunden. Gute Nacht, Fimanté! In ſanftem Schlummer kamen zur Geiſterſtunde ſonſt die lieblichſten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! ſo ziehen ſie dir nach, ſie dienen dir, ſie ſind in deines Zaubers Gewalt, — es ſind Gedanken deiner Seele, ſie beſuchen Keines, was dir nicht angehört; verlierſt du es, giebſt du es auf, ſo ſind ſie auch verſchwunden.“

F. „In Wehmut aufgelöſt, hör' ich wie Geiſtertöne deine Worte, — die Vergangenheit ſchwindet. — Nur du biſt wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Weſen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieſes! — zum Letztenmal!"

Die Ereigniſſe der ſpäteren Zeit, welche auf dem Boden von Weimar ſich abſpielen, werde ich in gedrängterer Kürze ſkizzieren dürfen; das Thatſächliche iſt hier, im Zuſammenhang mit Schillers Verlöbnis und Ehe, Ihnen Allen deutlicher gegenwärtig. Im Juli 1787 ſahen Charlotte und Schiller zu Weimar ſich wieder. Ein Briefwechſel war zwiſchen beiden geführt worden; aber Schiller war in Dresden in die Netze des Fräuleins von Arnim geraten, und nur allmählich tauchte aus den Flammen dieſer heißen Leidenſchaft das reinere Bild Charlottens ihm wieder hervor. Frau von Kalb hatte auf den Wunſch ihrer Angehörigen Mannheim im Jahre 1786 verlaſſen; ſie war zuerſt nach Kalbsrieth, dem am Harze gelegenen Landgut des Präſidenten von Kalb, übergeſiedelt, ſpäter nach Weimar. Dort traf Schiller mit ihr zuſammen, der nach Vollendung des Don Karlos der Stadt Wielands, Herders und Goethes ſeinen Beſuch machen wollte. Für den Herbſt 1787 war ſeine Rückkehr nach Dresden beabſichtigt; Charlotte ſollte ſich anſchließen, ſollte in den Körnerſchen Kreis aufgenommen werden; eine Trennung von ihrem Gemahl war geplant, und des Majors Ankunft in Weimar, welche erwartet wurde, ſollte die Entſcheidung bringen.

Schiller ſchildert die Wiederbegegnung ſeinem Freunde Körner im Brief vom 23. Juli. „Unſer erſtes Wiederſehen hatte ſo viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es Euch zu beſchreiben. Charlotte iſt ſich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiederſehens für dieſen Abend aber verlöſchte, und die ich erſt heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich ſchon in der erſten Stunde unſeres Beiſammenſeins nicht anders fühlte, als hätte ich ſie geſtern verlaſſen: ſo einheimiſch war mir alles an ihr, ſo ſchnell knüpfte ſich jeder zerriſſene Faden unſeres Umgangs wieder

an.“ Gegen den Schluß des Briefes kommt er auf sie zurück: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partieen in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken.“ Charlotte macht den Dichter mit dem Leben zu Weimar bekannt; er bringt täglich mehrere Stunden bei ihr zu; das Verhältnis der Liebenden wird in der Gesellschaft mit so viel Achtung behandelt, daß auch der Hof die Beiden zusammen einlädt. Indessen werden Schillers Mitteilungen an Körner, soweit sie sich auf Charlotte beziehen, im Laufe der Monate spärlicher; er weicht Anfragen aus, vertröstet auf mündliche Besprechung. Im Briefe vom 8. August 1787 bemerkt er, es sei ihm wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in ihnen beiden vorhanden sei, aber noch auf Entwicklung warte. In Charlottens Gemüt sei mehr Einheit als in dem seinigen. „Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen.“ Die Ankunft Heinrichs von Kalb verzögert sich bis Ende November, und als Schiller ihm begegnet war, schreibt er an Körner: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann.“

Wenige Tage zuvor hatte Schiller Meiningen und Bauerbach wieder besucht und in Gesellschaft Wilhelms von Wolzogen zum ersten Male das Haus der Frau von Lengefeld zu Rudolstadt betreten. Während des Karnevals des Jahres 1788 verweilte Lottchen von Lengefeld in Weimar; Schiller sah sie auf einer Redoute und wiederholt in Gesellschaft der Frau von Kalb. Im Frühjahr 1788 nimmt Schiller einen Landaufenthalt in Volkstädt bei Rudolstadt. Von jetzt an bleibt er in ununterbrochenem Verkehr mit Lottchen von Lengefeld und ihrer älteren Schwester Karoline von Beulwitz, nachherigen Frau von Wolzogen. Im August 1789 verlobt er sich mit Lottchen von Lengefeld.

Und Charlotte von Kalb? Für ſie waren die Tage bitterſten Leidens gekommen. Noch im Frühjahr 1788 hatte ihr Schiller aus Volkſtädt geſchrieben, hatte ihr die Trennung von Allem, was ihre Seele „ertöte", ihr Bewußtſein entſtelle und trübe, die Trennung ihrer Ehe mit eindringlichen Worten ans Herz gelegt. Sie ſolle zu ihm ins Saalthal kommen, im Kreiſe ſeiner Freundinnen ein ſchöneres und freieres Leben beginnen. Charlotte fand in dieſem Schreiben die „freimütige Innigkeit", welche ſie früher an Schiller gekannt, der herzliche Ernſt ſeiner Geſinnung berührte ſie „wie ein Strahl des Himmels"; aber der weibliche Takt ſagte ihr, daß zu einer ſolchen Veränderung des Aufenthalts kein anderer Grund zu finden ſei als des Freundes Name, daß nur Schillers perſönliches Erſcheinen und Auffordern ſie zu einem ſolchen entſcheidenden Schritt beſtimmen dürfe. Sie antwortete ihm mit einem Brief, der „ein kleines Heft" war; denn „ihres Lebens Looſe waren darin enthalten". Wochen und Monate vergingen: Schiller kam nicht, erwiderte nicht. Als ſie die grauſamen Qualen ſolchen Hinwartens bis auf die Neige gekoſtet hatte, als ſie endlich anfragte, ob er ihren Brief erhalten habe, ſchrieb Schiller zurück, er ſei auf manche Weiſe behindert worden, ihn erwägend zu beantworten; in einigen Tagen reiſe er mit Wolzogen nach Franken, vielleicht könne ſie dort mit ihm zuſammentreffen.

Im Herbſt 1788 kam Schiller nach Weimar zurück und überbrachte ihr einen Brief des Fräuleins von Lengefeld, worin dieſe um Charlottens Freundſchaft bat. „Sie war mir ſtets hold erſchienen", ſchreibt Charlotte in ihren Gedenkblättern, „aber wie konnte ich für dieſe zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundſchaft nennt. Ich ſprach zu ihm: ich kann es nicht ausſprechen, wie mich Ihr Entſchluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verſchieden iſt unſere Anſicht für unſere Zukunft, und ſo muß ſich ergeben, daß uns gegenſeitig Briefe überläſtig ſind".

Und herber und herber verwundeten ſie die Pfeile des Schickſals. Sie wußte, daß ſie den Freund verloren habe; jetzt trug das Gerücht, trugen giftige Zungen ihr die Nachricht

von ſeiner Verlobung zu: er ſelbſt ſchwieg noch immer. In ſpärlichen Worten gedenkt ſie der Erlebniſſe dieſer Tage, in abgebrochenen Seufzerlauten des tiefſten Schmerzes: „Der letzte Tagesſchein, ſo tief und klar, ſoll auch verlöſchen? — O Leben! noch mir ſo hell, reich' mir den letzten Labetrunk! — Das Leid war allzu tief, daher verſtummt das Wort!“ —

Gegen Weihnachten 1789 kam Charlottens Gatte nach Weimar zurück. Er willigte nunmehr in die Scheidung; aber er verlangte den Sohn. „Dieſe Trennung“, ſchreibt Charlotte, „empfand ich als unüberwindlich. Und es war alſo; denn ſein Auge, das Wort ſprach zu mir: Mutter .... die Schwermut laſtete auf mir und man hielt mich für krank, für ſehr krank, ich war meiner Tage wenig bewußt.“ Die Ehe ward nicht gelöſt. Bald nachher ging Heinrich von Kalb nach Paris.

Als Schiller von ſeiner Hochzeit von Jena nach Erfurt reiſte, erbat ſich Charlotte ihre Briefe von ihm zurück, um ſie mit den ſeinigen zu ſammeln und zu heften; ſie legte ſie in ein ſchwarzes Käſtchen. Aber in einer verdüſterten Stunde ergriff ſie ängſtliche Scheu, die Zeugen der Vergangenheit zu bewahren; ſie fürchtete, daß dieſe Blätter, deren Verſtändnis nur ihr und dem Geliebten gegeben ſei, höhnendem Mißbrauch in die Hände fallen könnten. So beſchloß ſie die Vernichtung der Briefe; einen nach dem andern übergab ſie den Flammen. Erſchütternd, von ſchwerſter Empfindung durchtränkt, hochdichteriſch ſind die Worte, in welchen ſie dieſe Opferung erzählt: „Kein Zeichen, kein Gedanke, — nur Staub und eitler Schatten iſt mir nah. Den Weg des Unglücks betrat der irre Fuß, wo find' ich einſt die ernſte Ruh? — Mit Wehmut ſah ich weinend nach dieſer Opferung, und wie ſpät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war.

Wie aus dem klaren Himmel fielen dieſe Blüten nieder —
Nun regt ihr Staub des Mitleids Töne auf.“

Wer wäre ſo herzlos, ſolchen Schmerz nicht zu ehren, wen ergriffe nicht um der Hoheit und Macht dieſes Empfindens willen eine Regung von Sympathie mit der unglücklichen Frau? Und dennoch! Gerade in unſeren Tagen will das Urteil über

Charlotte von Kalb ſich verwirren, gerade jetzt werden gehäſſig richtende Stimmen laut, welche die Worte der Bewunderung und Verehrung, mit denen Männer wie Schiller, Herder, Goethe, Jean Paul, Hölderlin, Frauen wie Rahel über Charlotte geſprochen haben, vergeſſen zu machen ſich Mühe geben. Nicht als ob es an Verteidigern, an warmen Freunden unter den Nachlebenden ihr fehlte! Hat doch Emil Palleske, indem er Charlottens Gedenkblätter herausgab, ritterlich tapfer und mit glänzenden Waffen für ſie gekämpft! Aber nachdem zuerſt Stahr uns die Freundin Schillers als eine hyſteriſche Kokette zu zeichnen verſucht hat, iſt neueſtens durch den Mitherausgeber der „Bilder aus der Schillerzeit", durch Hugo Wittmann, eine biographiſche Skizze Charlottens veröffentlicht worden, welche von Anfang bis zu Ende den Charakter einer hämiſchen Schmähung, einer Karikatur trägt. Ich kann in dieſer Stunde eine durchgreifende Kritik des Wittmann'ſchen Aufſatzes nicht geben; aber indem ich auf wenige Andeutungen mich beſchränke, möchte ich vor Allem hervorheben, wie viel Unrecht darin liegt, wenn Schillers Verhalten gegen Charlotte, ſeine Abwendung von ihr das Material liefern ſoll, ihren Charakter zu verunglimpfen.

Wir werden uns hüten, mit Schiller zu rechten, daß er nicht Charlotte von Kalb, ſondern Lottchen von Lengefeld zu ſeiner Lebensgefährtin erwählte. Sicherlich folgte er bei dieſer Entſcheidung der innerſten Stimme ſeines Herzens, und der ganze Verlauf der Ehe beweiſt, daß er zu ſeinem Glück handelte. Stand Lottchen von Lengefeld an originaler geiſtiger Begabung hinter Charlotte von Kalb zurück, ſo war jene doch die harmoniſchere Natur und ſie entſprach mehr dem beſonderen Ideal, welches ſich der Dichter von den Frauen gemacht hatte. Und willig lernte ſie von ihm, bildſamſten Weſens wuchs ſie an ihm heran; ein derart innigzartes Sichanſchmiegen, ſeeliſches Unterordnen lag nicht in der Art der ſtarkgeiſtigen, unruhigen, innerlich ſtürmiſchen, eigenwilligen Charlotte. Schiller ſelbſt ſehnte ſich längſt nach einer „geordneten häuslichen und bürgerlichen Exiſtenz"; er entzog ſich ſchweren Wirren, als er den Bund mit Charlotte löſte. Der Tieferblickende, der ſein Verhalten gegen

dieſe durch alle Stadien verfolgt, muß ſich ſagen, daß Schiller Charlotte niemals wahrhaft, niemals mit ganzer Hingabe der Seele geliebt hat; ſein Grundgefühl war das der Freundſchaft, das der Hochachtung ihres Geiſtes, und nur zeitweiſe, nur flüchtig erfaßte ihn der Wirbel einer leidenſchaftlicheren Stimmung. So wird man den Treubruch, den er an Charlotte beging, verſtehen, wenngleich es ſehr hart, ſehr bitter für dieſe war, daß Schiller, nachdem er ſeit Jahr und Tag ſich entſchieden hatte, der früheren Freundin gegenüber ſchwieg, daß dieſe als die letzte in Weimar von ſeiner Verlobung erfuhr.

Nun liegen freilich ein paar Aeußerungen des Dichters vor, welche den Gegnern Charlottens ungemein willkommen ſind. Im Oktober 1788 ſchreibt Schiller aus Rudolſtadt an Körner, Charlottens Einfluß auf ihn ſei „nicht wohlthätig“ geweſen. Darin mochte er in gewiſſem Sinne Recht haben; aber einen Tadel begründet die Stelle um ſo weniger, da Schiller gleichzeitig bemerkt, er widerrufe nicht, was er von Charlotten geurteilt habe: ſie ſei ein edles, geiſtvolles Geſchöpf. Dagegen enthält der Briefwechſel mit ſeiner Braut geradezu abfällige Urteile, und am übelſten lautet Schillers Aeußerung vom 12. Februar 1790: „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde, mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.“

Das ſind herbe Worte. Aber ſie verlieren ihr Gewicht, ſobald man erwägt, zu welcher Stunde, unter welchen Umſtänden ſie geſchrieben ſind. Eben damals hatte Schiller die letzten Fäden, welche ihn an Charlotte von Kalb banden, zerriſſen. Mochte er um ſeines Herzensglückes willen dieſen ſchroffen Bruch für notwendig halten, ein unbefangenes allgemeines Urteil über Charlotte auszuſprechen war er jetzt nicht geſchickt. Auch diesmal bewährte ſich die pſychologiſche Regel: eine neue Liebe macht ungerecht gegen die alte. Und im Lengefeld'ſchen Hauſe fehlten eiferſüchtige Regungen nicht; Schillers Mißtrauen wurde genährt. Daß die ſtolze, leidenſchaftliche Charlotte, als ſie ſich verſchmäht ſah, nicht immer den Ton höflicher Grazie bewahrte, iſt menſchlich.

In welchem Zuſtand ſie ſich befand, das haben wir nicht nur aus ihren eigenen Aufzeichnungen erfahren; auch die Gegenpartei gibt uns davon ein Bild, und wahrlich ein ſolches, das Mitleid erwecken ſollte. Am 11. Februar 1790 ſchreibt Lottchen von Lengefeld an Schiller: „Geſtern waren wir bei der Stein. Die Kalb ließ ſich melden. Du haſt keinen Begriff, wie ſie ausſieht und thut; ſie mochte nicht erwartet haben, uns dort zu finden. Wir waren ganz kalt gegen einander. Sie ſah aus, wie ein raſender Menſch, bei dem der Paroxysmus vorüber iſt, ſo erſchöpft, ſo zerſtört, das Geſpräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß ſie noch nie ſo geweſen wäre; ſie klagte über den Kopf, ſie ſaß unter uns, wie eine Erſcheinung aus einem andern Planeten und als gehörte ſie gar nicht zu uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verſtand. Sie iſt mir ſehr aufgefallen, und hätte ſie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöſe in ihrem Weſen, ſie könnte mein Mitleid erregen. Aber ſo ſtößt mich ſo vieles zurück. Ich beklage ſie wohl, aber ſie rührt mich nicht."

Zwei Punkte, welche im Streit um Charlottens Charaktereigenſchaften eine bedeutſame Rolle ſpielen, darf ich nicht unerwähnt laſſen. Es wird ihr zur Laſt gelegt, daß ſie einen ihr anvertrauten Brief erbrochen und daß ſie einen anonymen Schmähbrief geſchrieben habe. Wie es ſcheint, hat Schiller, als Charlotte ihre Briefe von ihm zurückverlangte, einen einzigen für ſich behalten: den nämlichen, welcher nunmehr in den „Bildern aus der Schillerzeit" veröffentlicht worden iſt. Er ſtammt aus dem Mai 1785 und enthält als Poſtſkript die Stelle: „Vielleicht bemerken Sie's, daß Beck's Brief erbrochen war — er iſt's durch mich. Dies Opfer konnt' ich meiner Neugierde nicht bringen. Verzeihen Sie's, mein Beſter, und laſſen Sie ſich ja nichts bei Beck merken. Wär's ein Verbrechen?" Augenſcheinlich hatte Heinrich Beck, der Mannheimer Schauſpieler und Freund Schillers, Charlotten einen Brief an dieſen zum Einſchluß übergeben; Charlotte hat ihn erbrochen. Gewiß eine unſchöne Handlung, ein wahrer Exzeß weiblicher Neugierde! Aber gewiß auch nur ein übereilter Schritt, nicht ein Charakterzug und nicht

Intrigue schlimmerer Art! Bekennt ja doch Charlotte selbst dem Empfänger gegenüber gleichzeitig und freiwillig ihr Unterfangen, und mit eben diesem Geständnis schwächt sie das Bedenkliche der Handlung wesentlich ab. Sie scheint in der That einen Augenblick unsicher gewesen zu sein, ob nicht die Vertraulichkeit des Freundeskreises ihren Schritt entschuldige; und ihre Neugierde wird um so verständlicher, wenn man weiß, daß Heinrich Beck in Charlotte verliebt war.

Wie aber hat Hugo Wittmann dieses Vorkommnis ausgebeutet! Er begleitet den Text des Postskriptes mit dem Ausruf: „Also Charlotte erbricht die Briefe fremder Leute." Die Briefe! Im Handumdrehen ist der einzelne Fall in einen Pluralis verwandelt! „Ein ganz schnöder, heimtückischer Zug", dieses „Erbrechen fremder Briefe", heißt es später. Dabei wird erzählt, Lottchen von Lengefeld habe die Kalb im Verdacht gehabt, daß sie ihre Briefe irgendwie auffange. Aber dieser Verdacht, dem Mißtrauen der Eifersucht entsprungen, gründete sich auf keine andere Thatsache als auf die, daß ein paar Briefe verspätet ankamen, und über Unsicherheit der Weimarischen Post haben auch Knebel und Goethe geklagt.

Das zweite Geschichtchen, welches in Frage kommt, ist folgendes. Im Jahr 1789 erhielt Lottchen von Lengefeld einen anonymen Brief des Inhalts, sie solle nicht nach Poeten jagen, dergleichen Leute seien Phantasten, solle lieber zur Hausfrau sich bilden u. s. w. Ich habe diesen Brief, der von Urlichs publiziert wurde und heute im Schillerarchiv zu Greifenstein ob Bonnland verwahrt ist, in Händen gehabt. Auf dem Kuvert findet sich eine Bemerkung von der Hand der Tochter Schillers, der Freifrau von Gleichen: ihre Mutter habe ihr oft davon erzählt, aber nie erfahren, von wem der Brief gewesen. „Zwei Vermutungen hatte sie: Charlotte von Kalb und Mlle S., die beide Schillern liebten." Das klingt unsicher genug. Die Handschrift Charlottens zeigt der Brief nicht. Und die Denkart, welche er verrät, ist unvereinbar mit Charlottens Geist und Charakter. Tausend Zeugnisse reden dagegen. Freilich die „Bilder aus der Schillerzeit" kennen auch hier keinen Zweifel; diese

Art von Juſtiz ſpricht das Urteil noch vor dem Verhör. Mit der Bemerkung: „das Verletzen des Briefgeheimniſſes geht faſt immer Hand in Hand mit dem Verleumden und Einſchüchtern durch anonyme Briefe“ iſt die Sache abgethan; in der That eine juridiſche Methode, mittelſt welcher ſich auch beweiſen ließe, Charlotte habe ſilberne Löffel geſtohlen!

Bei einer ſolchen Behandlung der Dinge werden wir uns nicht wundern, wenn Hugo Wittmann Charlottens Liebe zu Schiller eine „alberne Paſſion“ nennt, wenn das Geſpräch zwiſchen Maya und Fimauté als „holder Unverſtand, der ſich ſelbſt anſeufzt“, wenn Charlottens Gedenkblätter als ein „zweihundert Seiten währender Vernichtungskampf gegen Natur und geſunden Menſchenverſtand“ bezeichnet werden. Es iſt ja richtig, Charlottens Weſen eröffnet ſich nicht dem flüchtigeren Blick, und ihre Ausdrucksweiſe hat manches Befremdende. Nur ein liebevoller, ein zum Verſtehenwollen geneigter Sinn wird in die Abgründe und Seltſamkeiten dieſer Natur das Senkblei werfen können. Charlottens Seelenkräfte halten ſich ſchwer im Gleichgewicht und ein krankhafter Zug von Reizbarkeit iſt ihr angeboren. Sie hat kein ſcharfes Auge für die Wirklichkeit; ſie ſieht weniger die Dinge ſelbſt als die Bilder, zu welchen ihr Inneres in immer regſamen Träumen die Wirklichkeit umgewandelt hat. Diejenige Geiſtesfunktion, welche die Uebermacht in ihr hat, iſt die Phantaſie; ihr Denken iſt ein phantaſiemäßiges. Charlottens Stil hat etwas Dunkles, Geſuchtes, Abſichtliches; die Neigung zum Pathetiſchen, Feierlichen, zur Grandezza, das Beſtreben, in jegliches Wort ein ſchwereres, ſeeliſches Gewicht zu legen, auf einen bedeutungsvollen Hintergrund überall durchblicken zu laſſen, formt und verrenkt ihn. Mit der Orthographie ſchaltet ſie höchſt willkürlich; auch ihre Satz- und Wortbildung iſt von Gewaltſamkeiten und individuellen Schrullen nicht frei. Das Verhüllende in der Art ihres Erzählens hat zum Teil auch darin ſeinen Grund, daß ſie die Geheimniſſe ihres Herzens nur widerſtrebend verzeichnet, daß ſie in Dingen, welche ihr heilig ſind, die beſtimmte Nennung von Namen und Thatſachen zartſinnig ſcheut. Aber inmitten all dieſes Ringens, inmitten dieſer

ſprachlichen Unbehilflichkeit und Gezwungenheit überraſcht plötzlich eine hochdichteriſche Anſchauung, ein intuitiver Seherblick, ein blitzartiges Auftauchen von Sprachgewalt, von außerordentlicher Befähigung, die Fülle der Seele in Worte zu faſſen. Wenn eine der Frauen zu Weimar das Prädikat der Genialität verdient, ſo iſt es Charlotte von Kalb.

Den vollen Einblick in ihr Weſen haben erſt ihre von Paul Nerrlich im Jahre 1882 veröffentlichten Briefe an Jean Paul und deſſen Gattin ermöglicht. Niemand darf ſagen, daß er Charlotte von Kalb kennt, wenn er dieſe Briefſammlung nicht geleſen hat. Hier, aus der Zeit von 1796—1821, liegt uns eine Reihe von unmittelbaren, unerkünſtelten, aus dem Augenblick der Empfindung geborenen Aeußerungen vor; hier ſteht Charlotte auf der Höhe ihres Lebens, auf der Stufe reifſter Entwicklung. Nun erſt begreift man ganz, wie Schiller von ihr ſagen konnte: „Es liegt unendlich viel eigenes in ihrer Vorſtellungskraft und ihre Blicke ſind eben ſo ſcharf als tief"; wie Jean Paul von ihr rühmen konnte, daß ſie eine Frau von mehr Geiſtesfreiheit, Tiefe, Kraft und Toleranz ſei, als er je eine gekannt.

Und welchen Heroismus des Duldens verkünden dieſe Blätter! Denn zum Düſteren, zum völlig Troſtloſen wendet ſich ja die zweite Hälfte ihres Lebens. Noch einmal hatte ſie die Hand ausgeſtreckt nach dem unveräußerlichen Rechte des Menſchenherzens, ein gleichgeſtimmtes Weſen zu beſitzen. Aber auch Jean Paul bricht ihr die Treue. „Dahin iſt Jugend und dahin iſt Liebe". Im Jahre 1806 erſchießt ſich zerrütteter Vermögensumſtände halber Charlottens Gatte zu München; 1825 gibt ſich ihr Sohn Auguſt Wilhelm in einer pommeriſchen Feſtung den Tod. Sie ſelbſt, ſeit langen Jahren erblindet, ihres ganzen Vermögens beraubt, von der Arbeit ihrer Hände ſich nährend, lebt, eine Weltabgeſchiedene, im Schloſſe zu Berlin, wo ihr die Prinzeſſin Marianne von Preußen eine Unterkunft gewährt hatte. Ihre Klagen ſind verſtummt. Nur zuweilen zuckt noch ein ſchmerzvolles Wort auf. Im Jahre 1806 ſchreibt ſie an Jean Paul: „Ich las in dieſen

Tagen die Briefe von Hölderlin wieder, die drei, so ich mir bewahrte. Einst gab ich sie Ihnen zu lesen, Sie haben sie nicht geachtet, wie ich meine. Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein Seher, ein von Gott belebter haben kann — ich könnte viel von ihm sagen. Der Mann kann es noch weniger ertragen als das Weib, wenn es seinesgleichen um sein Thun nicht findet, aber ein Jeder wird arm und ist beklagenswert in der Öde und Leere. Ein Chaos wartet auf die Liebe des Geistes."

Es wird die Pflicht der Nachwelt sein, mit dem Andenken an Schiller zugleich das an Charlotte von Kalb zu ehren. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: das Unglück ist heilig.

---

3. Leopold von Ranke.

Festvortrag von Prof. Dr. Ludwig Oelsner, hier.
(20. Dezember 1885).

Im Jahre 1861 starb im Alter von 85 Jahren Friedrich Christoph Schlosser, nachdem er sein langes Leben der Ausarbeitung seiner berühmten Weltgeschichte gewidmet hatte. Im Jahre 1880 trat ein Anderer, ebenfalls 85 Jahre alt, Leopold von Ranke, zum ersten Male mit dem Entschluß hervor, eine Weltgeschichte zu schreiben, und er hat uns seitdem in jedem Jahre mit einem neuen Bande seines Werkes überrascht. Es will mir scheinen, als ob die Persönlichkeit Rankes erst durch dieses letzte Unternehmen wahrhaft populär geworden sei. Erregt schon die Erreichung eines so ungewöhnlichen Lebensalters eine allgemein menschliche Teilnahme, so ist dies in noch ungleich höherem Grade der Fall, wenn sich mit dem Greisenalter eine so staunenerregende Geisteskraft verbindet. Die deutsche Wissenschaft hat in unserem Jahrhundert schon einmal ein solches Phänomen erlebt. Am 10. Mai 1859 traf in Berlin mit der Post der letzte Korrekturbogen des „Kosmos" ein, zur selben Stunde, als man Alexander von Humboldt, vier Monate vor seinem 90. Geburtstage, zu Grabe trug. Ranke vollendet morgen in voller Rüstigkeit sein 90. Lebensjahr. Wir ehren

ihn und uns, indem wir dieſen Tag mit ihm feiern; und ich habe, als einer aus dem engeren Kreiſe ſeiner Schüler, dankend den Auftrag übernommen, die Feſtrede zu halten, ſo ſchwer es bei der Größe und dem Umfang der Aufgabe auch fallen muß, derſelben im Rahmen eines Vortrages gerecht zu werden.

Der Lebensgang Rankes iſt einfach, wie gewöhnlich ein deutſches Gelehrtenleben. Seine Kindheit führt uns nach dem Orte Wiehe, einem thüringiſchen Landſtädtchen der ſog. Goldnen Aue. Dort feierten der Rechtsanwalt Gottlob Israel Ranke und Friederike Lehmike am 17. Februar 1795 die eheliche Verbindung, welche durch ſo hohen Kinderſegen beglückt werden ſollte. Sie hatten fünf Söhne und zwei Töchter; vier von den Söhnen ſind Univerſitätslehrer geworden. Der älteſte, Leopold, wurde am 21. Dezember 1795 geboren; er verbrachte die erſten elf Jahre ſeines Lebens in Wiehe ſelbſt. Im Jahre 1806 ſchickte ihn der Vater nach dem benachbarten Donndorf auf die Kloſterſchule, und er blieb hier bis 1809. Hierauf kam er in die berühmte Lehranſtalt zu Schulpforta und abſolvierte daſelbſt die Gymnaſialſtudien. 1814 ſiedelte er nach Leipzig über, wo er im Jahre 1817, nach Beendigung des Trienniums, zum Doktor promoviert wurde. Schon 1818 erhielt er eine Anſtellung als Gymnaſial-Oberlehrer in Frankfurt a. O.; 1825 wurde er, nachdem ſein erſtes Werk „Geſchichten der romaniſchen und germaniſchen Völker von 1494 bis 1514“ erſchienen war, als außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Berlin berufen, und dieſe Stadt iſt ſeitdem ſein Domizil geblieben: nur vorübergehend iſt zweimal, 1827*) und 1854, von einem Weggange nach München die Rede. Bereits 1832 trat er, an Stelle Niebuhrs, in die Akademie der Wiſſenſchaften ein; 1836 erhielt er die ordentliche Profeſſur. Im Jahre 1845 verehelichte er ſich, ein Fünfziger, mit einer Engländerin; ſeine Gemahlin beſchenkte ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter.

Mit den vorrückenden Jahren folgte dann eine Reihe ehrenvoller Jubelfeſte. Im Jahre 1865 wurde er zur Feier ſeines

*) Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel VI, 154.

70. Geburtstages in den Adelstand erhoben. 1867 brachten ihm seine Schüler zu Ehren seines 50jährigen Doktorjubiläums eine großartige Ovation dar. 1882 wurde der fünfzigste Jahrestag seines Eintritts in die Akademie der Wissenschaften durch eine Huldigung gefeiert, mit welcher der König die Erhebung zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz verband. Am 31. März 1885 endlich zeichnete ihn die Stadt Berlin, zur Erinnerung an seine vor 60 Jahren erfolgte Niederlassung daselbst, durch Verleihung des Ehrenbürgerbriefes aus.

In seinem Hause — es ist noch dasselbe, das er bei seiner Verheiratung vor 40 Jahren bezogen — ist es inzwischen wieder still geworden. Seine Frau lebt nicht mehr; seine Kinder haben ihren eigenen Hausstand gegründet. Was sein Heim belebt, was seine Seele erfüllt, ist die Arbeit. Nachdem er um 9 Uhr morgens aufgestanden, beginnt um 10 Uhr sein Tagewerk. Von 10—2 Uhr arbeitet er ununterbrochen, indem er sich entweder vorlesen läßt oder diktiert; dann empfängt er Besuche. Von 3—5 Uhr wird spazieren gegangen, und er scheut es nicht, die beschwerlichen zwei Treppen täglich hinunter- und heraufzusteigen. Dann folgt ein wohlbesetztes Diner, hierauf eine Pause, und von 8—12, oft bis 1 oder 2 Uhr nachts wird wieder gearbeitet. So schafft er noch heute durchschnittlich 8—10 Stunden täglich.

Auf diese seine Arbeit einzugehen, ist denn auch die Hauptaufgabe desjenigen, der ein Lebensbild Rankes zu entwerfen hat.

Lassen Sie mich an ein Wort anknüpfen, dessen sich Ranke selbst in seiner Gedächtnisrede auf Johann Friedrich Böhmer, unseren früheren Stadtbibliothekar, den berühmten Verfasser der Kaiserregesten, bedient hat*): „Mit dem Leben ist es einmal nicht anders, das Interesse konzentriert sich meistens im Werden und nimmt ab, sowie das Leben, so zu sagen, zum Geschäft wird" — ein Wort, das wenigstens in seinem ersten Teile auch auf Ranke zutrifft. Schon die Schulzeit weist charakteristische Züge auf. Sein Bruder Heinrich erzählt in

*) Historische Zeitschrift XX, 394.

den „Jugenderinnerungen“,*) wie Leopold in Donndorf nach dreijährigem Unterricht erklärte, hier sei für ihn nichts mehr zu lernen; in Pforta hoffe er weiter fortzuschreiten. Nachdem er in Schulpforta erst fünf Jahre zugebracht, also vor Absolvierung des sechsjährigen Kursus, drängt es ihn auch von hier wieder weg: er könne nicht genug für sich arbeiten, behauptete er, die Unterrichtsstunden seien ihm eine unliebsame Unterbrechung. Auf die Bemerkung, es werde ihm auf der Universität mit den Vorlesungen ähnlich ergehen, meinte er, dort werde er doch ganz sein eigener Herr sein. Wie bezeichnend ist für ihn diese Entschlossenheit, die sich selbst die Direktive giebt, diese Klarheit über seine Ziele! Man meint schon den künftigen Forscher zu hören, der, unzufrieden mit dem Material, das die Bücher ihm liefern, sich auf die Reise begiebt, um in den verschiedensten Archiven Europas sich die Belehrung zu verschaffen, welche ihn zur vollen Erkenntnis führen soll.

Ranke widmete sich ursprünglich der klassischen Philologie. In Pforta war es Sophokles, der ihn am meisten fesselte: mit einem seiner Lehrer rezitierte er privatim die Dramen dieses Dichters; drei derselben übersetzte er schriftlich und verehrte sie schön eingebunden seinem Vater zum Geburtstag. In Leipzig widmete er sich vornehmlich der historischen Literatur, besonders dem Thucydides, unter der Leitung von Gottfried Hermann. Dem persönlichen Einflusse dieses bedeutenden Lehrers entsprach die Einwirkung Niebuhrs durch sein kurz vorher erschienenes Werk über die römische Geschichte, in welchem zum ersten Male die historische Überlieferung auf ihren Wert geprüft wurde. Der dritte Autor, mit dem sich Ranke vorwiegend beschäftigte, war Luther.

Damals waren die Freiheitskriege beendet, und die deutsche Geschichtswissenschaft empfing von ihnen aus eine ganz bestimmte Richtung. Man hatte die Demütigung Deutschlands erlebt und fand es nützlich, sich in die Zeiten deutscher Größe zurück-

*) Fr. Heinr. Ranke, Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben, Stuttgart 1876. S. 16 und 43.

zuverſetzen. So wurde die mittelalterliche Geſchichte mit Begeiſterung erforſcht. Es erſchienen 1824 Raumers „Hohenſtaufen", 1826 begann die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica, 1828 ließ Stenzel ſein epochemachendes Werk über die Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer erſcheinen.

Aber die franzöſiſche Revolution und die Fremdherrſchaft hatten noch eine andere Wirkung auf die deutſchen Studien geübt. Man machte die Schreckensereigniſſe, die man in Deutſchland erlebt, man machte auch die Greuel der franzöſiſchen Revolution dem neuen Geiſte zum Vorwurf, der von der Reformation ſeinen Ausgang genommen hatte. Man ſchwärmte für das Mittelalter, wo Deutſchland in politiſcher und religiöſer Beziehung geeint dageſtanden habe. Es iſt die romantiſche Richtung, die ja auch in der Poeſie ſich ſo bedeutende Geltung verſchafft hat, und als deren Vertreter in der Geſchichtswiſſenſchaft ich den vorhin erwähnten, gleich Ranke im Jahre 1795 geborenen, Böhmer nennen möchte. Er begeiſterte ſich für die reichsbürgerlichen Zeiten, denen ſeine Kindheit noch angehört hatte. Er wandte ſich von der Neuzeit ab und verſenkte ſich mit Liebe in die Tage des Mittelalters. Obwohl Proteſtant, zeigte er doch eine ausgeſprochene Hinneigung zum Katholizismus. Von dem Emporkommen der „Bo-Ruſſen" wollte er nichts wiſſen. Er bewunderte die ältere deutſche Kunſt und Literatur, und dieſer Vorliebe für das Mittelalter entſprachen denn auch ſeine hiſtoriſchen Arbeiten.

Wie ſtellte ſich zu allen dieſen Beſtrebungen Ranke? Er folgte weder jener patriotiſch-deutſchen, noch dieſer romantiſch-ſchwärmeriſchen Richtung, die ich eben charakteriſiert habe. Er wirft der letzteren ihre Einſeitigkeit vor. „Welcher Irrtum, ruft er, eines von allen Jahrhunderten gleichſam als bevorzugte Zeit Gottes zu betrachten." Nach Böhmer müßte man Innocenz III. als den größten Mann der Geſchichte, das 13. Jahrhundert als den Höhepunkt deutſcher Entwickelung anſehen; alles Frühere würde als unvollkommene Vorbereitung, alles Spätere als Abfall erſcheinen. Und wenn Böhmer auf die Poeſie des Mittelalters, deſſen Baukunſt oder deſſen ſcholaſtiſche Philoſophie hin-

weiſt, ſo hält Ranke ihm entgegen, daß dies zum großen Teile nicht original-deutſche Schöpfungen ſind; das mittelalterliche Kaiſertum aber iſt kaum jemals zu wirklicher Macht gelangt. Die Reformation iſt nach Ranke unſer wichtigſtes vaterländiſches Ereignis; die deutſche Philoſophie des 18. Jahrhunderts iſt ihm ein echteres Produkt des deutſchen Geiſtes, als das Syſtem irgend eines deutſchen Scholaſtikers. Noch in Rankes Studienzeit fiel die 300jährige Jubelfeier der Reformation, und er trug ſich damals mit dem Plan, ein Leben Luthers zu ſchreiben.

Allein ſeine Gedanken gingen weiter. Er ſuchte nach umfaſſenderen Geſichtspunkten, nach dem lebendigen Momente jener Zeiten, nach den eigentlichen Trägern der allgemeinen geſchichtlichen Entwickelung. Er konnte ſich auf das deutſche Vaterland nicht beſchränken. Er fand, daß die Weltgeſchichte ſeit dem Ende des römiſchen Reiches ſich in einer großen Völkergenoſſenſchaft vollzieht, welche von ſechs romaniſchen und germaniſchen Völkern gebildet wird: den Spaniern, Italienern und Franzoſen auf der einen, den Deutſchen, Engländern und Skandinaviern auf der anderen Seite. Dieſe ſechs Völker haben im Laufe des Mittelalters ſich im Innern gleichartig entfaltet und nach außen in drei gemeinſchaftlichen Unternehmungen, von denen andere Nationen nur wenig berührt wurden, ihre Einheit und Zuſammengehörigkeit bethätigt: in der Völkerwanderung, den Kreuzzügen und den Pflanzungen jenſeits der Meere, gleichſam drei großen Atemzügen des unvergleichlichen Vereines. Der letzte Ausdruck dieſes romaniſch-germaniſchen Gemeinweſens iſt zu Ende des Mittelalters die ſpaniſch-öſterreichiſche Monarchie des Hauſes Habsburg. Gegen ſie aber erhebt ſich Frankreich, und gleichzeitig lehnt ſich Nordeuropa gegen die Herrſchaft des Papſttums auf; auf dieſen Gegenſätzen, auf dieſem politiſch-religiöſen Weltkampfe beruht die ganze neuere Geſchichte.

Ranke faßte nun den Plan, zuvörderſt den wichtigen Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zur Darſtellung zu bringen. Es reizt ihn, die Endpunkte ſolcher Entwickelung einander gegenüber zu halten; z. B. wie im Jahre 1495 der franzöſiſche König Karl VIII. nach Italien zieht, um gegen die Türken

zu kämpfen, und 41 Jahre ſpäter Franz I. von Frankreich mit eben dieſen Türken ſich gegen das Haus Habsburg verbindet. Durch ſolche Kontraſte wird das zu behandelnde Thema am deutlichſten präziſiert.

So hat der 30jährige Mann jetzt ſeine Lehrzeit vollbracht. Von der hohen Warte, die er erklommen, überblickt er die ganze neuere Geſchichte und hat nun die Aufgabe gefunden, der er für ſein weiteres Leben angehört. Wir finden ihn daher in jener inneren Agitation, wie ſie der Genius empfindet, wenn ſich ihm ſein Beruf offenbart, jener „Agitation von größter Gewalt und Tiefe", von welcher ein Mohammed ergriffen ward, als ihm eine neue Gotteserkenntnis aufging.*) Wir haben auch hierüber Mitteilungen ſeines Bruders Heinrich. Dieſer hatte inzwiſchen die Univerſität Halle bezogen. Von dort ging er oft nach Frankfurt und fand Leopold ſtets in das eifrigſte Studium vertieft. Es war gewöhnlich nicht Rankes Art, ſich über ſeine Arbeiten auszuſprechen; aber wenn er ſich des Abends mit Heinrich an der Oder erging, da enthüllte er ihm doch gern die Fülle ſeiner Gedanken. Ihn beunruhigte freilich auch die Unvollkommenheit ſeines Werkes; namentlich waren die wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel, welche ihm zur Verfügung ſtanden, nicht immer ausreichend, um eine feſte Anſicht zu begründen. „Es giebt ein erhabenes Ideal; ich weiß, wie weit ich davon entfernt geblieben. Man bemüht ſich, man ſtrebt, am Ende hat man's nicht erreicht. Daß nur niemand darüber ungeduldig werde!"

Die Welt urteilte minder ſtreng. Sein im Oktober des Jahres 1824 erſchienenes Buch wurde mit Auszeichnung aufgenommen und veranlaßte gleich im nächſten Frühjahr ſeine Berufung nach Berlin. Es war von einem zweiten Werke als Beilage begleitet: „Zur Kritik neuerer Geſchichtsſchreiber." Hier führt er uns in die Quellen ein, aus denen er geſchöpft hat, und unterzieht dieſelben einer ſtrengen Prüfung. Er geht namentlich ſechs Schriftſteller durch, zwei Italiener, zwei Deutſche, einen Spanier und einen Franzoſen, durch deren Kritik

*) Ranke, Weltgeſchichte V, 1. 57.

er beweiſt, wie wenig berechtigt es iſt, den Berichten ſolcher Autoren zu vertrauen, denen keine originale Kenntnis beiwohnt, und wären ſie ſelbſt den Ereigniſſen gleichzeitig, die ſie erzählen. Er erſehnt die Zeit, wo es möglich würde, die neuere Geſchichte aus den Berichten der Augenzeugen, aus den Darſtellungen der Mitwirkenden aufzubauen. Er weiß recht gut, welche Schätze, bis dahin unbenutzt, in den verſchiedenſten Archiven verborgen liegen. Seine Sehnſucht iſt, ſelbſt einmal dieſe Schätze heben zu können. Wir müſſen ſtaunen, wie er dieſe in dem Abſchnitt „Von dem, was noch zu thun ſei", bis ins Einzelne charakteriſiert. Alle folgende Thätigkeit Rankes und ſeiner Schule erſcheint als die Erfüllung jenes Programmes von 1824.

Die wiſſenſchaftliche Welt war voll des Lobes für ſein Werk, das darſtellende ſowohl als auch das kritiſche. Es gereicht mir zur hohen Freude, das Urteil meines zweiten ausgezeichneten Univerſitätslehrers hier anführen zu können. Guſtav Adolf Stenzel in Breslau äußerte ſich im zweiten Bande ſeiner Fränkiſchen Kaiſer (1828): „Bei der ſich täglich mehrenden Menge von Geſchichtsbüchern aller Art ſind wir doch kaum imſtande, noch Einen außer Ranke zu nennen, der ſich um das Studium der Quellenſchriften unmittelbar beſonderes Verdienſt erworben hätte. Ja, man muß geſtehen, daß Ranke mit einer umfaſſenden Kenntnis und großem Scharfſinne eine ſo meiſterhafte Beurteilung der Glaubwürdigkeit einzelner Schriftſteller gegeben hat, daß ſie jüngeren Freunden der Geſchichte als Muſter vorgelegt werden ſollte." Wer weiß, wie zurückhaltend Stenzel in ſeinem Lobe war, wer das herbe Urteil kennt, welches er über Raumers „Hohenſtaufen" gefällt hat, wird dieſe knapp gehaltene und doch ſo warme Anerkennung Rankes um ſo höher anſchlagen.

Aus den erſten Berliner Jahren des jungen Profeſſors möchte ich noch mit einigen Worten ſeiner innigen Beziehungen zu zwei berühmten Frauen gedenken: zu Bettina von Arnim und Rahel Varnhagen von Enſe. Wir hören, wie er eines Tages Bettina in einer Geſellſchaft kennen lernt. Während der ganzen Abendunterhaltung läßt ſie ihn nicht von ihrer Seite;

ſie verſchmäht den Wagen, welcher ſie nach Hauſe fahren ſoll: Ranke muß ſie begleiten. Die Unterredung iſt am Hauſe noch nicht erledigt; ſie gehen weiter, kommen wieder zurück und gehen abermals weiter. Das unerſchöpfliche Geſpräch dauerte fort, bis darüber der Tag anbrach. Sie blieben ſeitdem in regem und immer regerem Verkehr: Ranke „liebt Geiſt und bedarf Geiſt", urteilte Rahel; „dieſes Üben hat er nötig, ſeine Feierſtunden zu bewegen." *) Er empfand für Bettina ohne Frage eine größere Zuneigung als für Rahel, doch beſuchte er dieſe ebenfalls häufig, und auch ſie fand ſeinen Verkehr außerordentlich feſſelnd. Bald ſchickte er ihr eine intereſſante Dichtung,**) bald ſprach er mit ihr über „Ehe; Geſchichte; was ſie ſei, warum er ſie treibe. Alles gedankenvoll". ***) Seine Briefe ſind „ſo vortrefflich, ſo rein vornehm geſchrieben, wie alles von ihm". †) Zwiſchendurch jedoch läßt ſich eine gewiſſe Gereiztheit bemerken, ſei es Empfindlichkeit darüber, daß Ranke ihr Bettina vorzog, ††) ſei es ſelbſt eine Art Eiferſucht auf die höhere Herrin, die Wiſſenſchaft, der Ranke vor allen andern ſeine Dienſte weihte. Als ſie einmal von Wien aus ein Schreiben des Freundes empfängt, beklagt ſie ſich, der Brief ſei vorwiegend geſchäftlichen, d. h. auf ſeine Studien bezüglichen Inhalts und bringe nur ſo viel Anderes, daß man das Erſtere nicht geradezu behaupten könnte. †††) Ranke war eben ſeines ſchriftſtelleriſchen Strebens

*) Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel VI, 173.

**) So im Auguſt 1826 (Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. III. 243—245), das „indiſche Gedicht", das wohl weder ſinnbildlich, noch als Rankes eigner Verſuch aufzufaſſen iſt (Wegele, Geſch. d. deutſchen Hiſtoriographie 1046), da Rahel es ſonſt nicht zurückgeſchickt, noch durch indiſche Bilder ergänzt hätte. — Ein Gedicht Rankes an Rahel ſ. „Briefe v. Stägemann, Metternich, Heine u. Bettina v. Arnim" (1865) S. 279.

***) Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel, VI, 105.

†) Buch des Andenkens III, 328. Ähnliches S. 346. 350. 538. 550. 576; Briefwechſel S. 221. 267.

††) Vgl. Briefwechſel VI, 132: „er glaubt an ſie . . . es iſt ein Glück, das ich ihm gönne". Ähnlich S. 140. 173 (ſchon im „Buch des Andenkens" S. 303—304 gedruckt, doch mit Weglaſſung der Namen) und 175.

†††) Buch des Andenkens III, 327—328.

voll; er brachte ihm Jahre hindurch sogar seine Universitätsthätigkeit zum Opfer.

Es ist hier am Platze, ein Wort über die sogen. „Venetianischen Relationen" zu sagen, auf denen ein großer Teil der Ranke'schen Werke beruht, die daher für unsere Betrachtung von hoher Bedeutung sind. Venedig nahm seit dem Ende des Mittelalters nicht mehr die hohe Stellung ein, welche es in früheren Jahrhunderten behauptet hatte. Wohl aber suchte es nach außen hin sein ehemaliges Ansehen so lange als möglich zu erhalten und glaubte dies dadurch zu erreichen, daß es mit den größten Höfen beständig in gesandtschaftlicher Verbindung blieb, vornehmlich mit Rom, Madrid, Wien, Paris und Konstantinopel. Nun war es Vorschrift, daß jeder Gesandte von diesen Orten aus regelmäßige Berichte schickte. Gewöhnlich machte man alle fünf Botschafterposten durch, indem man auf jedem etwa drei Jahre blieb. Hatte man diese 15 Jahre absolviert, so trat man zu Venedig in den Senat ein, um von hier aus die Politik der Vaterstadt leiten zu helfen. Wie man gewöhnlich alle 14 Tage von dem betreffenden Gesandtschaftsposten aus an die Stadt schreiben mußte, so hatten die Heimkehrenden über das Gesamtergebnis jeder dreijährigen Periode einen umfassenden Bericht anzufertigen. Diese sogenannten „Relationen" wurden vor dem Senat verlesen, in welchem sämtliche regierende Persönlichkeiten vereinigt waren und ein hochansehnliches Auditorium bildeten. Manchmal zog sich die Verlesung einer solchen Relation durch mehrere Abende. Während die vierzehntägigen Berichte mehr dem Laufe der Begebenheiten folgten, hatten die Schlußrelationen eine Charakteristik der Personen und Zustände des fremden Landes zum Gegenstande. Sie boten eine Analyse des damaligen geschichtlichen Lebens, wie sie der Historiker sich nicht besser wünschen kann. Und alle diese Schätze waren bis dahin, man könnte sagen, ungehoben.

Wie wurde Ranke auf sie aufmerksam? Dies erklärt sich aus zwei weiteren Umständen. Es war im 16. und 17. Jahrhundert ganz allgemein üblich und erregte nicht den geringsten Anstoß, daß die Gesandten die öffentlichen Papiere teilweise im

Privatbesitz behielten. So kam es, daß die vornehmen Familien, aus deren Kreisen die Staatsämter gewöhnlich besetzt wurden, eigene Kabinette für solche Manuskripte von unschätzbarem Werte besaßen. So in Venedig; ähnlich in Rom. Denn auch die Berichte der römischen Gesandten blieben mehr oder weniger im Besitze der Botschafter selbst. Beim Bau der Paläste pflegte man von vornherein einige Säle des oberen Stockwerks für die Aufbewahrung dieser Dokumente zu bestimmen. Man legte außerdem Wert darauf, solche Handschriften anzukaufen oder sich mindestens Abschriften der Originale zu verschaffen. Wer Geld und Mühe daran wandte, konnte dies mit bestem Erfolge thun. Die Abschriften wurden dann zu Bänden vereinigt, ohne Ordnung und Plan, ganz wie man sie zufällig zusammengekauft hatte. Solche Sammlungen „politischer Informationen", wie man sie zu nennen pflegte, finden sich auch außerhalb Italiens. Wer die Pariser Bibliothek durchforsche, sagt Ranke, brauche Italiens Archive nicht mehr. Eine Sammlung dieser Art war denn auch nach Berlin gekommen und bis auf einen flüchtigen Einblick, den einst Johannes Müller genommen, noch nie verwertet worden. Ranke hatte dieselbe gleich in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes entdeckt, und sein zweites, 1827 erschienenes Werk, „die Osmanen und die spanische Monarchie",*) der erste Band der „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert", beruht zumeist auf diesem Material.

Aber nun zog es ihn unwiderstehlich nach Italien und er erhielt hierfür einen nicht weniger als vierjährigen Urlaub, von 1827—1831. Der Weg führte ihn zuerst nach Wien, dann nach Venedig, Florenz und Rom.

Mit diesen italienischen Forschungen, die die wesentliche Grundlage seiner späteren Werke geworden sind, hat sich Ranke jedoch nicht begnügt.

Als er an die Darstellung der deutschen Ereignisse ging, richtete sich sein Auge auf die deutschen Handschriftenschätze. Wahrscheinlich hat Böhmer ihn zuerst auf das Frankfurter Archiv hingewiesen, nicht direkt, sondern in dem Urkundenbuch

*) Hieran schloß sich 1829 „die serbische Revolution": eine Gelegenheitsschrift.

der Stadt Frankfurt a. M., welches im Sommer 1836 erschienen ist, woselbst es heißt: „Welcher reiche Inhalt mag in den Reichsverhandlungen verborgen liegen, die seit dem Konstanzer Konzil bis zum Jahre 1806 in ununterbrochener Folge Hunderte von Folianten füllen?" Im Herbst 1836 war Ranke hier und von 96 Bänden, welche die Reichstagsakten von 1414—1613 umfassen, benutzte er die ersten 64 Bände, die man ihm der Bequemlichkeit halber nach Berlin schickte.

Hier sei an einem bezeichnenden Beispiele seine Forschungsmethode dargethan. Die reichsstädtischen Berichte des Frankfurter Archivs reichten ihm nicht aus. Der Reichstag hatte außer dem städtischen Kollegium noch zwei andere, das Kurfürsten- und das Fürstenkollegium. Es schien wünschenswert, auch die Berichte kurfürstlicher und fürstlicher Gesandten an ihre Höfe zu lesen. Anfangs 1837 durchforschte er daher in dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin die kurfürstlichen Gesandtschaftsberichte; dann ging er nach Dresden, denn das jetzige Königreich Sachsen war in den ersten Jahrzehnten der Reformationszeit noch Herzogtum; zuletzt auch nach Weimar, um die innere Entwickelung der evangelischen Partei aus dem dortigen Archive kennen zu lernen.

In ähnlicher Weise wandte er seine Schritte später, als es sich um die Geschichte Frankreichs und Englands handelte, nach Paris und London, und benutzte ebenso noch mehrere kleinere Archive.

Der Hinweis auf diese Fundgruben der geschichtlichen Belehrung gehört zu den Hauptverdiensten des Geschichtsforschers Ranke; er selbst schöpft aus ihnen eine Fülle neuer Thatsachen und neuer Anschauungen, die seitdem herrschend geblieben und durch spätere Entdeckungen nur bestätigt worden sind. „Man bedauere den nicht", ruft er einmal in der Freude an seinem Thun, „der sich mit diesen anscheinend trockenen Studien beschäftigt und darüber den Genuß manches heiteren Tages versäumt. Es ist wahr, es sind tote Papiere, aber sie sind Ueberreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt." „Deutlich wiederzuerkennen ist doch allein derjenige Teil der Vergangenheit, der in Schriften aufbewahrt worden."

Digitized by Google

So entstand allmählich die Reihe klassischer Werke, die ich bei der Kürze der Zeit nur nennen kann. Zuerst als Fortsetzung der „Fürsten und Völker von Südeuropa“ in den Jahren 1832—36 „die römischen Päpste“ — wie es in der neuen Auflage heißt — „während der letzten vier Jahrhunderte.“ Im Jahre 1839 begann er dann die „Geschichte der Deutschen im Zeitalter der Reformation“, 1852 die „französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert“, 1859 die „englische Geschichte.“ Daran schlossen sich noch weitere Schriften über die deutsche und speziell preußische Geschichte der neueren Zeit, so die „Zwölf Bücher preußischer Geschichte“, die „Geschichte Wallensteins“, „der Ursprung des siebenjährigen Krieges“, „die deutschen Mächte und der Fürstenbund“, „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“ u. a. m.

Man hat das durch Ranke wesentlich begründete archivalische Studium vielfach bemängelt. Kein Geringerer als Gervinus hat daran Anstoß genommen, indem er behauptete, man überschätze das Ungedruckte gar zu leicht, weil es den Reiz der Neuheit habe; die Diplomatie sei unwahr, eine Welt der schleichenden Kabale; die Masse des archivalischen Stoffes endlich sei geeignet, die einfachen Gesichtspunkte zu verwirren.*) Ein solcher Vorwurf mag wohl manchen jüngeren Historiker treffen, Ranke aber gewiß nicht. Er hat allezeit Kritik zu üben gewußt und sich in der Masse des Stoffes keineswegs verloren. Er erwehrt sich oft selbst des allzu großen Andranges, um die Einheit des Gedankens festhalten zu können, der sich ihm aus den bisherigen Studien erhoben hatte. Seine Meinung ist, eine einigermaßen umfassende, wahrheitsbeflissene Forschung in den echten Denkmalen reiche hin, um zu einer objektiven Auffassung des Thatbestandes zu gelangen.

Die allgemeinen Gesichtspunkte und Ideen geben seinem Fleiße den inneren Antrieb, und bei dem minder Bedeutenden wenig verweilend, hat er das weltgeschichtlich Wichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht.

---

*) Gervinus, F. C. Schlosser, ein Nekrolog. S. 24.

Selbſt wo er deutſche Geſchichte ſchrieb, wo daher vaterländiſche Sympathie die Neigung hervorrufen konnte, auf lokale oder provinzielle Spezialitäten einzugehen, beſchäftigte ihn immer nur die univerſalhiſtoriſche Betrachtung. Wie viel mehr, wenn er der italieniſchen, engliſchen, franzöſiſchen Geſchichte ſich zuwendet. Er unterſcheidet zwiſchen dem nationalen und dem welthiſtoriſchen Berufe großer Völker und Staaten, daher auch zwiſchen der nationalen Geſchichtsſchreibung, die er den einheimiſchen Meiſtern überläßt, und der univerſalen, die weit über die Schranken der Nationalität hinaus das in die Bewegung der Welt Eingreifende ins Auge faßt.

Die Geſchichte des Papſttums iſt ihm nur ein Spiegel der allgemeinen Weltgeſchicke, und mit dem kirchlichen und lokalen Detail befaßt er ſich nicht. In Frankreichs neuerer Geſchichte ſieht er ein weſentliches Moment der allgemeinen Entwicklung der Menſchheit, ebenſo in derjenigen Englands eine weltbeherrſchende hiſtoriſche Region. Man hat daher mit Recht geſagt, Ranke habe nie etwas anderes als Weltgeſchichte geſchrieben, und ſeine neueſte Schöpfung bilde nur die notwendige Ergänzung, den Unterbau ſeiner früheren Werke.*) Er ſucht hier den Zuſammenhang der Dinge, den Gang der großen Begebenheiten auf, welcher alle Völker verbindet und beherrſcht. Denn eine ſolche Gemeinſchaft beſteht; eine bloße Sammlung von Völkergeſchichten iſt keine Weltgeſchichte.

Dabei zeigt ſich Ranke keineswegs gleichgiltig gegen das Detail, aber er verfolgt es nur bei denjenigen Ereigniſſen, die eine allgemeine Bedeutung in Anſpruch nehmen. Solche Hauptbegebenheiten der Weltgeſchichte können nicht eingehend genug behandelt werden.

Schon in ſeinem erſten Werke bezeichnet er als das Ideal der Darſtellung: „Die Begebenheit in ihrer menſchlichen Faßlichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle.“ Daher das Intereſſe, mit dem er z. B. eine wichtige Schlacht ſchildert oder ſich in die Erfaſſung bedeutender Perſönlichkeiten vertieft. Es iſt ja be-

*) Jaſtrow: Deutſche Rundſchau 26, 269.

kannt, wie Hervorragendes Ranke gerade in Charakterſchilderungen geleiſtet hat. Er ſagt ſich wohl: der Einzelne iſt nur ein Kind ſeiner Zeit, allenfalls ein Repräſentant derſelben, nur da, um zu beginnen, nicht um zu vollenden; wieviel gewaltiger erſcheint dagegen das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt. Aber er verkennt nicht, daß die kraftvolle Perſönlichkeit doch auch mächtig und oft beſtimmend in das Ganze eingreift und daß die Biographie ſich alsdann zur Geſchichte erweitert. In ſeinem Intereſſe für wichtige Begebenheiten beteiligt er ſich ſelbſt an kleineren Fragen der Chronologie oder der Quellenkritik. So ſucht er z. B. zu konſtatieren, an welchem Tage des Oktober 732 die Schlacht bei Tours ſtattgefunden. Die Gründung des Kirchenſtaats feſſelt ihn in allen ihren Einzelheiten; in kurzen tief eindringenden Bemerkungen wägt er die fränkiſche und die römiſche Tradition gegen einander ab; man wird von der Schärfe des Blickes frappiert, und kein künftiger Forſcher wird an ſeiner eigentümlichen Beurteilung des Metzer Annaliſten vorbeigehen können.

So vereinigt Ranke gleich einem gewiſſenhaften Naturforſcher die exakte Einzelbeobachtung mit umfaſſenden Geſichtspunkten. Sein Studium aber bildet das eine und vielleicht wichtigſte Forſchungsobjekt: das genus homo, der Menſchheitsgeiſt.

Zwei Dinge ſchließt Ranke von ſeiner Darſtellung aus. Er kennt erſtens keine Teleologie in der Geſchichte: „Wollte man für die Entwicklung der Kultur ein beſtimmtes Ziel angeben, ſo würde man die Zukunft verdunkeln und die ſchrankenloſe Tragweite der welthiſtoriſchen Bewegung verkennen.“

Sodann hält er ſich fern von aller Tendenz. Er weiß nichts von einer Weltgeſchichte, die das Weltgericht ſei. Man habe der Hiſtorie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu belehren, beigemeſſen; ſo hoher Ämter unterwinde er ſich nicht; er wolle blos zeigen, wie es eigentlich geweſen. Darin liegt das Weſen der vielbeſprochenen Rankeſchen Objektivität. Er hat den vollen Mut der Meinung und ſteht namentlich den Beſtrebungen der eigenen Zeit nicht gleichgiltig gegenüber; das hat er in ſeiner „hiſtoriſch-

politiſchen Zeitſchrift“ (1832—35) und bei Behandlung zeitgenöſſiſcher Stoffe bewieſen. Aber dabei kann doch das Weſen der Unparteilichkeit gewahrt bleiben. Die Pflicht des Geſchichtsſchreibers iſt die allſeitige Würdigung der verſchiedenen Standpunkte. Es kommt darauf an, die agierenden Mächte in ihrem beſondern Selbſt anzuerkennen; ſo treten ſie einander gegenüber und ringen miteinander; in der Wechſelwirkung des Entgegengeſetzten bewegt ſich das Leben des Menſchengeſchlechts.

Wer in der Hiſtoriographie ſeinen politiſchen Parteiſtandpunkt geltend macht, verliert allzu leicht die erforderliche Leidenſchaftsloſigkeit, wie ſie Ranke ſchon ſeit ſeinen jungen Jahren ausgezeichnet hat.*) Wenn Dahlmann einmal ſagt: „Am Ende gehört die Vergangenheit der Gegenwart an und die Schrift dem Leben“, wenn Gervinus häufig die Anſicht wiederholt, daß die Wiſſenſchaft in das Leben eingreifen ſolle, ſo findet das Ranke wohl ſehr wahr, doch müſſe ſie, um zu wirken, vor allen Dingen Wiſſenſchaft ſein; ſonſt ſei zu fürchten, daß das Leben auf die Wiſſenſchaft, nicht die Wiſſenſchaft auf das Leben wirke. „Wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derſelben zunächſt abſehen und uns zu der freien objektiven Wiſſenſchaft erheben ... Die Muſe der Geſchichte iſt eiferſüchtig auf ihren Dienſt; Intereſſen der Gegenwart in die hiſtoriſche Arbeit hineintragen, hat gewöhnlich die Folge, deren freie Vollziehung zu beeinträchtigen.“ Als Ranke bei ſeinem Doktorjubiläum im Jahre 1867 ſich zu ſeiner eigenen freudigen Überraſchung von einer ſo großen Zahl verehrungsvoller Schüler umgeben ſah, da reichte er jedem derſelben die Hand als dem Mitgliede einer „großen hiſtoriſchen Familie“, wie er ſich ausdrückte, die „zuſammengehalten ſei durch den gemeinſamen Kultus der Wahrhaftigkeit.“

---

*) Sehr merkwürdig hierfür iſt, wie er 1819 die That Karl Sands auffaßte, die damals allgemeine Teilnahme fand, die z. B. Böhmer im Grunde ſeiner Seele bewunderte (Hiſtoriſche Zeitſchrift 20, 398). Ranke ſprach nur mit tiefſtem Ernſte: „Du ſollſt nicht töten! Das iſt Gottes Gebot.“ (Jugenderinnerungen 105).

Die Schüler Rankes! Ja, es giebt eine Rankeſche Schule, und ich muß wenigſtens mit einigen Worten auch dieſe Seite ſeiner Wirkſamkeit berühren. Ranke hatte als Univerſitätsredner keinen großen Erfolg; ſeine Vortragsweiſe war ſo eigentümlich, daß das Auditorium ſich im Laufe des Semeſters mehr und mehr lichtete. Es machte wohl, wie es einer ſeiner Zuhörer im Jahre 1853 ſchildert,*) den Eindruck, daß er nicht vorher Überdachtes vortrug, ſondern ſich erſt auf dem Katheder ſelbſt inſpirieren ließ und, das Geſicht geſpannt nach der Decke gerichtet, ſeine Gedanken gleichſam in dem leeren Luftraum haſchte. So ſprach er denn erſt einen langſam intonierten Satz laut vor ſich hin und ließ ihm alsdann mit leiſerer Stimme einen Strom halb unverſtändlicher Worte folgen. Aber eben jene lichtvollen, überraſchenden Gedankenblitze, mochten ſie auch Eingebungen des Augenblicks ſein, feſſelten wie mit einem Zauber die kleine Gemeinde verſtändnisinniger Jünger, indem ſie ihnen weite geſchichtliche Perſpektiven eröffneten und ſo zur unvergeßlichen Anregung ihres Denkens gereichten.

Noch einflußreicher war ſeine Wirkſamkeit im engeren Kreiſe ſeiner „hiſtoriſchen Geſellſchaft“. Er widmete ihr nicht viel Zeit: eine Stunde in der Woche; und doch, wie mächtig war der Eindruck! Denn er beſtrebte ſich die Schüler zur Beteiligung an der Forſchung zu erziehen; ein Verfahren, das damals oft anerkannt wurde**) und ſeitdem eine löbliche Verbreitung auf den Univerſitäten gefunden hat. Wie als erſte bedeutende Frucht dieſer Lehrthätigkeit Rankes die von Waitz, Gieſebrecht und anderen bearbeiteten „Jahrbücher des deutſchen Reiches unter dem ſächſiſchen Hauſe“ anzuſehen ſind, ſo darf das Insslebentreten der Münchener „Hiſtoriſchen Kommiſſion“ im Jahre 1859 als die letzte und umfaſſendſte ſeiner Schöpfungen auf dieſem Gebiete gelten. Sie beſteht größtenteils aus Rankes Schülern, und die umfangreichen Arbeiten dieſer Kommiſſion ſind zumeiſt ſeiner Initiative zu verdanken.

---

*) Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften III, 89.

**) So z. B. von Böhmer a. a. O. III, 187. 192.

Mit einem Worte: Ranke ist der Vater der modernen deutschen Historiographie, er ist ihr Lehrer sowohl in der Forschungsmethode wie in der Darstellungskunst, und er ist in beidem ihr unübertroffener Meister geblieben.

Man hat wohl einmal bemerkt, Ranke sei ein Historiker für Historiker*), etwa wie Tocqueville von sich sagt: Je parle sur l'histoire et ne la raconte pas; und es ist vielleicht wahr, daß man für die Lektüre Rankes erst sachlich und geistig genügend vorbereitet sein muß. Es läßt sich auf ihn anwenden, was er selbst von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus sagt: „Auf unmittelbare Popularität ist es nicht abgesehen. Die Sprache selbst ist von dem Gedankenreichtum angehaucht, in welchem der Autor lebt. Nur für das einsame Nachdenken ist sie recht verständlich." Aber wer möchte solchem Studium nicht eine Geistesanstrengung widmen, die sich so reich belohnt? Und wahrlich, auch das trifft auf Ranke zu, was er weiter über Tacitus äußert: „Seine Werke sind nicht allein Geschichtsbücher, sie sind selbst eine historische Erscheinung."

Nach dem Vortrage verlas Herr Dr. Valentin eine dem Gefeierten gewidmete Adresse des Hochstifts; sie lautete:

„Das Freie Deutsche Hochstift, das in seiner neuen Organisation sich mehr und mehr zum Sammelpunkte alles geistigen Lebens in Frankfurt gestaltet, möchte unter den Glückwünschenden nicht fehlen, die wohl aus allen Teilen des Vaterlandes sich am heutigen Tage um Ew. Excellenz zusammenschaaren.

An unsere Stadt knüpft sich in Ihrem Leben eine freudige Erinnerung. Als Sie mit den Vorarbeiten zur „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" beschäftigt waren, wollte das Glück Ihnen (wie Sie erzählen) so wohl, daß Sie im Herbst 1836 eine Sammlung, eben wie Sie sie brauchten, in dem Stadtarchive zu Frankfurt am Main fanden und mit erwünschter Bequemlichkeit benutzen durften.

---

*) Scherr: Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur IV, 197.

Sie haben die Gabe unſerer Stadt durch eine unvergängliche Gegenleiſtung erwidert. Sie haben die toten Papiere mit dem Hauche Ihres Geiſtes belebt und unſerer Nation, der ganzen gebildeten Welt, eine der wichtigſten Epochen der Weltgeſchichte in wahrheits- und lebensvollem Bilde vorgeführt.

Nicht immer fand Ihre univerſale Betrachtungsweiſe, Ihre objektive Auffaſſung bei den zeitgenöſſiſchen Vertretern der Wiſſenſchaft vollen Widerhall: die Befangenheit der romantiſchen Richtung und die tendenziöſe Einſeitigkeit haben, nicht ohne Kraft und Erfolg, dem erhabenen Geiſte vorurteilsfreier Forſchung entgegengeſtrebt.

Um ſo mehr drängt es uns, Ihnen, hoher Meiſter, in dieſer feierlichen Stunde zu bekunden, daß Ihre unvergleichlichen Werke, auf ihrem Triumphzuge durch die Welt, auch unſere Geiſter und Herzen erobert haben: wüßten wir doch alle, ob Fachmänner oder Laien, nicht beſſer, als durch inniges Verſenken in Ihre Schöpfungen, unſer geſchichtliches Denken zu bilden und zu vertiefen.

So bringen wir Ihnen denn zur Feier des heutigen Tages, als den Ausdruck unſerer Dankbarkeit und Verehrung, den tiefgefühlten Wunſch dar, daß es Ihnen vergönnt ſein möge, in unverminderter Kraft fortzuwirken und vor allem das große Werk zu Ende zu führen, das auf lange hinaus für die weltgeſchichtliche Anſchauung unſerer Nation beſtimmend ſein wird!“

Frankfurt a. M., 21. Dezember 1885.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geſchichte. (G.)

In dieſe Fachabteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:

Herr Ludwig Simmet, Augsburg.
„ Profeſſor Dr. Schaible, Heidelberg.
„ Dr. med. Edinger, hier.
„ Dr. phil. L. Neuſtadt, hier.
„ Dr. phil. J. Goldſchmidt, hier.

b) ohne Stimmrecht:

Herr Oberlehrer Dr. phil. Th. Schlegel, hier.

In der ſechſten Sitzung, welche am 16. Oktober ſtattfand, brachte der Vorſitzende, Herr Dr. Grotefend, die Angelegenheit der Bibliotheca historica*) zur Sprache. Der AGA hat beſchloſſen, 150 Mark vom vorjährigen Etat dem Vorſitzenden der Abteilung G zur Ermöglichung der Wiederherausgabe dieſes Werkes zur Verfügung zu ſtellen. Da das Unternehmen nach Mitteilung des Verlegers einen noch bedeutenderen Zuſchuß erfordert als man urſprünglich annahm und da die Ausſicht, von den hiſtoriſchen Vereinen wirkſame Beihülfe zu erlangen, recht gering iſt, ſtehen der Verwirklichung des von Herrn Prof. Oelsner angeregten Projektes noch erhebliche Schwierigkeiten im Wege.

Herr Dr. Quidde berichtete über die Hauptergebniſſe ſeiner Studien zur Geſchichte des Rheiniſchen Landfriedensbundes von 1254. Zweierlei glaubte Referent in den Vordergrund ſtellen zu ſollen. Erſtens ſei der urſprüngliche Mitgliederbeſtand des Bundes anders als bisher beſtimmt und dadurch die ganze äußere Entwicklung des Bundes in ein neues Licht getreten, zweitens ſei die reichsgeſetzliche Grundlage des Bundes und der Inhalt des Bundesgelöbniſſes, den Landfrieden

*) Vgl. Berichte des Hochſtifts Jahrg. 1884—85, S. 34—36.

aufrecht zu erhalten, im Reichsgeſetze Friedrichs II. von 1235, dem ſogenannten Mainzer Landfrieden, gefunden worden. Was zunächſt den erſteren Punkt anlangt, ſo beſaß nach den neueſten Unterſuchungen*), welche allgemeine Annahme gefunden haben, der Bund gleich bei ſeiner Gründung eine Ausdehnung von Baſel bis Metz, Trier und Köln. Alle fünf Rheiniſchen Freiſtädte, die drei Rheiniſchen Erzbiſchöfe und mehrere Biſchöfe ſollen von Anfang an ſeine Mitglieder geweſen ſein. Nach Anſicht des Referenten dagegen lernen wir die urſprünglichen Mitglieder durch einen völlig zuverläſſigen Bericht der Wormſer Annalen kennen. Es ſind dort namhaft gemacht die Städte Worms, Oppenheim, Mainz, Bingen, Oberweſel, Boppard, Frankfurt, Gelnhauſen, Friedberg, Wetzlar und neben ihnen als einziger Fürſt der Erzbiſchof von Mainz. Wie ſehr dieſe Angabe alle innere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, wie die urſprünglichen Grenzen des Bundes ein verhältnismäßig enges Gebiet umfaſſen, deſſen Mittelpunkt in Mainz liegt, wie durch dieſe Thatſache erſt der rechte Zuſammenhang mit der früheren Entwicklung des Städtebundweſens hergeſtellt wird und wie nun zugleich die weitere Ausbreitung des Bundes das verſtändliche Bild einer zwar überraſchend ſchnell, doch ganz organiſch Schritt für Schritt ſich vollziehenden Entwicklung gewährt, wurde vom Referenten nur kurz berührt. Näher eingegangen wurde dagegen wieder auf die zweite Hauptfrage, welche dem Ausgangspunkte der *inneren* Entwicklung des Bundes gilt. Die »pax generalis«, welche die Bundesgenoſſen zu beobachten gelobten, muß, ſo führte Referent aus, einen genau beſtimmten für jeden Beteiligten feſtſtehenden Inhalt gehabt haben, und da dieſer Inhalt weder gewohnheitsrechtlich feſtſtand, noch auch durch die Beſtimmungen der Bundesurkunde gegeben war, ſo muß er aus der Reichsgeſetzgebung ergänzt werden; das letzte einſchlägige Geſetz iſt der Mainzer Landfriede Friedrichs II. von 1235,

*) Weizſäcker, der rheiniſche Bund 1254. — Hintze, das Königtum Wilhelms von Holland. — Vergl. auch Buſſon, zur Geſchichte des großen Landfriedensbundes deutſcher Städte.

und daß dieſer in der That unter der »pax generalis« verſtanden werden muß, wird durch verſchiedene Umſtände beſtätigt, insbeſondere dadurch, daß das Amt des Hofrichters, das durch dieſes Reichsgeſetz von 1235 erſt geſchaffen, dann aber faſt zwei Jahrzehnte lang unbeſetzt geblieben war, durch König Wilhelm eben damals wieder ins Leben gerufen wurde, als er zu Anfang des Jahres 1255 den Rheiniſchen Landfriedensbund beſtätigte. Erkennt man in der Durchführung des Mainzer Landfriedensgeſetzes von 1235 den Zweck des Bundes, ſo ergeben ſich daraus für die Beurteilung ſeiner inneren Entwicklung wichtige Konſequenzen, auf die Referent aber nur kurz hindeutete, indem er ſich auf die Ausführungen ſeiner genannten Schrift bezog. — Aus den Unterſuchungen, auf welchen dieſe Ergebniſſe beruhen, hob dann Referent noch einen Punkt hervor, der in ſeiner Schrift nur flüchtig berührt worden iſt. Die irrige Anſicht von dem urſprünglichen Mitgliederbeſtand des Bundes ſtützt ſich auf den uns erhaltenen Text der Gründungsurkunde. Daß dieſe Urkunde im authentiſchen Wortlaut vorliegt und nicht etwa wie andere Bundesakten, welche mit ihr zuſammen zu einer Art Aktenſammlung vereinigt ſind, eine Ueberarbeitung erfahren hat, ſchien durch den Abdruck ſichergeſtellt zu ſein, welchen Pertz bei ſeiner Reſtitution der Wormſer Annalen in den Monumenten gegeben hat. Die Urkunde tritt hier in einer Geſtalt auf, welche durch Fehlen des Anfangs und Hinzutreten eines Datums ſo eigentümlich iſt, daß man glauben mußte, Pertz habe für dieſen Abdruck eine freilich unbekannte Vorlage benutzt, welche von der ſonſtigen Überlieferung (in der Aktenſammlung) unabhängig zu ſein ſchien. Trotzdem ſtimmt, von den angegebenen zwei Abweichungen und einer ganz geringfügigen Variante (ac ſtatt et) abgeſehen, der Text, den Pertz hier bietet, wörtlich mit demjenigen überein, welcher in der erwähnten Aktenſammlung vorliegt; folglich, ſo durfte man wohl weiter ſchließen, iſt dies der unveränderte und authentiſche Wortlaut der Urkunde. Das entgegengeſetzte Zeugnis des Wormſer Annaliſten glaubte man dadurch beſeitigen zu können, daß man zeigte, wie der Bericht deſſelben über die ganzen Vorgänge ein höchſt verwirrter ſei.

Dem gegenüber führte nun Referent aus, daß ſowol die Abweichungen im Abdruck der Gründungsurkunde wie die Verwirrung im Bericht der Wormſer Annalen auf die Rechnung einer fehlerhaften Edition zu ſetzen ſeien. Böhmer hat in ſeiner Ausgabe der Wormſer Annalen*) das Bündnis zwiſchen Mainz, Worms und Oppenheim, das dem Landfriedensbunde vorangeht, nicht wörtlich abgedruckt, ſondern nur durch die Anfangs- und Schlußworte angedeutet; Pertz**), der nicht wieder auf die Handſchrift zurückging, ergänzte dieſe Andeutungen fälſchlich zu zwei Urkunden ſtatt zu einer, nämlich erſtens zum Bündnis der drei genannten Städte und zweitens zum Rheiniſchen Landfriedensbunde, nahm nun aber, um Böhmers Zitate mit dem Texte der letzteren Urkunde in Einklang zu bringen, dieſer den Kopf und gab ihr einen ihr nicht zukommenden Schweif mit dem »actum anno domini 1254«. Das Unglück wollte, daß Pertz obendrein die Beſtandteile der (nur durch Ableitungen uns noch erhaltenen) Wormſer Annalen falſch aneinanderreihte, ſo daß nun wirklich ein wüſtes Durcheinander von Nachrichten entſtanden iſt, während dieſelben, richtig aneinandergefügt, eine völlig klare und mit allen ſonſtigen Quellen im Einklang befindliche Erzählung ergeben. Unter Vorlegung der Ausgaben von Böhmer und Pertz wurde dieſe Editionsfrage noch näher erläutert.

Herr P. Joſeph legte darauf vor: Adolph Meyer, Albrecht von Wallenſtein (Waldſtein) Herzog von Friedland und ſeine Münzen (Wien 1886). Referent betonte beſonders, wie die Prachtliebe Wallenſteins auch in ſeinen Münzen zu erkennen ſei; der Herzog habe hervorragend ſchöne und vollwertige Goldmünzen ſchlagen laſſen.

Die Diskuſſion einer von Herrn Dr. Schlegel aufgeſtellten Frage nach dem Urſprung der Namen der Wenden wurde bis nach genauerer Orientierung ſeitens der Mitglieder zurückgeſtellt. Der nächſte Bericht wird vorausſichtlich darauf wieder zurückkommen.

*) Böhmer, Fontes 2, 188 f.

**) M. G. SS. 17, 55—58.

In der siebenten Sitzung am 1. Dezember legte Herr P. Joseph eine angeblich in Siebenbürgen gefundene römische Silbermünze vor, welche etwa aus der Mitte des dritten Jahrhunderts stammt und in der Umschrift einen imperator Sponsianus nennt. Die Ächtheit des Stückes scheint Herrn Joseph nicht zweifelhaft, obschon dasselbe nicht geprägt, sondern gegossen worden ist. Von einem Kaiser Sponsian weiß die Geschichte sonst nichts; nur eine Goldmünze mit seinem Namen existiert im Wiener Cabinet, und auch sie soll in Siebenbürgen gefunden worden sein. Referent meint, daß man sich unter Sponsian wohl einen in diesem Grenzgebiet erhobenen Soldatenkaiser zu denken habe. — Herr Dr. Grotefend fragte nach dem Fundbericht. Herr Joseph bedauerte, darüber keine Auskunft geben zu können und bezog sich auf die geringe Zugänglichkeit der ungarischen Publikationen; die Goldmünze befinde sich aber schon seit langer Zeit im Wiener Münzkabinet und es sei daher wohl ausgeschlossen, daß sie von einem Fälscher zur Herstellung des vorliegenden Stückes benutzt sei. — Gegenüber der Klage des Herrn Joseph über die Schwierigkeit der Benutzung ungarischer Publikationen verwies Herr Dr. Neustadt auf verschiedene Zeitschriften, speziell auf die Ungarische Revue, die es sich zur Aufgabe gemacht habe, den Verkehr zwischen der ungarischen und der deutschen Wissenschaft zu vermitteln; auch seien in den Quellenpublikationen, welche in ungarischer Sprache erscheinen, meist nur die Titel, Überschriften ꝛc. magyarisch, die Texte in der Sprache des Originals, also meist lateinisch. — Herr Joseph knüpft daran Bemerkungen über seine Ungarn berührenden Münzstudien; seine Ausführungen, daß gewisse Gulden von Ludwig und Karl den deutschen statt den gleichnamigen ungarischen Königen zuzuschreiben seien*), hätten in Ungarn allerdings Wiederspruch — wie er glaubt, ohne Grund — gefunden. — Herr Dr. Neustadt machte für das Studium ungarischen Urkundenmaterials auf den zu Fejérs

*) Vgl. des Referenten Schrift: Historisch-kritische Beschreibung des Bretzenheimer Goldmünzenfundes.

Codex diplomaticus durch die ungarische Akademie publizierten Registerband sowie überhaupt auf die Urkundeneditionen der Akademie aufmerksam.

Herr Dr. Quidde referierte darauf über die Handschriften und die neueste Ausgabe der Goldenen Bulle. Es existieren sieben Originalausfertigungen der Urkunde, die böhmische, die vier der vier Rheinischen Kurfürsten, die Frankfurter und die Nürnberger (diese mit Wachs- statt mit Goldsiegel). Harnack, der in Folge eines Preisausschreibens die Goldene Bulle im Anhang zu seiner Schrift über das Kurfürstenkolleg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ediert hat, kann das große Verdienst beanspruchen, zuerst erkannt zu haben, welche Bedeutung der lange verschollenen böhmischen Ausfertigung für den weitaus größeren ersten Teil der Urkunde (die Beschlüsse des Nürnberger Reichstages) zukommt. Das böhmische Exemplar ist die einzige Separatausfertigung dieses ersten Teiles, während überall sonst die Nürnberger und die nachfolgenden Metzer Beschlüsse zu einer einzigen Urkunde vereinigt sind; dasselbe bietet außerdem, was für die Edition wichtiger ist, die beste Textesüberlieferung für diese Nürnberger Beschlüsse dar. Höchst seltsam und eigentlich ganz undiskutierbar ist dagegen Harnacks Gedanke, auch die dem böhmischen Original des ersten Teiles angeheftete Abschrift der Metzer Beschlüsse als eigentliches Original derselben zu betrachten und demgemäß seiner Ausgabe zu Grunde zu legen. Dieser Mißgriff hat dann, da die Abschrift recht schlecht und flüchtig ist, Fehler im Textabdruck verursacht, und obendrein haben noch manche ärgerliche Druckfehler ꝛc. denselben entstellt. Lindner, der selbst eine Ausabe der Goldenen Bulle vorbereitet hatte, hat Harnacks Arbeit eingehend beurteilt und zugleich versucht, das Verhältnis der Handschriften unter einander sowie die Regeln für eine künftige neue Ausgabe festzustellen*). Die fünf kurfürstlichen Exemplare, das böhmische eingerechnet, stimmen in sehr verwickelter Weise manchmal in dieser, manchmal in jener Gruppierung mit

*) S. Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung V, 96 ff.

einander überein und gehen wieder auseinander, so daß es sehr schwer ist, das Verwandtschaftsverhältnis zu bestimmen. Lindner findet eine Erklärung für diesen Thatbestand in der Hypothese, daß bei den Verhandlungen die kurfürstlichen Räte jeder ein Exemplar des ersten Entwurfes vor sich hatten und in dieses die beschlossenen Zusätze, Abänderungen ꝛc. eintrugen, natürlich ohne immer im Wortlaut ganz genau übereinzustimmen, so daß mehrere Entwürfe entstanden, die in Kleinigkeiten von einander abwichen. Die Originale der vier rheinischen Kurfürsten, die sicher nicht in der kaiserlichen Kanzlei geschrieben sind, sollen dann auf Grund dieser Entwürfe in den kurfürstlichen Kanzleien entstanden und in der kaiserlichen mit dem Siegel ꝛc. versehen sein. Das Frankfurter und das Nürnberger Original sind gleich dem böhmischen in der kaiserlichen Kanzlei, aber erst geraume Zeit später angefertigt worden (das Frankfurter 1366, das Nürnberger noch später, aber doch auch noch zu Karls IV. Lebzeiten); die Abschrift des zweiten Teiles dagegen, welche dem böhmischen Original des ersten angeheftet ist, entstand vermutlich in der Zeit, die zwischen diesen beiden nachträglichen Ausfertigungen liegt, und sollte wol das verdorbene böhmische Original des zweiten Teiles für den Kanzleigebrauch ersetzen. Das Frankfurter Original giebt für den zweiten Teil der Urkunde den besten Text, da es auch für diesen entweder auf das verlorene Konzept der kaiserlichen Kanzlei oder auf das ebenfalls verlorene in der kaiserlichen Kanzlei geschriebene böhmische Original zurückgeht. Soweit Lindners Ausführungen, an die sich noch eine ziemlich gereizte Polemik zwischen ihm und Harnack angeschlossen hat*). Über das Verhältnis der Handschriften läßt sich ohne eingehendes Studium der ganzen Variantenmasse kein selbständiges Urteil gewinnen; doch ist Lindners Hypothese, soweit Referent urteilen kann, sehr gewinnend, und Harnacks Entgegnungen (auch noch die letzte in den Forschungen z. D. Gesch. Bd. 25) scheinen zu beweisen, daß er den eigentlichen

*) S. Forschungen z. Deutschen Geschichte Bd. 24 u. 25.

Kernpunkt der Lindnerſchen Anſicht überhaupt nicht verſtanden hat. Ohne auf dieſe Polemik näher einzugehen, bezeichnete Referent es als den Grundfehler Harnacks, daß er nach verfaſſungsgeſchichtlichen Geſichtspunkten das eigentliche und einzige Original der Goldenen Bulle beſtimmen wollte und es in dem Exemplar der kaiſerlichen Kanzlei glaubte ſuchen zu müſſen, während es in Wahrheit mehrere Originale giebt, von denen das böhmiſche (ſo richtiger als „kaiſerliche") ein gleichberechtigtes unter anderen iſt, und daß er die Frage der Textgeſtaltung in der Hauptſache nach den angedeuteten formalen Kriterien entſcheiden wollte, während es darauf ankommt, wo der beſte Text überliefert iſt. Durch Harnacks und Lindners Unterſuchungen iſt die Frage jetzt jedenfalls ſo gefördert worden, daß man von der nächſten Edition, ob ſie nun einer dieſer beiden oder ein dritter beſorgt, eine endgiltig befriedigende Löſung der Aufgabe mit Sicherheit erwarten darf. — Herr Dr. Schlegel glaubte ſich zu erinnern, daß ein Original der Goldenen Bulle früher in Görlitz exiſtiert habe, aber abhanden gekommen ſei. Herr Dr. Grotefend erläuterte dieſe Erinnerung dahin, daß es ſich dabei um die Schleſien betreffende Urkunde Karls IV. von 1355, die ebenfalls mit Goldbulle verſehen ſei, handeln werde (Böhmer-Huber Nr. 2268 vom 9. Okt. 1355). — Herr Pfarrer Enders warf die Frage auf, worin es begründet ſei, daß im Cap. II der Goldenen Bulle bei Beſtimmung der Eidesformalitäten ein Unterſchied zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Kurfürſten gemacht werde, indem letztere die Hände auf das Evangelium, erſtere aber auf die Bruſt legen ſollen. Herr Dr. Grotefend erwähnte, daß die Sitte der Eidesleiſtung mit der rechten Hand auf der linken Bruſt für Frauen in Hannover noch bis zur Einführung der neuen Gerichtsverfaſſung beſtanden habe, konnte Urſprung und Begründung der Sitte aber nicht angeben.

In der achten Sitzung am 11. Dezember legte Herr P. Joſeph eine Suite byzantiniſcher Goldmünzen vor und gab dazu — z. T. auch Fragen der Anweſenden beantwortend — Erläuterungen über byzantiniſches Münzweſen. Bei Be-

trachtung der Sammlung, welche von Arkadius und Honorius (c. 400) bis zu Johannes II. (1118—1143) reicht und höchst wertvolle Stücke enthält, fällt zunächst auf, wie das Gepräge allmählich vom römischen zum byzantinischen Stil und vom heidnischen zum christlichen Charakter übergeht, wobei zugleich eine immer weiter fortschreitende Verwilderung Platz greift. Auf den ersten der vorgelegten Münzen sieht man noch die römisch-heidnische Viktoria; dieser wird dann bald ein Kreuz in die Hand gegeben, und später fällt die Viktoria ganz fort und nur christliche Symbole bleiben. Gleichzeitig wird die Legende allmählich Buchstabe für Buchstabe aus einer lateinischen zu einer griechischen und die Form der Münzen immer dünner und breiter, schließlich brakteatenartig. Viel Streit hat das Sigel CON OB hervorgerufen, das sich auf den Goldmünzen findet; es kann aber wohl kein Zweifel sein, daß CON auf Konstantinopel zu deuten ist und daß die auch allein vorkommenden beiden Buchstaben OB als griechische Zahlzeichen = 72 zu lesen sind; letztere sollen andeuten, daß 72 der Goldsolidi auf ein Pfund gehen. Die Goldwährung war unter Konstantin eingeführt worden und die Solidi waren die größte Münzsorte. Neben ihnen wurden aus Gold noch halbe und drittel Solidi (letztere Trienten genannt) geprägt. Der Gehalt dieser Münzen blieb bei aller Änderung und Verschlechterung des Gepräges meist ein guter; minderhaltig sind manchmal Nachahmungen, welche man Vandalen, Westgoten oder Ostgoten zuschreibt. Für den Kleinverkehr hatte man Erzmünzen, die an Form (auch bei gleichem Wert) oft sehr verschieden waren; ihr Gepräge zeigte Buchstaben zur Wertbestimmung, später fielen diese fort. Silbermünzen waren im allgemeinen selten; Beachtung verdienen aber gewisse große Silbermünzen, welche durch die Muhammedaner eingeführt wurden. Es kam wol vor, daß man sie — oft nur sehr oberflächlich — umprägte, da man an dem heidnischen Gepräge Anstoß nahm. Auf diese großen Silbermünzen ist schließlich der Stammbaum der Groschen (grossi) zurückzuführen. Viele Münzen sind durchlöchert, weil sie als Schmuckstücke ꝛc. getragen wurden.

Herr Dr. Quidde brachte drei während der letzten Monate erschienene wichtige Hilfsmittel des Studiums deutscher Geschichte zur Vorlage, nämlich v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus, Oesterley, Wegweiser durch die Literatur der Urkundensammlungen Bd. I, und Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts Bd. I, dritte Auflage. Die Geschichtsquellen sind Jedem, der im späteren Mittelalter arbeitet, ein alter Bekannter; die neue Auflage hat Plan und Charakter der zweiten völlig beibehalten, nur im Einzelnen Veränderungen erlitten, für die, wie man voraussetzen darf, die inzwischen erschienenen Untersuchungen und Editionen durchgehends verwertet sein werden. Für die Abteilung ist im Hinblick auf Herrn Prof. Oelsners frühere Mitteilungen der Abschnitt über die Vita Karoli IV. von besonderem Interesse. Derselbe wird nach des Referenten Meinung Herrn Prof. Oelsner keinerlei Veranlassung geben, seine Ansichten zu modifizieren, wird vielmehr nach diesen zu berichtigen sein. Neue Erscheinungen sind die beiden andern erwähnten Bücher. Oesterleys Wegweiser will sämtliche Publikationen aufführen, welche Urkunden, Briefe ꝛc. des Mittelalters, zu Gruppen von mindestens drei Nummern vereinigt, abdrucken oder verzeichnen. Er ordnet die Literatur nach dem Inhalt der Urkunden, beginnt mit der allgemeinen europäischen Geschichte in verschiedenen Gruppen und schließt daran die Geschichte Deutschlands, stellt hier wieder die allgemeineren Sammlungen, Gesetze, Kaiserurkunden und -briefe ꝛc. voran, ordnet dann die große Masse der Literatur zur Spezialgeschichte alphabetisch nach den Namen der einzelnen Territorien, Städte ꝛc. Der zweite Band ist für die übrigen europäischen Staaten bestimmt und soll bald dem ersten folgen. Ein derartiges Werk ist natürlich jedem Forscher hochwillkommen; wenn mancherlei Lücken bleiben, so wird jeder billige Beurteiler zugeben, daß das bei einem ersten Unternehmen dieser Art unvermeidlich ist; nach zufälligen Beobachtungen des Referenten scheint es allerdings, daß im vorliegenden Bande sich manche Lücken und Ungenauigkeiten etwas bedenklicher

Natur vorfinden. Wegeles langerwartete Geſchichte der Hiſtoriographie, ein Beſtandteil des großen Unternehmens der Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland, eine Frucht mühſäligſten Fleißes, giebt dem Hiſtoriker die oft ſchmerzlich vermißte Gelegenheit, ſich über die Geſchichte ſeiner eigenen Wiſſenſchaft in einer zuſammenfaſſenden Darſtellung zu orientieren. Manche mehr oder minder berechtigte Anſprüche und Wünſche ſcheinen freilich, ſoweit Referent nach fremden Berichten und eigener teilweiſer Lektüre urteilen kann, nicht ganz erfüllt zu ſein; insbeſondere mag bezweifelt werden, ob das Werk in „den Gebildeten der Nation", für die es nach der Vorrede in erſter Linie beſtimmt iſt, ein größeres über die Fachkreiſe hinausreichendes Publikum finden wird. Über den Ausſtellungen aber, die möglich ſind, darf das große Verdienſt des Buches und der Dank, den die Geſchichtswiſſenſchaft dem Verfaſſer ſchuldet, nicht vergeſſen werden. Übrigens iſt Ausſicht vorhanden, daß in der Abteilung noch von anderer Seite das Werk ausführlicher beſprochen werden wird.

Herr Dr. Quidde berichtete ſodann noch über den jüngſt erſchienenen Band der Deutſchen Reichstagsakten. Referent kennzeichnete zunächſt den Stand des Unternehmens (von dem jetzt die Bände 1—5. 7. 8, d. i. die Jahre 1376—1405 und 1410—1426 vorliegen, Bd. 9 im Druck befindlich, Bd. 6 druckfertig iſt, während für Bd. 10 ff. hier in Frankfurt gearbeitet wird) und ging dann auf Bearbeitung und Inhalt des vorliegenden Bandes ein. Es iſt ein ſehr reiches Material zur Reichsgeſchichte, das hier, wie überhaupt in den drei Ruprecht-Bänden (4–6), dargeboten wird; wenn der Inhalt nach der Meinung mancher Fachgenoſſen teilweiſe die Grenzen der „Reichstagsakten" bedenklich überſchreitet, ſo liegt dafür, wenn nicht die Rechtfertigung, doch eine Entſchuldigung in den beſonderen gerade bei dieſen Bänden obwaltenden Verhältniſſen. Die Beſchaffenheit des Materials und der Charakter der Regierung Ruprechts führten dazu, daß auch bei Innehaltung der in Wenzels Periode beobachteten und bewährten Arbeitsmethode die fertigen Ruprecht-Bände ein weſentlich anderes Bild ge-

währen, als ihre Vorgänger. Referent, der neben E. Bernheim und dem Hauptherausgeber J. Weizsäcker an der Bearbeitung des Bandes beteiligt war, bestritt indessen nicht, daß in manchen Mitteilungen auch unter den angedeuteten Verhältnissen größere Beschränkung thunlich und ratsam gewesen wäre, und bekannte, daß gerade ihn selbst die Schuld für verschiedene solche Ausschreitungen träfe. Der reichsgeschichtliche Inhalt des Bandes läßt sich nach ihm kurz wie folgt skizzieren. Im September 1401 tritt Ruprecht seinen seit dem Frühjahr vorbereiteten italienischen Zug an. Ziel und Zweck desselben sind die Kaiserkrönung in Rom und die Wiedergewinnung der verlorenen Reichsrechte, besonders gegenüber dem durch Wenzel zum Herzog von Mailand erhobenen Johann Galeazzo Visconti. Das Unternehmen endigt mit einem völligen Mißerfolg; die Macht Johann Galeazzos bleibt ungebrochen, der König kommt nicht über Padua hinaus und erreicht vom Papste nicht einmal die Anerkennung seiner Wahl. Eine umfangreiche Sammlung von Briefen und Akten zur Geschichte dieses italienischen Zuges, großen Teils italienischen Archiven entnommen, eröffnet den Band, legt die Gründe des Mißerfolges klar und gewährt einen Einblick in die ganze Misere der Stellung Ruprechts, besonders gegenüber den Venetianern und Florentinern. Der unglückliche Ausgang des Romzuges bewirkte nun zunächst eine Wendung Ruprechts in seinem Verhältnisse zum Papste, er drohte mit veränderter Stellungnahme zum Kirchenschisma und versuchte eine Annäherung an Frankreich. Gleich nach seiner Rückkehr aus Italien (1402) legte er diese Politik einem Kurfürstentage in Mainz und einem Fürsten- und Städtetage in Nürnberg vor, indem er seine bisherige Bereitwilligkeit zu Zugeständnissen an den Papst einfach verleugnete. Diese Phase der Ruprechtischen Politik war aber nicht von langer Dauer; er kam zu keinem Einverständnisse mit Frankreich, im Gegenteil, es erwuchsen ihm von daher durch den Herzog von Orleans noch ernste Schwierigkeiten; der Papst dagegen knüpfte nach Johann Galeazzos Tod wieder Verhandlungen an, und im Herbst 1403 erfolgte durch ihn die Bestätigung der Wahl. Die Beziehungen

zum Papſt und zu Italien, auch das beſonders im Jahre 1404 ſehr ernſthaft erwogene Projekt eines zweiten Romzuges kommen in den Akten des Bandes dann noch mehrfach vor; auch die Kirchenfrage wird berührt, ohne daß ihre Löſung ernſthaft in Angriff genommen wurde. Das geſchah erſt im Jahre 1408, und im zweiten Teile des 6. Bandes wird ſie deshalb auch im Vordergrunde des Intereſſes ſtehen. — Eine zweite unmittelbare aber ſehr viel folgenreichere Wirkung des italieniſchen Zuges war es, daß ſich König Ruprecht, um ſeiner finanziellen Bedrängnis abzuhelfen, auf dem ſchon erwähnten Nürnberger Tage von 1402 mit einer Steuerforderung an die Reichsſtädte wandte. Der Krieg, den Ruprecht fortgeſetzt an der böhmiſchen Grenze gegen ſeinen abgeſetzten Vorgänger zu führen genötigt war, ſteigerte noch die finanziellen Schwierigkeiten, und auf einem Mainzer Tage Ende 1404 wiederholte ſich das Schauſpiel einer an die Reichsſtädte gerichteten allgemeinen Steuerforderung. Für dieſe reichsgeſchichtlich ſo wichtigen Vorgänge und überhaupt für Beurteilung der finanziellen Verhältniſſe, vornehmlich bei dem italieniſchen Zuge, iſt das freilich recht dürftige und doch vielfach ſehr intereſſante Material möglichſt vollſtändig zuſammengetragen worden. Die Steuerforderungen König Ruprechts waren einer der Gründe, welche zu einem Zerwürfnis zwiſchen ihm und den Schwäbiſchen Reichsſtädten führten und dieſe veranlaßten ſich an der Gründung des Marbacher Bundes (Sept. 1405) zu beteiligen. Die Verhältniſſe, welche dieſem Bunde ſeine übrigen Mitglieder zuführten, ſind ebenfalls bis in die Zeit des Nürnberger Tages zurückzuverfolgen. Verſchiedene Fürſten und Herren ſtellten ſich ſchon damals feindlich zu König Ruprecht und traten gleichzeitig in Verbindung mit dem Herzog von Orleans. Mit dem Markgrafen von Baden kam es ihm Frühjahr 1403 zu offenem Kampfe, und am bedenklichſten war, daß der Mainzer Erzbiſchof Miene machte für dieſen Partei zu ergreifen. Nur Ruprechts ſchnelle Erfolge gegen den Markgrafen und ſeine Bereitwilligkeit, dieſem dann trotzdem gewiſſe Zugeſtändniſſe zu machen, verhinderten wohl, daß dieſe Wirren damals eine größere Ausdehnung annahmen. Der Gegen-

ſatz aber blieb beſtehen, und der Mainzer Erzbiſchof wie der Markgraf nahmen dann am Marbacher Bunde Teil, deſſen Spitze deutlich gegen etwaige Zumutungen des Königs gerichtet war. Außer ihnen und den Schwäbiſchen Städten waren noch der Graf von Würtemberg und die Stadt Straßburg daran beteiligt. Die Urſachen der Unzufriedenheit, die in dieſem Bunde zum Ausdruck kommt, waren ſehr verſchiedenartige. Die Steuerforderungen Ruprechts wurden ſchon erwähnt; daneben iſt ſeine Territorialpolitik in Betracht zu ziehen, für die der Band manches beibringt. Durch dieſe war er beſonders Straßburg zu nahe getreten; auch mit Baden und Würtemberg hatte er wohl vorwiegend territoriale Händel, während für das Verhältnis zum Mainzer Erzbiſchof neben ſolchen auch die Fragen der Reichspolitik mehr berückſichtigt werden müſſen. Daß die Motive der Beteiligten ſchon völlig klar gelegt ſeien, glaubte Referent nicht behaupten zu können, obſchon der vorliegende Band manche Beiträge dafür geliefert hat. Hervorzuheben iſt, daß auf die Entſtehungsgeſchichte der Bundesurkunde und den Verlauf von bisher ganz unbekannten Vorverhandlungen durch Veröffentlichung einiger wichtiger Aktenſtücke, darunter dreier Vertragsentwürfe unerwartetes Licht fällt. Der Marbacher Bund hat dann in Ruprechts Regierung noch eine große Rolle geſpielt. Verſuche ihn aufzulöſen oder lahm zu legen ziehen ſich durch die nächſten Jahre, und dieſe Verhandlungen werden den Hauptinhalt der erſten Hälfte des nächſten Bandes bilden. Neben den Verwicklungen, welche zum Marbacher Bunde führen, ſind es während der Jahre, die der vorliegende Band umfaßt, hauptſächlich noch zwei Fragen, welche Ruprecht Schwierigkeiten machen, einmal das Verhältnis zu dem abgeſetzten König Wenzel und überhaupt zu den Luxemburgern, dann aber der Mainziſch-Braunſchweigiſch-Heſſiſche Streit, der aus der Tötung Herzog Friedrichs von Braunſchweig (1400) entſprang, König Ruprecht manche Verlegenheiten ſchuf, auch die Stellung des Mainzer Erzbiſchofs zu ihm beeinflußte und erſt im Jahre 1405 beigelegt wurde. Mit beiden Angelegenheiten berührt ſich als dritte die Anerkennung König Ruprechts im Reich, und

für alle drei wird man im vorliegenden Bande schätzbares Material beisammen finden. Neben dieser Entwicklung der politischen Verhältnisse läuft noch die Behandlung zweier Fragen einher, welche, mehr zur Reichs-Verwaltung gehörig, gleichsam stehende Themata von Reichstagsverhandlungen und also auch der Reichstagsakten bilden, die des Münzwesens und der Landfriedenswahrung. Die Goldmünzfrage kommt auf zwei Kurfürstentagen vor, dem schon erwähnten Mainzer von 1402 und einem Bopparder von 1404; das Material gruppiert sich um König Ruprechts Münzgesetz vom Juni 1402 und den (auch die Silbermünze betreffenden) Münzvertrag der Rheinischen Kurfürsten vom März 1404. — König Ruprechts Bestrebungen für den Landfrieden sind über den engen Rahmen provinzieller Organisationen für Franken (1403 und 1404, verlängert 1407) und für die Wetterau (1405) kaum hinausgekommen. Für diese beiden Landschaften bringt der 5. Band wertvolle, bisher unbekannte Akten. Dieselben sind nicht auf einzelne „Tage" verteilt, sondern zu einer großen Abteilung zusammengefaßt und nach den drei zu stande gekommenen Landfriedenseinungen gruppiert. In der Einleitung dazu ist auch auf alles verwiesen, was sonst noch von verwandten Bestrebungen aus König Ruprechts Zeit anzuführen ist.

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In diese Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Justizrat Dr. Berg, hier.
„ Robert Eckhard, „
„ Theodor Klauer, Offenbach.
„ Ricard-Abenheimer, hier.
„ Oberlehrer Dr. Theodor Schlegel, hier.
„ Rudolf Springer, Berlin.

b. ohne Stimmrecht:

Niemand.

Am 14. Oktober fand eine öffentliche wissenschaftliche Sitzung statt. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen legte der Vor-

ſitzende, Herr Dr. Valentin, die ſoeben erſchienenen „Lebenserinnerungen eines deutſchen Malers. Selbſtbiographie nebſt Tagebuchniederſchriften und Briefen von **Ludwig Richter.** Herausgegeben von Heinrich Richter (Frankfurt a. M. Johannes Alt, 1885) vor. Er wies auf die Bedeutung des liebenswürdigen Buches für die Kunſtwiſſenſchaft hin, indem die Entwicklungsgeſchichte des Malers charakteriſtiſch für die Entwicklungsgeſchichte der neueren deutſchen Malerei überhaupt ſei: hier zeige es ſich an einem authentiſchen Beiſpiele, mit welchen Kämpfen jene Loslöſung von der akademiſchen Schablone und Feſſel verbunden geweſen ſei, aus welcher der neue Lebenskeim der neueren Malerei hervorgegangen wäre. Ganz beſonders bedeutungsvoll ſei für Richter, eben ſo wie für die andern großen Meiſter dieſer Richtung, der Aufenthalt in Rom geweſen, der daher auch die wichtigſte Partie des Buches bilde. Dazu komme dann als ein neues Moment hereinführend die Entdeckung des Wertes und der Bedeutung der deutſchen Landſchaft, wodurch Richter auch nach dieſer Seite als nationaler Künſtler ſich bewährt habe. Schließlich ſei es von Intereſſe zu verfolgen, wie ſich aus der kräftigeren Betonung und ſorgfältigeren Behandlung der Staffage allmählich die Fähigkeit zu der figürlichen Darſtellung herausgebildet habe, die dann nur noch eines äußeren Anſtoßes bedurft hätte, um Richter zu dem Meiſter des figürlichen Holzſchnittes zu machen, als welcher er dem deutſchen Volk wie kaum ein anderer Meiſter durch ſeine Innigkeit und ſeinen herzgewinnenden Humor lieb geworden ſei.

Sodann ſprach H. Hofrat Prof. Dr. G. Schaefer aus Darmſtadt „Über die Denkmäler der bildenden Kunſt des Mittelalters und der Renaiſſance in einem Teile des unteren Mainganes."

Der Vortragende ging in der Einleitung ſeines Themas von der Bedeutung des Rheinlandes als Wurzelſtätte der bildenden Kunſt in Deutſchland aus. Hier habe die niedergehende Kunſt der Römer die aufkeimende deutſche Kunſt bedingt, worauf durch alle Stadien der Entwickelung der Folgezeit ein künſtleriſches Schaffen

ſich entfaltet habe, das von keiner andern deutſchen Landſchaft übertroffen werde. Was von der Kunſtbewegung unmittelbar am Rheinſtrom, das gelte auch von ſeinen Nebenflußthälern und nicht zum mindeſten vom unteren Maingau. Einen beträchtlichen Teil dieſer Landſchaft hat der Redner während einer Wanderung von Ort zu Ort auf den kunſtgeſchichtlichen Tatbeſtand geprüft, und zwar im Intereſſe der von ihm verfaßten erſten Abteilung eines im Entſtehen begriffenen Prachtwerkes über die Kunſtdenkmäler im Großherzogthum Heſſen.*) Die Darlegungen des Vortragenden gipfelten in den denkmälerreichen Orten Seligenſtadt, Großſteinheim, Offenbach, Heuſenſtamm und ließen erkennen, daß in der geſchilderten Mainlandſchaft keine Epoche der Entwicklung, zumal im Gebiet der Architektur, unvertreten iſt. In Seligenſtadt allein haben Römertum und Karolingertum, Romanik, Übergangſtil und Gotik, Frührenaiſſance, Mittel- und Spätrenaiſſance nachhaltige Spuren in teilweiſe großartigen Schöpfungen hinterlaſſen. Hier erhob ſich eines der bedeutenderen, mit Bädern ausgeſtatteten Römerkaſtelle in demjenigen Teile der Limesbefeſtigungen zwiſchen Donau und Rhein, der von Miltenberg an als Grenze des Dekumatlandes auf dem linken Mainufer thalwärts zog, um gegenüber von Klein-Krotzenburg, wo im verfloſſenen Sommer bei Baggerarbeiten im Flußbett die Trümmer einer Römerbrücke zu Tage traten, die römiſche Reichsgrenze durch die Wetterau nach dem Rhein hin fortzuſetzen. In der Karolingerära ſah Seligenſtadt die in anſehnlichen Bauteilen noch heute vorhandene Einhard-Baſilika entſtehen, worauf Tranſept und Chor dieſer ſtattlichen Abteikirche ſowie das hohenſtaufiſche Palatium

*) Die Publikation hat ſoeben unter folgendem Titel die Preſſe verlaſſen: „Kunſtdenkmäler im Großherzogthum Heſſen. Inventariſirung und beſchreibende Darſtellung der Werke der Architektur, Plaſtik, Malerei und des Kunſtgewerbes bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu dieſem Zweck beſtellte Kommiſſion. Mit Abbildungen. A. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, von Dr. Georg Schaefer. Darmſtadt 1885. Kommiſſionsverlag von Arnold Bergſtraeßer."

im romaniſch-gotiſchen Übergangsſtil folgten und die Gotik ſelbſt auf verſchiedene kirchliche wie weltliche Gebäude ihre Einwirkung äußerte, während der monumentale Stadtthorturm die reinere Renaiſſance, die Abteigebäude dagegen in ihren Hauptteilen die Stadien des Barokko und Rokoko ausdrucksvoll vertreten. Großſteinheim zeichnet ſich aus durch die zierliche Gotik des Chores ſeiner Pfarrkirche und durch eine kraftvolle mittelaltrige Wehrarchitektur, in welchem Betracht Dreieichenhain durch ſeinen Burgbau und ſeine Beringung ein ähnliches Bild in beſcheidenerem Maßſtabe darbietet. Offenbach ſeinerſeits glänzt in der Geſchichte der deutſchen Renaiſſance durch das loggiengeſchmückte Schloß der Iſenburger, während die bauluſtigen Schönborn zu Heuſenſtamm eine Kirche im Rokokoſtil errichteten, deren Deckengemälde von dem Augsburger Freskomaler Scheffler zu den bedeutendſten Werken monumentaler Dekorationskunſt am ganzen Mittelrhein gehören, wo dieſer Kunſtzweig um die Mitte des 18. Jahrhunderts in hoher Blüte ſtand. Dieſe wenigen Hinweiſe mögen genügen, um ein Bild von der Reichhaltigkeit des Stoffes zu geben, welchen der Redner nach der geſchichtlichen, ſtiliſtiſchen und äſthetiſchen Seite hin in einſtündigem Vortrag entwickelte, an deſſen Schluß er zum Beſuch der ſo zu ſagen vor den Thoren Frankfurts gelegenen denkmälerreichen Landſchaft mit den Worten Goethes in dem Gedicht „Erinnerung“ aufforderte:

„Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.“

In der öffentlichen Sitzung am 2. Dezember legte der Vorſitzende zunächſt einige neue Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſtwiſſenſchaft vor. Er wies darauf hin, wie unſerer Erziehung, beſonders der gelehrten, noch immer der Mangel einer reicheren bildlichen Anſchauung anhafte, welche geeignet ſei, der einſeitigen Denkausbildung und der Arbeit mit abſtrakten Formen und Formeln ein Gegengewicht zu bieten. So ſei auf den höheren Schulen, welche in das Studium des Altertums einführen ſollten, die Kunſtgeſchichte des Altertums noch ein unbekannter Gegenſtand im Lehrplan, und

falls nicht, wie es jetzt allmählich häufiger vorkomme, der gerade unterrichtende Lehrer Interesse und Verständnis für die bildkünstlerische Seite des Altertums mitbringe, so höre die Jugend zwar von den großen Meistern des Altertums, sehe aber nichts von deren Werken. So bleibe die wichtige Seite der Ausbildung der Anschauung vernachlässigt, die Fähigkeit des Sehens, das Sehenlernen im künstlerischen Sinne, ungeübt. Diesem Mangel entgegenzuarbeiten seien die beiden zur Ansicht aufgelegten Werke besonders geeignet. Das eine sei die jetzt erschienene Handausgabe der bekannten „Kunsthistorischen Bilderbogen" von Seemann, welche in kurzer Zusammenfassung die große Entwicklung der Kunst des Altertums darlege. Dieser erste Teil sei als zweite Auflage von Menge's „Kunst des Altertums" erschienen, bilde aber zugleich den ersten Teil einer Handausgabe der „Kunsthistorischen Bilderbogen" überhaupt; der zweite Teil (Mittelalter), der dritte Teil (die Renaissance bis 1520) und der vierte Teil (die neuere Zeit) würden in den nächsten Monaten erscheinen. Dieser erste Teil zeichne sich nicht nur durch die Handlichkeit seines Formats, sondern ganz besonders durch die hier zuerst durchgeführte streng sachliche Zusammenstellung der Werke der einzelnen Epochen und Richtungen aus, so daß mit einem Blick die Ueberschau eines Ganzen gewonnen werde. („Kunsthistorische Bilderbogen. Handausgabe. Die Kunst des Altertums. 34 Tafeln. Zusammengestellt von R. Menge. Leipzig, E. A. Seemann. 1885").

Ein zweites Werk, welches besonders geeignet sei das Privatstudium zu unterstützen und in der Hand aller derer, welche sich mit dem Altertume beschäftigen, sich sehr nützlich erweisen werde, sei der in demselben Verlage erschienene kulturhistorische Bilderatlas des Altertums („Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Altertum. Bearbeitet von Prof. Dr. Theodor Schreiber. Hundert Tafeln mit erklärendem Texte. Leipzig 1885. E. A. Seemann"). Gar häufig wird schon die Jugend durch Illustrationen, die der Phantasie des modernen Zeichners entsprungen sind, fehlgeleitet. Im Gegensatze hierzu sind hier in sorgfältigster Auswahl über 1000 Abbildungen gegeben, welche wirklich existierende Werke

des Altertums wiedergeben und somit dessen Anschauungsweise unverfälscht erkennen lassen. Das reiche Anschauungsmaterial

Karl Rottmann: Olympia. Enkaustisches Gemälde.

ist unter bestimmte Gesichtspunkte gestellt, welche uns durch das ganze reiche Gebiet des antiken Lebens führen. Wir finden:

1. Theaterwesen (Taf. 1—6). 2. Musik (Taf. 7). 3. Plastik, Malerei, Architektonik (8—10). 4. Kultus (11—19). 5. Oeffentliche Spiele (20—33). 6. Kriegswesen (34—45). 7. Marine 45—48). 8. Stadtleben, Wohnhäuser, Gärten u. s. w. (49—56). 9. Wegebau, Wasserleitungen, Bäder (57—60). 10. Handel, Kalenderwesen, Verkehrsmittel (60—62). 11. Gewerbe (63—75). 12. Mahlzeit (75—76). 13. Unterhaltungsspiele, Jagd (78—80). 14. Hochzeit, Frauenleben (81—83). 15. Trachten (84—85). 16. Hausgeräte (86). 17. Öffentliches Leben (87—89). 18. Schrift- und Unterrichtswesen (90—93 und eine Hilfstafel). 19. Bestattung (94—100). Ein besonderer Vorzug ist der, daß die meisten Abbildungen nicht Wiederholungen aus anderen Werken sind, sondern eigens für diesen Zweck angefertigt wurden, so daß hier eine große Bereicherung des landläufigen Anschauungsmaterials geboten ist.

Ein drittes, für die Jugend besonders geeignetes Werk, das den Unterricht in hervorragender Weise zu unterstützen geeignet erscheint, ist die nun schon in dritter Auflage vorliegende „Mythologie der Griechen und Römer. Unter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten als Leitfaden für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Otto Seemann (3. Auflage unter Mitwirkung von Dr. A. Engelmann neu bearbeitet. Mit 93 Holzschnitten. Leipzig, E. A. Seemann. 1886)". Das bereits bewährte, trefflich ausgestattete Buch ist durch Einfügung eines Sagenstoffes sowie durch eingehendere Behandlung der Odyssee erweitert und in dem mythologischen wie dem archäologischen Bestandteile einer sorgfältigen Durcharbeitung unterzogen worden. Auch wo kein systematischer Unterricht in der Mythologie gegeben wird, für welchen es ein sehr geeigneter Leitfaden ist, wird es in der Hand des Lehrers wie des Schülers zur Belebung des Unterrichtes gute Dienste leisten.

Zum Schluß legte der Vorsitzende noch den in zwei Abteilungen erschienenen Band I der „Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts" vor, für die Abteilung K noch dadurch von besonderem Interesse, daß zwei ihrer Mitglieder

ſich unter den Mitarbeitern befinden. Das Werk behandelt, wie das bereits fertig vorliegende vorhergehende Werk „Kunſt

Géricault: Der verwundete Küraſſier.

und Künſtler des Mittelalters und der Neuzeit“ und wie dieſes unter der Leitung von **R. Dohme** heraus-

gegeben, das gesamte Gebiet der Kunst, und zwar so, daß die Charakteristik der einzelnen Meister solchen Männern zur Bearbeitung anvertraut war, deren Studien eine eingehende

J. G. Schadow: Kronprinzessin Louise und Prinzessin Louis.

Vertrautheit mit den besonderen Gebieten erwarten läßt. Es sind zur Behandlung gekommen: Schinkel von **R. Dohme;**

Canova, Thorwaldsen und Carstens von **H. Lücke**; Schadow und Rauch von **K. Eggers**; Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Führich von **Y. Valentin**; Rottmann von **C. A. Regnet**; A. Koch von **Th. Frimmel**; David d'Angers, Prud'hon, Ingres von **A. Schmarsow**; Rude, Géricault, Delacroix, Vernet, Delaroche, Leopold Robert von **A. Rosenberg**; Gros von **R. Graul**. Das Werk in seiner vornehmen Ausstattung und mit seinen zahlreichen vortrefflichen, meist neu hergestellten Illustrationen*) befriedigt ebensosehr den Leser, welcher sich erfreuen will, wie es dem Forscher mancherlei neue Gesichtspunkte bietet und durch die sachgemäße Behandlung eine bleibende Stellung in der Kunstwissenschaft einnimmt.

Darauf ergriff Herr Maler Hermann Junker das Wort zu einer Mitteilung über die Bildnisse der Frau Rat und seine im November d. J. gemalte Kopie nach dem Originalbilde im Besitze der Frau Heuser-Nicolovius in Cöln.

Nach einleitenden Worten über den Wert des Quellenstudiums berichtete Herr Junker etwa folgendermaßen. Wir wußten, daß ein Originalbild der Frau Rat existiere, wir wußten, daß es in Cöln am Rhein sich befinde und eine zwar nicht gerade sehr vollkommene Photographie nach demselben gab doch einen Begriff, wie ganz anders das Antlitz sein müsse

*) Das freundliche Entgegenkommen des Verlegers, Herrn E. A. Seemann, ermöglicht es, unseren Mitgliedern einige schöne Holzschnitte aus Dohme, Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts, mitzuteilen. Der eine zeigt die durch die neueren Ereignisse besonders interessante Landschaft Olympia von Karl Rottmann, nach einem enkaustischen Gemälde aus dem in der neuen Pinakothek ausgeführten Bilderkreise griechischer Landschaften. Der zweite läßt uns den jugendlichen Géricault in seinem Bestreben sehen, sich aus den Fesseln der akademischen Zeichnung zu lösen und der Naturwahrheit einen maßgebenden Einfluß zu gestatten. Sein „verwundeter Kürassier", der im Louvre sich befindet, läßt auch seine Freude an der Darstellung des Pferdes erkennen. Das dritte Bild zeigt die liebliche Gruppe der beiden Prinzessinnen, der Kronprinzessin, späteren Königin Luise, und ihrer Schwester, der Prinzessin Louis, aus der Zeit, als beide in vollster Jugendblüte um Weihnachten

Frau Rat Goethe.

Pastellgemälde

im Besitze der Frau Marie Heuser-Nicolovius in Cöln.

Photographiedruck

nach der von Herrn Hermann Junker angefertigten Pastellkopie des Originals.

Lichtdruck von Kühl & Co., Frankfurt a. M.

Digitized by Google

im Vergleich zu den im Kunſt- oder Buchhandel kurſierenden Bildern. Man hatte früher direkt oder indirekt verſucht, einmal dieſes Originalbild der Frau Rat ins Goethehaus zu bekommen, allein alle Verſuche derart ſcheiterten begreiflicher Weiſe daran, daß ſich die Beſitzerin des Bildes, die Ur-Ur-Enkelin der Mutter Goethes, Frau Marie Heuſer-Nicolovius in Köln, nicht entſchließen konnte, dieſen Familienſchatz auch nur auf ganz kurze Zeit zu miſſen. Wie bekannt, heiratete Cornelie, die Schweſter Goethes, den Rat Schloſſer, aus welcher Ehe eine Tochter Maria Anna Louiſe Schloſſer hervorging; dieſe heiratete den Georg Heinr. Ludwig Nicolovius, wovon Goethe in ſeinen Annalen vom Jahr 1795 folgendermaßen Kunde gibt: „Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familienereignis habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Eutin wohnhaft, meine Nichte heiratete, die Tochter Schloſſers und meiner Schweſter.“

Der erſte Sohn von 5 Kindern, welche dieſes Paar hatte, der nachmalige General-Prokurator Franz Nicolovius, verheiratete ſich mit Klara Henrietta Goſſen; von ihm ſagt Goethe in den Annalen von 1819 (Weimar und Jena): „Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt ſich länger auf und gab Raum, eine vielverſprechende Jugend zu kennen und zu ſchätzen.“

Dieſer hatte zwei Töchter; davon iſt die erſtgeborene die eben jetzt in Köln lebende Ur-Ur-Enkelin der Frau Rat, welche dem Stadtrate Robert Heuſer angetraut iſt. Die Be-

1793 ihren Einzug in Berlin gehalten und durch „Liebreiz und Schönheit einen allgemeinen Rauſch des Entzückens und der Bewunderung hervorgerufen hatten“. Da ſchuf Schadow zunächſt zwei Büſten und ſpäter dieſe Gruppe in Marmor, die ſich jetzt im königlichen Schloſſe in Berlin befindet. „Es iſt kein anmutigeres Bild der Schweſterliebe denkbar. In wunderbarer Schönheit der Formen und der geſamten Linienführung kommt auch der ideale, ethiſche Inhalt in dem Zuſammenwirken und dem gegenſeitigen Stützen der beiden jugendlichen Frauengeſtalten zum ſprechendſten Ausdruck. Bis auf die Sandalenbekleidung der Füße, das einzige idealiſierende Beiwerk, iſt die Gewandung getreu nach der Natur gebildet, mit nachbeſſernder Hand maleriſch drapiert. Selbſt das unter das Kinn geſchlagene Kopftuch fehlt nicht, welches von der Kronprinzeſſin wegen eines Halsübels vorübergehend getragen und deshalb zeitweilig allgemeine Modetracht ward“.

ziehungen der Familie Goethe-Nicolovius waren, wie aus Briefen hervorgeht, sehr innige. So ist das erwähnte Bild ein ganz unanfechtbares Bild der Frau Rat, und zwar ist es das einzige Bild, welches diesen Anspruch erheben kann. Und in der That entspricht es vollständig den von ihr bekannten Charakterzügen. Lewes schreibt über sie:

„Sie ist eine der angenehmsten Erscheinungen in der deutschen Literatur, und ihre Gestalt hebt sich mit größerer Lebendigkeit heraus als fast alle andern. Ihre einfache, herzliche, vergnügliche und liebevolle Natur machte sie allen teuer. Sie war das Entzücken von Kindern, der Liebling von Dichtern und Fürsten. Ihr Enthusiasmus und ihre mit großer Schlauheit und Menschenkenntnis gemischte Einfachheit bis ans Ende sich bewahrend, war Frau Aja (so nannte man sie) zu gleicher Zeit ernst und herzlich, würdevoll und einfach, u. s. w."

Gerade so schaut uns das Bild an, welches Ausgangs der 70er oder Anfangs der 80er Jahre gemalt sein muß, da es die Frau Rat als hohe Vierzigerin darstellt. Es ist gesagt worden, Angelika Kauffmann habe das Kunstwerk geschaffen: allein diese war zu jener Zeit in England. Es könnte vielleicht Tischbein in Betracht kommen, dessen enge Beziehungen zu Goethe bekannt sind. Er reiste um 1779 von Kassel durch die Schweiz nach Rom. Es wäre nicht unmöglich, daß er auf der Durchreise in Frankfurt das Porträt gemalt hätte. Leider ist keine Inschrift auf dem Gemälde, weder auf der Bildfläche noch auf dem Rahmen an der Rückseite.

Unzweifelhaft hat es ein Pendantbild gegeben, welches den Herrn Rat darstellte. Es geht das aus einem Briefe hervor, den der letztgestorbene Enkel Goethes, Walter von Goethe, an die Frau Heuser geschrieben, und in welchem er das Vorhandensein eines solchen Porträts zugesteht. Es wäre recht wünschenswert, wenn durch die Auffindung dieses Bildes die Zeichnung Lavaters, die den Zwecken entsprechend, für welche sie gefertigt wurde, den Charakter des Herrn Rat einseitig übertreibend wiedergibt, auch die Vorstellung von dem Antlitz des Vaters Goethes korrigiert würde.

Es ist bezeichnend für die Frau Rat, daß sie sich ohne jeden Schmuck hat darstellen lassen: von den vielen und reichen Geschmeiden, die als fürstliche Geschenke an sie kamen, ist keine Spur auf dem Bilde zu entdecken. Auch die Einrahmung des Bildes ist sehr bescheiden, ohne Gold, nur von poliertem Birnbaumholz, viereckig mit ovaler Einlage.

Was nun die Nachbildungen dieses merkwürdigen Porträts angeht, so ist es nicht zu begreifen, daß gerade die Frau Rat, die doch gewiß Anspruch hatte auf das sorgfältigste in betreff der Wiedergabe ihres Antlitzes behandelt zu werden, so übel weggekommen ist.

Die erste Nachbildung ist eine Lithographie in Kreidemanier, von der ein Abdruck mit eigenhändigen Widmungszeilen von Seiten der Ottilie von Goethe geb. von Pogwisch, der Frau des Sohnes Goethes, an die Frau Konsul Koch in unserem Besitze sich befindet: dieses wertvolle Blatt verdankt das Hochstift der Schenkung der Frau Koch-von St. George, der Schwiegertochter der Frau Konsul Koch. Die Widmung lautet:

„Die Mutter Goethes liebte Sie; —
Der Vater hätte Sie geliebt,
Und die Tochter liebt Sie mit inniger Dankbarkeit."

Vergleicht man diese Zeichnung mit dem Original, so ist eine Verflachung des Ausdrucks, der sich zunächst in den wenig ausdrucksvollen Augen zeigt, auffallend. Im Originale sind gerade die Augen und die buschigen gewölbten Augenbrauen von fesselnder Lebendigkeit. Die Nase wie das ganze Gesicht bei der Lithographie ist rund und dick, es fehlt die fein sich zuspitzende Form der Kinnlade des Originals. Der schelmische Mund auf dem Originalbilde, der, fein gezeichnet, so charakteristisch dem Wesen der Frau Rat entspricht, hat in der Nachbildung diese Feinheit des Ausdrucks verloren. So ist auch die ganze Haltung des Kopfes, welche auf dem Originale leicht und graziös ist, steif kleinbürgerlich geworden.

Nach dieser ersten lithographischen Nachzeichnung des Originalbildnisses ist dann eine zweite Steinzeichnung in das Fest-

album übergegangen, welches zur Enthüllung des Goethedenkmals in Frankfurt erſchien: ſie zeigt das Antlitz weiter verändert und den Ausdruck noch mehr abgeſchwächt. Von da ab exiſtieren eine ganze Reihe von Photographien dieſer Reproduktionen, Holzſchnitten u. ſ. w., die immer noch ſchlimmer mit dem Geſichte verfuhren, ſo daß zuletzt das Bild eines Herrn Wolf entſtehen konnte, welches bisher im Goethehauſe im Zimmer der Frau Rat hing und welches geradezu als ein abſchreckendes Beiſpiel von unkünſtleriſcher Mache und Entſtellung gelten kann. Beim Vergleich des Originalbildes der Frau Rat mit dem Bilde ihrer Mutter, der Frau Stadtſchultheiß Textor, iſt die Ähnlichkeit von Tochter und Mutter frappierend; nur iſt bei der Mutter Alles härter und matronenhafter.

Frau Heuſer-Nicolovius hatte vor einigen Jahren auf Drängen von einigen Intereſſenten und Freunden eine kleine Anzahl Photographien von dem Originalbilde machen laſſen und verſchenkte dieſe. Von ihnen bekam auch der Verleger Hirzel einen Abdruck; nach dieſem iſt das Porträt der Frau Rat in die Literaturgeſchichte Königs in nicht gelungenem Holzſchnitt übergegangen, zudem mit der falſchen Angabe, das Originalbild befinde ſich in Hirzels Beſitz.

Nachdem nun neuerdings die Kommiſſion für Erhaltung und Herſtellung des Goethehauſes dem Vortragenden den ehrenvollen Auftrag erteilt hatte, bei Frau Heuſer-Nicolovius anzufragen, ob ſie wohl geſtatte, daß eine Kopie von dem Originale genommen werden dürfe, und dieſe dann in freundlichſter Weiſe ihre Zuſtimmung gegeben hatte, reiſte er Anfangs November nach Köln um eine ganz genaue Nachbildung des Originals in Paſtellfarben gleich dem Original vorzunehmen. Um jedem Zweifel an die Übereinſtimmung der Zeichnung zu begegnen, nahm derſelbe eine auf Gelatinepapier auf das getreuſte übertragene Pauße von dem Originale, welche der Kopie zu Grunde gelegt wurde und jetzt die ſchärfſte Gewähr für die Gleichheit der Zeichnung zwiſchen Urbild und Nachbild nachweiſt, wie denn andrerſeits die Farben gerade ſo, wie das Original ſie jetzt

zeigt, in allen Teilen, ſelbſt in der genauen Nachahmung des Verblaßten, authentiſch zu nennen ſind.*)

Die öffentliche wiſſenſchaftliche Sitzung am 16. Dezember eröffnete der Vorſitzende, Herr Dr. Valentin, indem er das neu erſchienene verdienſtvolle Werk des Geh. Hofrats Profeſſor Dr. Georg Schaefer vorlegte, welches einen Teil des größeren Werkes: „Kunſtdenkmäler im Großherzogtum Heſſen. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu dieſem Zweck beſtellten Kommiſſion" bildet. Der vorliegende Teil „Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach" iſt von Profeſſor Schaefer bearbeitet und eröffnet das Werk in vielverſprechender Weiſe. Es ſoll die im heſſiſchen Staatsgebiete vorhandenen Denkmäler der Architektur, Plaſtik, Malerei und des edleren Kunſtgewerbes, inſoweit dieſelben in kunſt- oder kulturhiſtoriſcher Beziehung von Wert ſind und den unſerem Jahrhundert vorangegangenen Epochen angehören, in Beſchreibung und bildlicher Darſtellung zu einem überſichtlichen Ganzen vereinigen. Das Werk wird ſonach die Inventariſierung aller derjenigen Kunſtdenkmäler des Großherzogtums umfaſſen, die durch ihr Alter, ihre Darſtellung, Formen, Schickſale eine hiſtoriſche Bedeutſamkeit beanſpruchen, gleichviel ob dieſelben im Beſitze des Staates, von Gemeinden, Korporationen, Vereinen oder von Privaten ſich befinden. Die achtzehn Kreiſe der drei Provinzen werden jeder in einer beſonderen Abteilung behandelt; innerhalb jedes Kreiſes erfolgt die Aufzählung der Orte in alphabetiſcher Folge, ſo daß die Auffindung leicht erfolgen kann. In der Reihenfolge der Monumente haben die Werke der Sakralarchitektur den Vortritt vor denen der Profanarchitektur, innerhalb dieſer letzteren die Palatialbauten vor den Feſtungsbauten und den übrigen Werken der Ingenieurkunſt.

---

*) Frau Heuſer-Nicolovius hat uns verſtattet eine neue Photographie in Lichtdruck dieſem Berichte beizugeben, wofür wir ihr zu erneutem Danke verpflichtet ſind, den auch an dieſer Stelle auszuſprechen, uns zu beſonderer Freude gereicht: wir können ſo unſern Mitgliedern eine getreue Wiedergabe der Mutter des großen Dichters vorlegen. Der AGA.

Digitized by Google

In der Plaſtik geht die monumentale Rundfigur und die figürliche Sepulkralplaſtik dem Relief und der Dekorativſkulptur vor. In der Malerei iſt die Folge: Wandgemälde, Staffeleibilder, Miniaturen, Glasmalereien; im Kunſtgewerbe folgen den plaſtiſchen Erzeugniſſen die maleriſchen, dann die feine Nadelmalerei, Stickerei, Weberei. Beſondere Sorgfalt iſt den Inſchriften, Wappen, den Steinmetzzeichen, den Monogrammen, den Orts- und Werkſtattzeichen auf Geräten und Gefäßen, den Gießerzeichen auf Glocken und Gußwerk jeder Art zugewendet. Den Schluß bildet bei jedem Artikel die Literatur des Ortes.

An der Hand dieſes feſten Gefüges gelingt es dem Verfaſſer von den einzelnen Orten ſcharf gezogene Bilder zu entwerfen. Es iſt geradezu überraſchend zu verfolgen wie ſelbſt an kleinen Orten ſich viel Beachtenswertes findet und nun in den Kreis der wiſſenſchaftlichen Kenntnis und Verarbeitung hereingezogen wird. Zudem iſt die hier behandelte Gegend eine alte Kulturſtätte, auf welcher ſich die Merkmale der einander ablöſenden Kulturepochen vielfach und oft in bedeutender Weiſe erhalten haben. So geſtaltet ſich die Betrachtung und Schilderung zu einer Kunſtgeſchichte, wie ſie ſich im Zuſammenhang mit der kulturellen und politiſchen Umgeſtaltung der Orte zugleich in ihrer inneren Notwendigkeit entwickelt. Das Hauptintereſſe des Leſers wird ſich den Orten Heuſenſtamm mit ſeiner merkwürdigen Kirche und ihren intereſſanten, in ihrer Art großartigen Deckenmalereien aus der Rokokozeit zuwenden, dann Großſteinheim mit ſeiner Pfarrkirche und ihren Grabdenkmälern derer von Hutten und von Henneberg, mit ſeinem Bergfried, der ein derberer Bruder des Frankfurter Eſchenheimer Turmes iſt, ferner Offenbach mit ſeinem ſchönen Schloſſe, und beſonders Seligenſtadt, das eine Fülle bedeutſamer Werke der wichtigſten Epochen bietet. Der Forſcher aber wird auch in den Beſchreibungen der kleineren Orte wertvolles Material finden. Sucht doch gerade unſere Zeit, nachdem die großen Wege in der Kunſtgeſchichte gebahnt ſind, mit Hilfe der Einzelforſchung nun auch all die Seitenpfade klar zu legen, welche ſchließlich zu den großen Entwicklungsmomenten hinführen und

andrerſeits von ihnen ihren Ausgang nehmen. Gerade hierfür iſt eine ſolche Inventariſierung des Kunſtbeſtandes bedeutungsvoll, woneben wir auch die praktiſche Seite der dadurch geförderten Erhaltung von Denkmälern und Bewahrung vor verderblichen Reſtaurationen nicht gering ſchätzen wollen. Das Buch iſt trefflich mit vielen Holzſchnitten und elf Tafeln in Lichtdruck ausgeſtattet, welche der Anſchauung auf beſte zu Hilfe kommen. Für Frankfurt hat es noch den beſonderen Wert, daß es ein zuverläſſiger Führer für alle die iſt, welche die Umgegend nicht nur in bezug auf landſchaftliche Schönheit durchſtreifen.

Hierauf ſprach Herr Dr. Pallmann über die „Anfänge der Holzſchneidekunſt.“ Der Inhalt des Vortrages war im weſentlichen folgender: Die Frage wann, wo und von wem die Holz- oder Formſchneidekunſt erfunden ſei, könne nicht mit Beſtimmtheit beantwortet werden. Man fände zwar ſchon bei den Kulturvölkern des Altertums Trockenſtempel, welche in weiche und ſpäter zu erhärtende Maſſen gepreßt wurden, allein es fehlte überall diejenige Anwendung der Stempel, welche ſpäter das Weſen der Formſchneidekunſt beſtimmte, der Farbdruck. Mit Sicherheit kann derſelbe zuerſt im Orient nachgewieſen werden und zwar dürften die Chineſen dasjenige Volk geweſen ſein, welches ihn zuerſt gekannt hat. Vom Orient aus nahm er ſeinen Weg nach Italien. Früher glaubte man, daß die Anfänge dieſer Kunſt mit der Einführung der Spielkarten zuſammenhinge. Ein im Jahre 1849 zu Sitten gemachter Fund, eine mittels Zeugdruck hergeſtellte Tapete, welche nach Zeichnung und Koſtüm aus dem 14. Jahrhundert ſtammt und auf Italien hinweiſt, zeigte der Forſchung neue Bahnen. So nimmt man denn jetzt allgemein an, der Holzſchnitt in ſeiner heutigen Bedeutung als Illuſtrationsmittel ſei aus dem Zeugdruck hervorgegangen, welcher aus dem Orient nach Italien gekommen ſei. Von hier habe er durch den ſteten und regen Handelsverkehr ſeinen Weg nach Süddeutſchland genommen und hier hätten wahrſcheinlich zuerſt Mönche ſich der Erfindung für den Druck auf Papier bemächtigt, um Heiligenbilder zum Verkauf an Wallfahrtsorten ꝛc. herzuſtellen. Man kann dies aus

dem häufigen Vorkommen von sehr alten Holzschnitten, welche in Klöstern jener Gegend gefunden wurden, schließen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß auch gleichzeitig in den Niederlanden der Holzschnitt Aufnahme und dort durch das lebendige künstlerische Leben reiche Nahrung fand, welche sich in späterer Zeit durch eine sehr fortgeschrittene Technik bekundet. Diese den Niederlanden eigene Technik, welche sich besonders durch feine und scharfe Umrisse kennzeichnet, hat Veranlassung zu einer Streitfrage gegeben, welche heute noch nicht entschieden ist und welche vielleicht niemals entschieden wird, ob alle Formschnitte älterer Zeit von Holzstöcken oder auch von Metallplatten, welche nach Art der ersteren bearbeitet wurden, gedruckt worden sind. Nachdem der Vortragende die für und wider aufgestellten Gründe geltend gemacht hatte, glaubte er nach seinen eigenen Forschungen den Metallschnitt nicht gänzlich verwerfen zu müssen, wie es neuere Forscher thun, zumal man auch in älteren Pergamenthandschriften Vordrucke für Initialen finde, welche nicht von Holzstempeln gemacht sein könnten.

Man könne annehmen, daß die Anwendung des Formschnitts zur Vervielfältigung auf Papier nicht vor Mitte des 14. Jahrhunderts geschehen sei. Kennzeichen des hohen Alters von Holzschnitten seien breite Umrisse ohne jede Schattengebung, da die ältesten Holzschnitte bis ungefähr zur Mitte des 15. Jahrhunderts für die Bemalung bestimmt waren. Der blasse, gelbliche Druck, der früher für die ältesten Holzschnitte in Anspruch genommen wurde, weise auf die spätere Zeit des Reiberdruckes hin. Die älteste Zeit kenne nur den Preßdruck mit einer tief schwarzen Farbe. Der Reiberdruck sei mit dem Auftreten der Eyckschen Schule, mit der knitterigen, verwirrten Faltengebung gekommen, die älteren Holzschnitte zeigten leichte, flüssige Fältelung der Gewänder. Diese selbst gäben auch einen Anhaltspunkt für das Alter der Holzschnitte, doch habe man dabei einige Vorsicht in der Bestimmung der Jahre anzuwenden.

Ueber die Herkunft entscheide außer der mehr oder weniger mangelhaften Technik, welche freilich kein allzu sicheres Merkmal

abgebe, das Kolorit. Man nehme jetzt darnach vier Schulen: die schwäbische, fränkische, bayerische und niederrheinische an.

Der älteste datierte Holzschnitt sei der heilige Christoph vom Jahre 1423. Zwei angeblich ältere von 1407 und 1418 seien in die Jahre 1507 und 1458 oder 1468 zu verweisen.

Die dargestellten Gegenstände seien vorwiegend religiöser Natur, doch kämen auch in späterer Zeit vereinzelt politische und genrehafte Darstellungen vor, besonders sei dies der Fall in der Zeit, da man angefangen habe, den bildlichen Darstellungen einen in Holz geschnittenen Text beizugeben. Hieraus hätten sich dann die sogenannten Blockbücher entwickelt, die unmittelbaren Vorläufer der Buchdruckerkunst, mit welcher die Holzschneidekunst in ein anderes Stadium ihrer Entwicklung getreten sei.

Nach diesem Vortrage ergriff Herr Dr. Ernst Kelchner das Wort zu folgender Mitteilung.

Von Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, Goethes schöner Seele, kannte man nur ein Bild, welches uns Goethe selbst beschreibt, und welches sie in Klostertracht darstellt, in Wasserfarben gemalt. Aber es lag im Goetheschen Familienarchive vergraben und war Niemandem sichtbar. Als der Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg im Jahre 1849 sein bekanntes Buch: „Reliquien der Fräulein Susanna Katharine von Klettenberg ꝛc." schrieb, wünschte er gerne das Bildnis seinem Buche als Titelkupfer beizugeben. Er wandte sich an die Enkel nach Weimar, wurde aber mit seiner Bitte abgewiesen.

Lappenberg spricht in seinem Buche von der Existenz von zwei Bildnissen der Klettenberg. Er glaubt nämlich seine Vermutung darauf zu stützen, daß er sich auf eine Stelle in Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahren verläßt, die erzählt, daß der Oheim nach Verheiratung der Schwester der Klettenberg, sie selbst als Stiftsdame in ein Stift eintreten läßt und ihr das Ordenskreuz des Stiftes, kunstmäßig und schön gearbeitet und emailliert, an einem Brillantschmuck befestigt, überreicht. Diese Begebenheit soll in dem Schlosse des Oheims geschehen sein. Lappenberg glaubt, daß dieses Kreuz nur ersonnen sei, um das Porträt

der „ſchönen Seele“ ſpäter an dem Ordenskreuze leichter von Wilhelm Meiſter in dem Schloſſe des Oheims erkennen zu laſſen. Hierin irrt aber Lappenberg, denn Fräulein von Klettenberg iſt nie Stiftsdame geweſen, weder im von Cronſtettiſchen Damenſtifte (in welches nur Mitglieder der Ganerbſchaft Alten-Limburg aufgenommen werden), noch war ſie Konventualin des St. Katharinen- oder Weißfrauenkloſters. Das Bildnis der Klettenberg an dieſem Ordenszeichen zu erkennen, iſt nicht möglich, ſo lange nicht die ganze Ordensüberreichung im Schloſſe des Oheims ſelbſt hiſtoriſch begründet iſt, was wohl ſchwerlich geſchehen wird. Alſo das Bild mit Hilfe dieſes Ordenszeichens zu ſuchen, iſt nicht ausführbar. Das andere Bildnis iſt das oben ſchon erwähnte in Waſſerfarben gemalte. Dieſes ſchenkte ſie ſelbſt einer Jugendfreundin, Fräulein von Wunderer (geb. 1722), als jene im Jahre 1767 in das von Cronſtettiſche Stift eintrat. Rückſichtlich des gewählten Koſtüms äußerte ſie, „daß ſie dabei den Scherz beabſichtigt, zu beobachten, ob die Freundin ſie auch in dieſer Tracht ähnlich finden werde“. Nachdem Fräulein von Wunderer im Jahre 1786 als Pröbſtin des Stiftes geſtorben war, gelangte dieſes Porträt an Fräulein von Humbracht, welche es zwar wert hielt, doch in edler Geſinnung dem im Jahre 1815 zu Frankfurt verweilenden Goethe durch Vermittelung des Pfarrers Paſſavant — weil ſie ſelbſt keinen Dank ſuchte — als Geſchenk zuſtellen ließ. Dieſes Bildnis iſt dasjenige, welches ſich im Goetheſchen Familienarchive zu Weimar befindet und auch von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnt wird.

Während Lappenberg nicht mit ſeiner Bitte bei den Erben Goethes durchdringen konnte, gelang es dagegen dem Profeſſor Dr. Franz Delitzſch in Leipzig, der das Bildnis der „ſchönen Seele“ in einer allerdings ſehr ſchlecht ausgeführten Photographie der dritten Auflage (1878) ſeines Buches: „Philemon oder von der chriſtlichen Freundſchaft. Aufzeichnungen des Fräulein S. K. von Klettenberg und ihres Freundeskreiſes“ als Titelbild zugeben konnte. Es hatten jedoch die Verhandlungen etwa zwanzig Jahre hindurch gedauert, bis es Profeſſor Delitzſch gelang, das Original zum Zwecke der Vervielfältigung zu er-

langen, und erſt am 27. Juni 1877 brachte Walter von Goethe es ſelbſt zum Hofphotographen Hertel in Weimar. Er blieb bei der Reproduktion gegenwärtig und nahm die ihm heilige Reliquie ſofort wieder mit. Obgleich nun Herrn Hertel nur eine flüchtige Beſichtigung des Originals vergönnt war, ſo konnte er doch folgende Beſchreibung geben: „Das Bild iſt ſehr gut erhalten, es iſt mit dem einfachen ſchwarzen Rahmen, in den es gefaßt iſt, nach meiner Schätzung 4½ Zoll breit und 5½ Zoll hoch. Es iſt nicht Paſtell, ſondern Aquarell. Das Kleid iſt weiß, das Geſicht blaß und die Wangen ſtark gerötet, der Kopf mit vielem Fleiß fein ausgeführt; der Hintergrund, die Säulen und der Vorhang ſind dunkelfarbig gehalten, um den Eindruck des Geſichtes nicht zu ſtören und die Figur ſchöner hervortreten zu laſſen.“ Und Delitzſch fügte hinzu: „Trotz dieſes künſtleriſchen Wertes des Originals bereitete mir das ſichtlich gelungene Abbild keine geringe Enttäuſchung. Das Geſicht erſcheint zwar, je länger man es anſieht, deſto feiner, lieblicher und ſinniger, aber die leicht mißzudeutende Nonnenkleidung iſt ſtörend.“

Vor etwa 22 Jahren nun fand ich bei einem hieſigen Trödler ein ſtark verwahrloſtes Bild; ich erſtand es für eine Kleinigkeit eben wegen dieſes Zuſtandes. Da ich verſchiedene Merkmale daran fand, die mich darauf ſchließen ließen, daß es ein wertvolles Ölgemälde ſein könnte, gab ich es einem mir bekannten Bilderreſtaurator. Ich hatte mich nicht getäuſcht, es ſtellte ſich als ein ſehr gut gemaltes Bild von Franz Lippold (1688—1768) dar. Dieſer Maler lebte von 1720—1768 in Frankfurt am Main, malte eine große Anzahl hervorragender Perſonen aus den Kreiſen der hieſigen Patrizier und der angeſeheneren Bürger und zwar meiſtens in Lebensgröße, von denen unſer ſtädtiſches Muſeum und die hieſige Stadtbibliothek noch heute viele aufbewahrt. Gwinner in ſeinem Buche: „Kunſt und Künſtler in Frankfurt am Main“ ſagt über Lippolds Arbeiten: „Lippolds Porträte, die er faſt ohne Ausnahme mit ſeinem Namen zu bezeichnen pflegte, ſprachen nicht nur durch große Ähnlichkeit, ſondern auch durch ihre lebensfriſche

Färbung, den markigen Pinsel, die besonders schönen Hände und die sorgfältige, geschmackvolle Behandlung der Stoffe und Beiwerke so allgemein an, daß, wer nur irgend sein Bild zu verewigen wünschte, einen besonderen Wert darauf legte, daß solches durch Lippolds Hand geschehe. In der That machen alle seine Arbeiten einen so angenehmen Eindruck, daß sie auch heute noch neben unseren nüchternen modernen Porträtmalereien, selbst in den Fällen, wo die letzteren etwa einen höheren Kunstrang einnehmen, ihren ehrenvollen Platz behaupten."

Diese Charakteristik trifft in allen Stücken bei unserem Bilde zu, und selbst der Name des Malers fand sich da, wohin er ihn gewöhnlich zu setzen pflegte, auf der Rückwand des Ölgemäldes. Leider aber wurde diese Aufschrift bei der Rentoilierung des Bildes zerstört, und ich kann sie nur als von mir seiner Zeit gesehen bezeugen.

Nachdem das Bild vollkommen hergestellt mir wieder zukam, beschäftigte mich nun die Frage: Wen stellt es vor? Und ich kann nicht sagen, wodurch veranlaßt der Gedanke in mir rege wurde, daß es wohl die „schöne Seele", Fräulein von Klettenberg, sein könnte. Erste Veranlassung gab mir allerdings die Tracht der dargestellten Dame und es lag nahe, daß ich die Sache nach dieser Hinsicht prüfte.

Goethe gibt uns kein genaues Bild von ihr. Doch sagt er: sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutischer Frauen. Die letztere Mitteilung paßt vollkommen auf unser Bild. Es ist keine Ordenstracht, denn sie ist halb weltlich und halb geistlich zu nennen. Der Umstand daß das Bildnis von Lippold herrührt, welcher auch viele Mitglieder ihr befreundeter und verwandter Familien, ja sogar ihren eigenen Vater, den Schöffen Seiffert von Klettenberg gemalt hat, berechtigt wohl zu dem Schluß, daß auch die Tochter von demselben Maler gemalt sein könne, und zwar um so mehr, als bekannt ist, daß sie sich in ihrem 34. Jahre hat malen lassen: dies stimmt mit dem Aufenthalte Lippolds in hiesiger Stadt voll-

kommen überein, denn Fräulein von Klettenberg iſt 1723 geboren und Lippold ſtarb hier 1768.

Ich konnte mich aber mit oben angeführten Gründen für die Beſtimmung der Perſönlichkeit meines Bildes noch nicht beruhigen, und da ich wußte, daß das Goetheſche Familienarchiv ein Bild der Klettenberg enthalte, ſo wandte ich mich verſchiedene Male nach Weimar, um den Anblick des Bildes zu erhalten, aber vergeblich. Als nun nach längerer Zeit mein Freund, Herr Archivrat Dr. Könnecke in Marburg, der zur Herausgabe ſeines ſoeben im Erſcheinen begriffenen „Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur" ein Porträt der Klettenberg brauchte und durch Zufall erfuhr, daß ich ein Oelbild beſitze, welches höchſt wahrſcheinlich die Klettenberg darſtelle, ſo wandte er ſich an mich mit der Bitte um Erlaubnis, dasſelbe abbilden zu dürfen. Ich ſprach ihm mein Bedenken offen aus und ließ meine Behauptung der Aechtheit davon abhängen, daß mein Porträt Aehnlichkeit mit dem in Weimar befindlichen haben müſſe, ſonſt könnte ich es als das Bildnis der Klettenberg nicht ausgeben. Dieſe Aehnlichkeit aber zu beweiſen ſei mir zur Unmöglichkeit geworden: ich könne das Weimarſche Exemplar mit dem meinigen nicht vergleichen.

Herr Archivrat Könnecke hatte die Freundlichkeit mich auf das oben erwähnte Delitzſche Werk aufmerkſam zu machen, und mit deſſen Hilfe konnte ich die Aehnlichkeit wenigſtens einigermaßen feſtſtellen. Allein die Photographie iſt eine ſehr ſchlechte, und die verſchiedenartige Aufnahme der Bilder, ſowie die verſchiedene Tracht macht der Vergleichung einige Schwierigkeiten. Indeſſen läßt ſich bei ganz genauer ſorgfältiger Vergleichung eine große Aehnlichkeit nicht leugnen, und es muß zugeſtanden werden, daß ein und dieſelbe Perſon auf beiden Bildern dargeſtellt ſein kann.

Unterdeſſen war der letzte der Goetheſchen Enkel geſtorben und das Goetheſche Familienarchiv geöffnet worden, und ich konnte mich nun aufs neue nach Weimar wenden. Mein Freund, Herr Muſeumsdirektor Hofrat Ruland dorten, hatte die Freundlichkeit, eine Vergleichung der beiden Bilder vorzunehmen und

erklärte ebenfalls die Aehnlichkeit als eine auffallende; doch machte er mir zugleich die Mitteilung, daß in dem ſ. Z. aufgenommenen Inventar über den Goetheſchen Nachlaß (1842) ſtehe: „1 Aquarell Fräulein von Günderrode als Nonne darſtellend" und zwar nach der Angabe der Goetheſchen Erben. Dieſes aber iſt ein Irrtum und kann nur ein einfacher Schreibfehler ſein, denn wie würden die Goetheſchen Erben dazu gekommen ſein, Herrn Profeſſor Delitzſch in Leipzig auf ſeinen Wunſch jenes Bildnis für ſein Buch Philemon als dasjenige der Fräulein von Klettenberg zu geben, wenn ſie nicht ganz beſtimmt gewußt hätten, daß es jene darſtellt? Ferner teilt mir Herr Hofrat Ruland noch mit, daß das Weimarſche Aquarell auf der Rückſeite die Buchſtaben S. C. V. K. fecit trägt, was wohl auf Suſanna Catharina von Klettenberg deuten dürfte; es ſcheint demnach das Weimarſche Bild ihre eigene Arbeit zu ſein, wodurch ſich das Dilettantenhafte erklären würde, denn die Ausführung ſoll ſehr mangelhaft ſein.

Auch der als Goethe-Forſcher und -Kenner bekannte Profeſſor Dr. Zarncke in Leipzig ſchreibt mir, daß die Aehnlichkeit beider Bilder unverkennbar ſei, doch hatte er des Roſenkranzes wegen, den die Klettenberg auf dem weimariſchen Bilde in Händen hat, als ganz ſpeziell eine katholiſche Nonne darſtellend, etwas Bedenken und riet wegen der Darſtellung des Fräulein von Günderrode eine genaue Vergleichung mit deren Porträt an. Das erſtere Bedenken ſcheint mir jedoch von keinem Belang zu ſein, denn die Klettenberg wollte als Nonne erſcheinen, und da durfte wohl der Roſenkranz nicht fehlen. Dagegen hat die Vergleichung mit dem Porträt der Fräulein von Günderrode ſtattgefunden. In dem von Friedrich Götz herausgegebenen Werke: „Geliebte Schatten, Mannheim 1858", ſowie in den von demſelben herausgegebenen: „Geſammelten Dichtungen der Karoline von Günderrode, Mannheim 1857" befinden ſich genaue und authentiſche Porträts. Dieſe Vergleichung hat eine vollſtändige Unähnlichkeit der beiden Porträts ergeben, womit dieſer Irrtum im Goetheſchen Nachlaß-Inventar gehoben iſt.

Außerdem kann aber mein von Lippold, alſo vor 1768 ge-

maltes Bild die erſt 1780 geborene von Günderrode nicht darſtellen, und ferner hat mir die Familie von Günderrode auf meine Anfrage die Antwort zugehen laſſen, ihr ſei es nicht bekannt daß je ein Mitglied derſelben ſich als Nonne haben malen laſſen, noch daß eines zum Katholizismus übergetreten ſei; daher könne das vorgelegte Bildnis kein Mitglied der Familie darſtellen.

Nach allen obigen Auseinanderſetzungen bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß das in meinem Beſitze befindliche Gemälde von Franz Lippold das Porträt der Fräulein von Klettenberg, Goethes „ſchöner Seele", darſtellt.

3. Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften (N).

In die Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften wurden im Laufe des letzten Vierteljahres als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. Rauſenberger, hier.
„ Dr. Paul Bode, „
„ Dr. Theobald Epſtein, „
„ Regierungsbaumeiſter Wilh. Selle, hier.
„ Dr. Joſeph Berger, hier.
„ Dr. Auguſt Hahn, „
„ Profeſſor Dr. Fittica, Marburg.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Theodor Klauer, Offenbach.
„ Dr. med. Walter-Krauſe, hier.

Dieſe Abteilung hielt im Laufe des verfloſſenen Vierteljahres keine wiſſenſchaftliche Sitzung ab; in der am 29. Dezember 1885 ſtattgefundenen Sitzung wurden nur geſchäftliche Angelegenheiten verhandelt.

4. Abteilung für Neuere Sprachen (NS).

In die Abteilung für Neuere Sprachen wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
Herr Adolf Baumann, hier.
„ Dr. Ludwig Tachau, „
b. ohne Stimmrecht:
Herr Jakob Schiff, „
„ Philipp Aronstein, „
„ Dr. E. Philippson, „

Dieſe Abteilung hielt drei Sitzungen; in der erſten am 29. Oktober brachte Herr Dr. Vetter ſeinen am 24. September begonnenen Vortrag über „die Triſtanſage" zum Abſchluß. In der am 26. November 1885 ſtattgefundenen Sitzung gab Herr Dr. Banner mit der ausgeſprochenen Abſicht, eine Diskuſſion über ſein Thema herbeizuführen, eine Darſtellung der Lehre vom franzöſiſchen Pronomen als Probe einer Grammatik, wie er ſie als Grundlage für den Unterricht des Franzöſiſchen an höheren Schulen eingerichtet zu ſehen wünſcht. — In den einleitenden Worten hob er namentlich folgende Punkte hervor: Den Schülern höherer Lehranſtalten ſoll eine Grammatik in die Hand gegeben werden, welche von der unterſten bis zur oberſten Stufe als einheitlicher Leitfaden im Unterrichte zu dienen geeignet iſt; ein ſolches Lehrbuch werde einen beſtändigen Ueberblick über das ganze Gebiet gewähren, jederzeit das Zurückgreifen auf bereits Gelerntes und das Hinweiſen auf noch zu Lernendes ermöglichen, endlich das Behalten des einmal Aufgenommenen durch die Verwertung der memoria localis unterſtützen; ein ſolches Lehrbuch könne zugleich auch den formalen Bildungswert hervortreten laſſen, den das Franzöſiſche in ſo hohem Grade aufzuweiſen imſtande iſt, insbeſondere aber auch in denjenigen Schulen, in denen die alten Sprachen gelehrt werden, die dem Schüler ſo fühlbare Kluft zwiſchen dem Unterricht in jenen und demjenigen in der franzöſiſchen Sprache wenigſtens einigermaßen ausfüllen. In der Abfaſſung des Lehrbuchs ſoll gedrängte Kürze ohne Beeinträchtigung der Vollſtändigkeit und Klarheit erſtrebt werden; die Kürze kann durch ausſchließliche Berückſichtigung des muſtergiltigen Sprachgebrauchs für die Aufſtellung der Regeln, durch geſchickte Ab- und Zuſammenfaſſung derſelben,

endlich durch die unmittelbare (manche ſonſt unentbehrliche Wiederholung vermeidende) Aufeinanderfolge von Formenlehre und Syntax bei jedem einzelnen Redeteile erzielt werden; die Vollſtändigkeit wird nicht mangeln, wenn etwa am Schluſſe eines jeden Kapitels kurzweg in Beiſpielen alle jene Einzelerſcheinungen aufgeführt werden, welche als nicht regelbildend bei Aufſtellung der Sprachgeſetze unbeachtet geblieben ſind; die Klarheit der Regeln endlich mag durch vorangeſchickte prägnante Beiſpiele gefördert werden, die ja doch auch der ausführlichſten Regel zuhilfe kommen müſſen. Das Verhalten gegenüber herrſchenden wiſſenſchaftlichen oder pädagogiſchen Methoden ſoll in der Art geregelt werden, daß die Darſtellung weder eine derſelben ausſchließt noch auch andrerſeits beſtimmend einwirken läßt; ſo wird die Grammatik dem Schüler den geſamten Lernſtoff geben, dem Lehrer aber nur ein Leitfaden ſein für jede Art des Unterrichts, gleichviel ob und in welchem Umfange derſelbe etwa lautphyſiologiſchen oder ſprachhiſtoriſchen oder ſynonymiſchen Erörterungen Raum geben will. — Im Einzelnen führte ſodann der Vortragende noch weſentlich Folgendes an: die Reihenfolge der Regeln ſei derartig gewählt, daß dieſelbe ſich leicht behalten und wiedergeben laſſen; der Inhalt jedes Paragraphen ſei zum Zweck der Orientierung und Ueberſicht am Rande kurz angedeutet; die Beiſpiele ſeien mit ihrer Bedeutung ſo aufgeführt, daß ſie zum Selbſtabfragen dienen können; in den Beiſpielen ſei nach Möglichkeit der notwendigſte Wortvorrat und zwar, bei der vorherrſchend praktiſchen Tendenz des neuſprachlichen Unterrichts, vorwiegend derjenige der Umgangsſprache verwendet. — Hierauf erörterte der Vortragende noch, inwieweit vorhandene Grammatiken in dieſem Sinne gearbeitet ſeien, und ſchließt daran die Vorleſung eines Kapitels des von ihm ausgearbeiteten Abſchnittes über das franzöſiſche Pronomen. — Dem Vortrage folgte eine längere Debatte, in welcher erörtert wurde, ob man zugunſten der Uebereinſtimmung mit dem Deutſchen, Lateiniſchen, Engliſchen und anderen an höheren Schulen betriebenen Sprachen auch im Franzöſiſchen von einem Genetiv und Dativ ſtatt von einem mit de und einem mit à gebildeten régime indirect reden

dürfe, und im Zuſammenhang damit, ob man die Pronominal-Adverbien en und y als Kaſus des neutralen Perſonal-Pronomens il bezeichnen dürfe, ferner ob man die Benennung betontes oder verbundenes reſp. unbetontes oder unverbundenes Perſonal-Pronomen wählen ſolle, und im Anſchluß daran, ob man die Anwendung des zuletzt genannten Pronomens dahin fixieren dürfe, daß daſſelbe der Regel nach überall dort gebraucht werde, wo das perſönliche Pronomen ſich nicht an das Verbum lehnen kann. Dieſe und andere einſchlägige Fragen wurden äußerſt lebhaft diskutiert, aber nicht zum Austrag gebracht, wie das in all den Fällen zu geſchehen pflegt, wo Theorie und Praxis einander ſchroff entgegentreten.

In der Sitzung am 3. Dezember kamen nur geſchäftliche Angelegenheiten zur Sprache.

5. Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften (Sch W).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
   Herr Dr. Fritz Rehorn, hier.
   „ Philipp Aronſtein, „
b. ohne Stimmrecht:
   Herr Dr. phil. L. Neuſtadt, hier.
   „ Oberlehrer Dr. Th. Schlegel, hier.

Die Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften hielt in dem verfloſſenen Vierteljahre regelmäßig monatlich eine Sitzung im Goethehauſe.

Am 10. Oktober referierte Herr Dr. Böcker über die Dichtungen des Grafen Fr. Ad. von Schack. Referent erzählte in knapper Zuſammenfaſſung, bei einigen Hauptwerken auch in ausführlicherer Darſtellung, den Inhalt der Dichtungen, hob den tiefen Eindruck, den er überall durch die Lektüre erhalten, ſowie die großen unverkennbaren Vorzüge hervor, die den Dichter weit über die Mehrzahl der zeitgenöſſiſchen Autoren ſetze und betonte deſſen wohlberechtigten Anſpruch darauf, in den weiteſten Kreiſen des deutſchen Volkes nicht nur, wie es

bisher geſchehen, als Gelehrter, Überſetzer und Kunſtmäzen, ſondern auch als Meiſter der Dichtkunſt vollſte Anerkennung zu finden. Die Abteilung nahm die Ausführungen des Referenten mit ungeteiltem Intereſſe entgegen und drückte den Wunſch aus, daß der Vortragende Gelegenheit erhalten möge, auch in einer der öffentlichen Sitzungen des Hochſtiftes die Werke des Grafen von Schack zu beſprechen. —

Am 14. November ſprach Herr Direktor Dr. Rehorn über das Buch des Jeſuitenpaters Alex. Baumgartner: „Goethe. Sein Leben und ſeine Werke. Band 1: Jugend, Lehr- und Wanderjahre.“ Er hob unter Mitteilung mehrerer, beſonders charakteriſtiſcher Stellen die Tendenz des Verfaſſers hervor, das Lebensbild des gefeiertſten Dichters unſerer Nation zu entwürdigen und wies namentlich auch auf den Zuſammenhang des vorliegenden Werkes mit einer großen Reihe anderer Schriften hin, die, von Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu verfaßt, mit fanatiſchem Eifer die eine Abſicht verfolgen, das katholiſche Deutſchland von der Einwirkung der modernen Bildungsſchätze, wie ſie namentlich in unſerer klaſſiſchen Literatur gegeben ſind, loszureißen und ihm alle dieſe Erzeugniſſe des modernen Geiſteslebens als proteſtantiſch-ketzeriſch und unmoraliſch zu verdächtigen.

In der Sitzung vom 9. Dezember wurden zunächſt die eingelaufenen literariſchen Zuſendungen an die Mitglieder zur näheren Kenntnisnahme, beziehungsweiſe zur Berichterſtattung verteilt, und es ward hierbei der Wunſch geäußert, daß ſeitens der Verleger mehr noch als bisher das Hochſtift mit Zuſendung namhafter neuer Erſcheinungen bedacht werden möge, da die Abteilungen als ſolche eine ihrer wichtigſten Thätigkeiten darin erblicken müſſen, nicht nur von ſolchen Erſcheinungen Kenntnis zu nehmen, ſondern auch eine beurteilende Beſprechung derſelben zu veranlaſſen. Darauf berichtete Herr Dr. Böcker über eine neueſte lyriſch-epiſche Dichtung aus dem Verlage von Liebeskind in Leipzig: „Werner von Kuonefalk“ von Max Marterſteig. Nachdem er den Inhalt der Dichtung erzählt und die mannigfachen Vorzüge derſelben hervorgehoben, trug er eine längere Stelle aus der Dichtung

ſelbſt vor, und die Abteilung verfehlte nicht ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß ihr auf dieſe Weiſe die Bekanntſchaft mit einem neuen, zu ſchönen Hoffnungen berechtigenden Dichtertalente vermittelt worden ſei.

Endlich legte Herr Dr. Pallmann noch der Abteilung eine alte ſogenannte Kurfürſtenbibel vom Jahre 1703 vor, welche im Jahre 1875 dem Hochſtifte von Frau Karoline Eiſenhard geb. Grünewald geſchenkt ward und bisher wegen ihrer ſchlechten Erhaltung keine Beachtung gefunden zu haben ſcheint. Dieſelbe ſtammt aus dem Beſitze des Zinngießermeiſters Hermann Jakob Goethe und enthält von deſſen Hand mancherlei Eintragungen über Ereigniſſe in der Familie Goethe.

Herr Dr. Pallmann verwies dabei auf den vor Kurzem erſchienenen Aufſatz: „Zur Genealogie der Familie Goethe“ von Dr. L. Holthof in den Mitteilungen des Vereins für Geſchichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. (Bd. VII, Heft 6, S. 227 u. ff.) und gab zu den einzelnen Familiennachrichten einige Erläuterungen und Ergänzungen, welche er aus den Büchern der hieſigen Standesbuchführung geſchöpft hatte. Wenn die Eintragungen auch nicht von hervorragender Bedeutung ſind, ſo mögen ſie doch als ein kleiner Beitrag zur Kulturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts hier ihren Platz finden.

„Anno 1748 den 19. Auguſti*) Dingſtag Nachmittag umb 1 uhr, Iſt Mein Bruder Johan Caspar Göthe als Keiſerlicher Hoffrath, mit deß Herrn Stattſchultheiſen von (sic!) Textor Fräulein Jungfer Tochter in des Herrn Hoff-Rath von Lohnen (sic!) garten, vor dem St gallen Tohr, unten an der wind Mühlen gelegen, durch Herrn Pfahrer Freſenius, in dem ſchönen garten Hauß, getrauet und Copulieret worden, und iſt mit einem Conſert, eine abend Mahlzeit gehalten worden, worzu der aller Höchſte Gott Ihnen ſeinen Gnaden reichen Seegen hier zeitlich und dort Ewig verleihen wolle. Dobey

*) Der 19. Auguſt war ein Montag, die Trauung aber war am Dienſtag, wie das „Copulationsbuch“ ausweiſt und wie Herr Dr. Ludwig Holthof in dem erwähnten Aufſatz S. 232 richtig angiebt.

Herr Pfahrer Freſenius vor der Copulation eine ſchöne und wohl außgearbeite zirliche orration (sic!) gethan hat und wohl auf den Zuſtand gerichtet war.

Anno 1722 den 18. May bin Ich alhier in ffurth Meiſter geworden, und den 19. May*) bin Ich burger geworden. . . . . .**) 28. May Dingſtag Nachmittag umb ½ drey uhr habe Ich mich verſprochen mit Jungfer Anna Eliſabetha Hoppein, Ihr Vatter war Herr Johan Dietrich Hoppe Burger, und Schneider Meiſter, Wohnhafft auf der friedburgergaß gegen der Conſtabler wacht über Neben . . . . . .***) Wein Wirth, und dem ſchmidt.

. . . . . †) Juny mitwogen haben wir Hochzeit gehalten, und hat uns Herr Pfahrer Schild in der barfüßer Kirchen Copulieret Vormittag und Nachmittag Iſt die Mahlzeit bey Meinem Vatter Friedrich Göthe Gaſthalter Im Weidenhoff Nachmittag umb 4 gehalten worden, gantz ſtill und ohne Muſiccanten und hat gedaueret biß abends umb 10 uhr do wir alle ſchon zu hauße waren. Der geladenen gäſte wahren 40 Perſohnen die da Komen ſind, den andern tag ſind wir alleſämlich wieder in einem grünen ††) ſchiff den Mayn hinunter auf den goldſtein gefahren, da wir das überbliebene mit Gutem frieden verzehret, und Muſiccanten aldorten gehobt (!) und gedanzet, Worzu noch von Meinen ledigen Cammeradten bey 6 Kutſchen voll baar Weiß ohn gebeten gefahren Komen, und inns folgend luſtig Machen helffen, Abend ſind Wir alle Mit ein ander in Kutſchen wieder hinder ein ander herein und Nacher Hauß ein jeder gefohren, ſo hatte das hochzeit feſtin ein end.

Den 17. Auguſtij Sind Wir in die ſchnurgaß Neben die geiſtgaß (sic!) in deß Herrn Schilde Goldarbeiters behauſung gezogen,

---

*) Nach dem Bürgerbuch XI, 435 verso ſchwor er am 29. Mai 1722 den Bürgereid.

**) Die im Original abgeriſſene Jahreszahl iſt mit 1722 zu ergänzen.

***) Fehlt im Original.

†) 1722 am 30.

††) Bezieht ſich wol auf den Schmuck des Schiffes mit Laub.

und haben das halbe hauß vom unterſten Stockwerck an inen gehabt, und alJährlichen 150 fl darvor hauß Zinß geben, und ſolches bewohnet biß 1730 den 1. May da ſind wir darneben, in unſer gekaufftes Hauß gezogen.

1724 den 22. octobris Sambſtag*) abend um ½ neun uhr hat uns der liebe Gott das Erſte mahl geſegnet, mit einer Jungen Tochter, welche Dingſtags drauf als den 24. octobris zur hl. Tauff gebracht, und in der barfüßer Kirch getauffet worden, Ihr Frau Göth**) Iſt geweßen Frau Anna Eliſabetha Hoppein als Frau ſchwieger Mutter.

1726 den 6. July Sambſtag Vormittag umb ½ Eilff uhr hat uns der liebe Gott aber Mahl geſegnet mit einer Jungen Tochter, welche den andern Tag als Sontags den 7. July in der barfüßer Kirch Nachmittag zur hl. Tauff gebracht und Cornelia den Nahmen bekomen, Ihr Frau Göth war Meine ſtieff Mutter Cornellia göthin gaſtwirthin im Weidenhoff eine gebohrne ſchneiders Tochter von Ihrem Vatter Herrn Walter ſchneider Meiſter alhier."

Darunter ſteht von anderer Hand geſchrieben:

„Anno 1761 den 22. Mertz in der Heilligen oſtern Sambſtag Nacht, früh umb . . . . .***) gegen den Sontag iſt ſie verſchieden und iſt alt 33½ Jahr." †)

---

*) An Stelle des urſprünglich dageſtandenen Sonntag, welcher durchſtrichen iſt, wurde Samſtag geſetzt, dadurch iſt aber eine Unrichtigkeit hergeſtellt worden, denn der 22. Oktober 1722 war ein Sonntag.

**) Frankfurter Provinzialismus für Patin.

***) Nicht mehr lesbar.

†) Dieſe Mitteilung kann ſich nicht auf die 1726 geborene Cornelia, ſondern nur auf ihre Schweſter Sophie Margaretha (geb. 1731) beziehen, welche laut Totenbuch des Jahres 1761 am 24. März 1761 beerdigt wurde. Die Geburt dieſes Kindes Sophie Margaretha iſt in der Bibel nicht mehr vermerkt. Vergl. Dr. H. Grotefend in den Mitteilungen des Frankfurter Altertumsvereins VI, S. 237, wo der Begräbnistag richtig angegeben iſt, während Dr. Holthof an der oben erwähnten Stelle (S. 232) angiebt, Dr. Grotefend habe die Todestage der beiden Gatten verwechſelt. (Vergl. auch Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M. VII, S. 130.) Cornelia ſtarb als Witwe des Weinhändlers Scherer im Jahre 1799 (begr. 16. Mai).

„Anno 1728 den 15. 7bris hat uns der liebe Gott aber mahl geſegnet mit einem Jungen Sohn, mitwochs vormittag um ½ zwo, und iſt den 16. 7bris Donnerſtag Nachmittag in der barfüßer Kirch zur hl. Tauff gebracht worden und hat den Nahmen Johan Friedrich bekomen, ſein Herr Petter*) war mein Rechter leiblicher Vatter Gaſtwirth im Weidenhoff, und eben am heutigen Tag war mein Vatter 71 Jahr alt worden**), dieſer mein Sohn Johan Friedrich aber hat ſein zeitliches leben nicht höher gebracht als 5 Jahr, weilen er 1733 den 5. octobris Morgens umb 9 uhr im Herrn Seelig entſchlaffen, und ſein gehabte Krankheit die ohrſchlechten 8 Tage währten.

Anno 1730 den 10. Februarij Freitag abend um ½ zehen uhr Iſt mein leiblicher Vatter Johan Friedrich***) Göthe burger und Gaſtwirth zum Weidenhoff alhier in Ffurth In dem Herrn Seelig Entſchlaffen und ſein zeitliches leben gebracht auf 72 Jahr 5 Monath . . . . . .“

Auf der Rückſeite des Titels der Bibel ſteht von der Hand des Hermann Jakob Goethe ferner geſchrieben:

„1749 den 27. 8bris Montags Abend Iſt der Herr Nachbar ſtreng an der Borngaß Johan Tohmas†) daß Erſte mahl zu mir ins hauß kommen und hat umb meine Tochter Cornelia gleich angehalten. Iſt Ihm auch gleich willfahret worden, und den 30. 8bris Donerſtag drauf hat er abends unter 18 guten freunden das Ja wort geholt, und den 2. 9bris Sontags drauf iſt er mit Ihr aufgebothen worden, und 14 Tage hernach den 17. 9bris Iſt die Hochzeit geholten worden. und montags früh in der barfüßer Kirch, vorhero gantz allein

---

*) Wenn dies richtig, kann er nicht am 7. September 1657 getauft ſein, wie allgemein angegeben wird, es dürfte deshalb wol 17. Sept. heißen.

**) Wie oben „Göth“ ſtatt Patin, „Petter“ ſtatt Pate.

***) Nach der obenſtehenden Notiz, daß er am 16. September 1728 71 Jahre alt war, müßten hier 24 Tage ergänzt werden.

†) Der Vorname war bekanntlich Friedrich Georg, nicht Johann Friedrich.

††) Nach dem Kopulationsbuch des Jahres 1749 iſt ſein Vorname Ulrich Thomas geweſen; Dr. Holthof nennt ihn Ullrich Theodor Streng.

durch Herrn Pfahrer Schmidt Copuliret, und nachmittag umb 2 uhr die Hochzeit im König von Engeland nur einen abend unter einer taffel muſie vom gantzen Cor, von 12 Muſicanten, wo bey biß früh 4 uhr gedanzt, geholten worden. Gott verleihe Ihnen ſeinen Seegen"

Als Ergänzung zu der mehrfach angeführten Goethe-Genealogie von Dr. L. Holthof ſei nach den Büchern der hieſigen Standesbuchführung noch erwähnt, daß Johann Chriſtian Goethe aus Friedberg am 31. Mai 1724 mit Anna Chriſtina Tochter des Bierbrauers und Benders Johann Thomas (nicht Nikolaus, wie Dr. Holthof angiebt) Wiederhold von Friedberg getraut wurde.

Sein Sohn Johann Andreas, Großuhrmacher zu Frankfurt, von welchem die Standuhr auf dem Vorplatze des erſten Stockwerks im Goethehauſe gefertigt iſt, wurde am 25. Mai 1762 mit Maria Sophia, Tochter des verſtorbenen hieſigen Bürgers und Spezereihändlers Karl Ludwig Otto getraut. Nachdem ihm ſeine Frau im Dezember (begr. 29. Dez.) 1767 geſtorben war, ging er eine zweite Ehe am 11. April 1768 mit Anna Barbara Schupp, Tochter des Johann Heinrich Schupp, Bürgers und Schuhmachermeiſters zu Friedberg, ein. Er ſtarb im Jahre 1788 (begr. 13. Dez.); Nachkommen hinterließ er keine; aus jeder ſeiner Ehen hatte er je zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, aber keines der Kinder überlebte ihn.

6. Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Oberlehrer Auguſt Schlimbach, hier.
" Dr. jur. Wilhelm Leſer, hier.
" Heinrich Friedmann, "
" Dr. jur. Jakob Rießer, "
" Dr. med. Walther-Krauſe, hier.
" Samuel Uhlfelder "

b. ohne Stimmrecht:

Herr Dr. phil. L. Neustadt, hier.
„ Theodor Klauer, Offenbach.

Die Abteilung ist seit dem Erscheinen des vorigen Berichtes bis gegen Ende des Monats Dezember 1885 zu vier wissenschaftlichen Sitzungen zusammengetreten; an einem der sonst ihrer Thätigkeit gewidmeten Abende fand das wohlgelungene Stiftungsfest des Volkswirtschaftlichen Vereins, dessen Mitglieder zumeist auch der Abteilung SzW angehören, statt.

In der Sitzung am 26. Oktober gab Herr Stadtrat Dr. K. Flesch ein ausführliches Referat von den Beratungen des Armenpflegertages in Bremen; von dem reichhaltigen Programme der betreffenden Verhandlungen teilte er namentlich das die Fürsorge für verwahrloste Kinder Betreffende mit; auch über die Armenstatistik in größeren Städten, Arbeiterkolonien, Armenhäuser, Einrichtung von Arbeitsnachweis für Beschäftigungslose, Teilnahme der Frauen an den praktischen Aufgaben der Armenpflege wurden interessante Mitteilungen gemacht. Sodann referierte noch Herr K. Hecht über die der Abteilung zugekommene Brochüre des Herrn Dr. Hecht: „Über die Geschäftssteuer auf Grundlage des Schlußnotenzwanges."

In der Sitzung am 9. November sprach Herr J. Epstein über „die Konkurrenz der Gefängnißarbeit mit der freien Industrie". Nachdem der Redner, namentlich an der Hand des hierfür Epoche machenden Werkes von J. Howard: The state of the Prisons in England and Wales, II. Ed. 1753, einige historische Bemerkungen über die allmähliche Entwickelung der Gefängnisarbeit in den Kulturstaaten und die in neuerer Zeit sich dagegen erhebenden Klagen seitens der freien Industrie gegeben hatte, zeigte er zunächst die Notwendigkeit einer nützlichen Beschäftigung der Sträflinge in moralischer, disziplinarischer und administrativer Beziehung. Eine Konkurrenz mit einigen Zweigen der freien Industrie sei dabei unvermeidlich, werde aber einerseits von den Vertretern der letzteren sowohl der Quantität als der Qualität nach bei weitem überschätzt und

müſſe andrerſeits dem höheren allgemeinen Intereſſe gegenüber geduldet werden.

In der Sitzung am 23. November gab Herr L. Opificius als Gaſt ein eingehendes Referat über „Unterſuchungen über die ſozialen Zuſtände in den Fabrikbezirken des Nordöſtlichen Böhmen von Dr. J. Singer, Leipzig 1885.“

In der Sitzung am 7. Dezember wurde an Stelle des aus der Abteilung ausgeſchiedenen Herrn Rektor Chun Herr Dr. E. Philippſon zum ſtellvertretenden Vorſitzenden gewählt. Sodann hielt Herr Syndikus Puls einen Vortrag über „Frachttarife mit beſonderer Berückſichtigung der Frankfurter Verhältniſſe.“

III. Bericht über die Hauptverſammlung.

(22. November 1885).

Die am 22. November 1885 ſtattgefundene ordentliche Hauptverſammlung lieferte den erfreulichen Beweis, daß die Neugeſtaltung des Hochſtiftes und die daraus ſich entwickelnde Thätigkeit desſelben bei den Mitgliedern allgemeine Zuſtimmung gefunden und ſomit feſten Boden gewonnen hat. Der Haushaltungsplan nach dem Vorſchlage des VA, welcher den Mitgliedern 14 Tage vor der Hauptverſammlung zugeſandt worden war, wurde ohne weitere Debatte genehmigt, ebenſo fanden der Bericht der AGA, der Rechenſchaftsbericht des PA und der Bericht der Reviſoren Gutheißung der Verſammlung.

Ueber das innere Leben in der Verwaltung gab ein Bericht des VA Aufſchluß. Nach demſelben wurden in dem abgelaufenen Verwaltungsjahre 1884/85 ſieben Sitzungen des VA abgehalten; ferner fanden zwei außerordentliche Hauptverſammlungen, am 16. November 1884 und am 28. Juni 1885 ſtatt. Eine am 16. Februar 1885 abgehaltene gemeinſame Sitzung des VA und PA hatte die ſtil- und zeitgerechte Erhaltung und Ausſtattung des Goethehauſes zum Zweck. Man wählte hierzu eine Kommiſſion, beſtehend aus den Herren:

Maler Hermann Junker als Vorſitzendem,
Maler Donner- von Richter,
Kunſthändler Ferdinand Günther,
Profeſſor Oskar Sommer,
Paul Schnetter als Vorſitzendem des PA; kooptiert wurde Herr Konſervator Otto Cornill.

Über ihre Thätigkeit berichtete die Kommiſſion im allgemeinen Folgendes. Es wurde die Aufnahme eines ausführlichen Situationsplanes beſchloſſen, zu deſſen Ausarbeitung Herr Profeſſor Sommer ſich freundlichſt erbot. Eine am 8. März ſtattgehabte gründliche Beſichtigung des Hauſes ergab die Notwendigkeit, die weſtliche Faſſade neu anzuſtreichen und im Hofe kleinere Herſtellungsarbeiten vorzunehmen. Ferner wurde das im erſten Stocke befindliche Leſezimmer in den Parterreſtock verlegt und die drei Zimmer im erſten Stockwerke einer gründlichen Wieder-

herſtellung unterzogen. Dabei wurden die Decken und Ofennischen mit zeit- und ſtilgemäßen Stuckverzierungen, nach den Muſtern anderer Zimmer des Hauſes, verſehen. Für die notwendige Beleuchtung behielt man die Gasleitung bei, doch wurden ſämtliche eiſerne Rohre in den Verputz gelegt, ſo daß ein dem Stile der Zeit angepaßter Gaslüſter und eben ſolche Wandleuchter mit Kerzenimitationen den Schein einer Kerzenbeleuchtung erwecken könnten. Die Wände wurden mit Papiertapeten nach Muſtern des vorigen Jahrhunderts bekleidet. Die Thüren- und Holzverkleidungen wurden von der dicken Farben- und Lackſchicht befreit und in ihrer urſprünglichen Geſtalt d. h. in Naturholz mit Firnisüberzug hergeſtellt. Gleichzeitig mit dieſen größeren Arbeiten wurden verſchiedene kleinere vorgenommen, ſo Renovierung ſämtlicher Schloſſer- und Schreinerarbeiten, ſoweit Fenſter- und Thürverſchlüſſe (namentlich in benutzten Räumen) in Betracht kamen.

Mit dankenswerter Bereitwilligkeit ſtellte der Vorſtand des Hiſtoriſchen Muſeums dahier drei eiſerne Originalöfen, welche aus dem d'Orville'ſchen Hauſe ſtammen, zur Verfügung, ſo daß die alten Heizeinrichtungen wieder hergeſtellt werden konnten.

An Erwerbungen für das Hausinventar iſt der Ankauf eines aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtammenden Schrankes zu erwähnen, der in ſeinem Charakter ſehr wohl zu der Geſamtſtimmung des Hauſes paßt und praktiſch zur Aufbewahrung eines Teiles der Kunſtſammlungen verwertet wird.

Das Tagebuch des Verwaltungsſchreibers weiſt während des ganzen Verwaltungsjahres 563 Eingänge auf, denen 195 Ausgänge gegenüber ſtehen.

Über Bewegung der Mitgliedſchaft iſt zu erwähnen, daß 75 neue Mitglieder aufgenommen wurden und zwar 60 hieſige und 15 auswärtige. Ihren Austritt aus der Genoſſenſchaft haben 8 hieſige und 31 auswärtige, im ganzen alſo 39 Mitglieder erklärt. Nach eingegangenen Meldungen und Mitteilungen in Zeitungen haben wir den Verluſt von 32 Mitgliedern, 9 hieſigen und 23 auswärtigen, durch den Tod zu beklagen.

Aus dem VA hatten durch das Loos auszuscheiden und sind vor Ablauf eines Jahres nicht wieder wählbar, die Herren:

Professor Dr. Roquette,
Justizrat Dr. Euler,
Dr. Hammeran,
Justizrat Dr. Berg,
Dr. Jordan,
Dr. Wilbrand.

Da außerdem Herr Dr. Hirsch wegen Krankheit aus dem VA geschieden und Herr Dr. Braunfels gestorben war, so war eine Neuwahl von acht Mitgliedern des VA nötig. Dieselbe ergab folgendes Resultat: von 73 als giltig abgegebenen Stimmen fielen auf die Herren: Dr. Valentin 62, Dr. jur. Rieſſer 55, Dr. Oelsner 55, Dr. Quidde 51, Privatier Gering 43, Rektor Lang 43, Privatier Knecht 40, Professor Oskar Sommer 38.

Als Ersatzmänner des VA wurden gewählt die Herren: Ferdinand Günther mit 55, Lehrer Otto Bantz mit 48, Direktor Hektor Rößler mit 45, Maler Eymer mit 44, Rechtsanwalt Dr. Ludwig Hecht mit 39, Lehrer Schmeck mit 38 Stimmen.

Als Mitglieder des PA wurden wieder gewählt die Herren Paul Schnetter und Moritz Cahn, Stellvertreter wurden die Herren Elias Ullmann, Paul Müller-Stern, Th. Kotzenberg.

Am Schlusse der Versammlung forderte Herr Hofrat Professor Dr. G. Schaefer aus Darmstadt die Anwesenden auf, zu Ehren des aus dem Amte scheidenden Vorsitzenden des VA, des Herrn Justizrats Dr. Berg, sich von den Sitzen zu erheben und ein dreifaches Hoch auszubringen.

Soll IV. Gewinn- und Verlust-Conto

HB. fol.					Mk.	Pf	Mk.	Pf.
	An	**Lesezimmer-Conto**						
49		Herrichtung		663. 30				
		Jahresbedarf		934 05	1597	35		
112	„	**Bibliothek-Conto**						
		Buchbinderarbeiten			82	—		
125	„	**Vorlesungen und Lehrgänge**						
		Verausgabt incl. Saalmiete		2160. —				
		Erlös für Eintrittskarten		102. —	2058	—		
128	„	**Conto für besondere Festlichkeiten**						
		verausgabt			181	95		
131	„	**Conto für Monatssitzungen**						
		desgl.			1370	—		
140	„	**Conto für Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen**						
		a) Kosten der Führich-Ausstellung		1040. 02				
		Erlös an Karten und Katalogen	523. —	517. 02				
		b) Diversa		950. —	1467	02		
146	„	**Drucklegung ꝛc. der Berichte**			868	05		
39	„	**Conto des Goetheschatzes**			1250	45	8874	82
150	„	„ **der Präsenzgelder**			230	—		
136	„	„ **des Bureaubedarfs**		403. 18				
60	„	„ **der Schreibmaterialien**		288. 85	692	03		
66	„	„ **der Mobilien** (Neuanschaffungen)			285	97		
62	„	„ **der Inserate**			789	55		
67	„	„ **der Porti**			407	30		
58	„	„ **der Prozeßkosten**			500		2904	85
75	„	„ **diverse Ausgaben**					1137	77
82	„	„ **Feuerung und Beleuchtung**			420	91		
		Ab vom Tiefbauamt auf Reklamation erstattetes Wassergeld			55	92	364	99
92	„	„ **für Gehalte und Gratifikationen**					7528	20
132	„	„ **für Pensionen: Dr. Volger**			3000	—		
8		**L. Altvater**			1200	—	4200	—
144	„	„ **Reparaturen, äußere und innere Herstellung des Hauses**					2299	58
154	„	„ **für Beiträge zu Denkmälern**					600	—
26	„	„ **der Feuerversicherung**					24	10
28	„	**Zinsen-Conto d. Passiv-Capital**					761	14
56	„	**Bauer-Hoffmann-Beistiftung**					40	—
62	„	**Capital-Conto** (Reserve) (Überschuß aus 1884/85).					6340	28
							35075	73

per 30. September 1885. **Haben**

HB. fol.		Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
10	Per **Conto für rückständige Beiträge**				
	Eingegangen	78	—		
11	„ **Conto für laufende Beiträge**				
	Eingegangen	4573	55	4651	55
28	„ **Conto für Eintrittsgelder**				
	Eingegangen			195	—
32	„ **Conto für Besuchsgelder**				
	Eingegangen			6683	20
41	„ **Conto für Photographien**				
	Eingegangen			120	07
51	„ **Conto für den Rosenthalschen Verlag**				
	Eingegangen			30	—
64	„ **Eigene Effecten-Conto**				
	Gewinn an verkauften Werten			205	72
43	„ **Effecten-Conto des Müllerschen Legats**				
	Gewinn an verkauften Werten			1610	85
61	„ **Zinsen-Conto**				
	(incl. laufende Zinsen bis heute)			20854	81
62	„ **Gewinn aus dem Vorjahre**	4826	20		
	Abzüglich daraus bezahlter Honorare für Leistungen aus Vorjahren	4101	67	724	53
				35075	73

Activa **V. Bilanz-Conto per**

		Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
	A. Unbewerthbares Vermögen.				
1	**Mobilien-Conto**	1805	97		
2	**Einrichtungs-Conto**	1840	—		
3	**Bücherei-** „	10509	—		
4	**Bilder-** „	28468	—		
5	**Kunstblätter-** „	2947	—		
6	**Handschriften-** „	1410	—		
7	**Plastische Werke-Conto**	6700	—		
8	**Erinnerungsgegenstände-Conto**	10455	—		
9	**Altertümer-Conto**	1008	—		
10	**Sammlungen-** „	1051	—		
11	**Münzensammlungs-Conto**	335	55		
12	**Verlagswerke-** „	—	—		
13	**Betriebsmaterial** „	135	82		
14	**Feuerversicherungs-** „	421	78		
				67087	12
HB. fol.	**B.**				
1	An **Immobilien** (Goethehaus)			121666	—
57	„ **Hypotheken-Conto (Müllersches Legat)** . .			500000	—
58	„ „ Eigene			14	28
64	„ **Effecten-Conto**				
	2600 M. Pr. Konsols . . . 2689. 36				
	3 Hypoth. Kredit Prior. . . 300. —				
	4 Augsburger 7 fl. Loose . . 48. —				
	5 Mailänder 10 Fr. Loose . . 40. —	3077	36	3077	36
61	„ **Zinsen**				
	laufende Hypothekzinsen bis heute	5692	09		
	„ Effectenzinsen „ „	29	—	5721	09
52	„ **Debitoren**				
	Guthaben bei der Frankfurter Bank . . .			3500	75
53	„ **Cassa-Conto**			451	65
				633931	13

30. September 1885. **Passiva**

			Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
	Per	**Conto des unbewertbaren Vermögens** . .			67087	12
					67087	12
HB. fol.						
57	„	**Emanuel Müllersches Legat**			500000	—
58	„	**Hypotheken-Conto, Eigene**			14	28
56	„	**Bauer-Hoffmann-Beistiftung**			1000	—
21	„	**Möbel-Aktien-Conto**			788	54
9	„	**Conto L. Altvater lfde. Rente**			230	—
11	„	**Vortrag von Mitglieder-Beiträgen** pro 1885/86			26	—
40	„	**Capital-Conto**			125532	03
62	„	**Capital-Reserve-Conto** (Überschuß aus 1884/85)			6340	28
					633931	13

Frankfurt a. M., den 30. September 1885.

Das Pflegamt des Freien Deutschen Hochstifts.

Paul Schnetter,
Vorsitzender.

J. Craz,
Kassierer.

VI. Geſchäftlicher Verkehr. Perſonalien.

In den Monaten Oktober bis Dezember 1885, dem erſten Vierteljahre des Verwaltungsjahres 1885/86, wurden ſechs Sitzungen des Verwaltungs-Ausſchuſſes abgehalten, nämlich am 5. Oktober, 20. Oktober, 28. Oktober, 17. November, 26. November, 15. Dezember. In der konſtituierenden Sitzung am 26. November wurde zum Vorſitzenden gewählt: Herr Dr. jur. Otto Speyer, zum Stellvertreter deſſelben Herr Dr. jur. Jakob Rießer.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß trat eben ſo oft zuſammen: am 8. Oktober, 13. Oktober, 17. Oktober, 20. Oktober, 13. November, 11. Dezember.

Die ordentliche Hauptverſammlung fand, wie oben ſchon erwähnt, am 22. November ſtatt.

Nach Konſtituierung des Verwaltungs-Ausſchuſſes wurde auch die Kommiſſion für ſtil- und zeitgerechte Herſtellung und Einrichtung des Goethehauſes neu gebildet; ſie hielt am 23. Dezember ihre erſte Sitzung ab.

Von den einzelnen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geſchichte: 16. Oktober, 1. Dezember, 11. Dezember.

Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft: 14. Oktober, 2. Dezember, 16. Dezember (Sämtliche Sitzungen waren öffentliche.)

Naturwiſſenſchaften: 29. Dezember.

Neuere Sprachen: 29. Oktober, 26. November, 3. Dez.

Schöne Wiſſenſchaften: 10. Oktober, 14. November, 9. Dezember.

Soziale Wiſſenſchaften: 26. Oktober, 9. November, 23. November, 7. Dezember.

Monatsſitzungen mit Vorträgen fanden drei ſtatt: am 25. Oktober, 8. November und 20. Dezember.

Das Tagebuch des Verwaltungsſchreibers weiſt vom 1. Oktober bis 31. Dezember 498 Eingänge auf, denen 611 Ausgänge gegenüberſtehen.

In derſelben Zeit wurden 134 neue Mitglieder aufgenommen, 16 erklärten ihren Austritt und 8 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Fräulein Helene Adler, Privatiere, hier.
2. Herr Philipp Aronstein, Kandidat des höheren Schulamts, hier (SchW., NS.).
3. Fräulein C. Auger, Lehrerin, hier.
4. Herr Dr. Chr. Baier, Gymnasial-Oberlehrer, hier.
5. „ Dr. Berthold Baer, Rechtsanwalt, hier.
6. Fräulein Adelheid Becker, hier.
7. Herr Adolf Beer, Kaufmann, hier.
8. „ Carl Blecken, Direktor, hier.
9. Fräulein Rosalie Blum, Institutsvorsteherin, hier.
10. Herr Dr. Paul Bode, Realgymnasiallehrer, hier (N).
11. „ Ferdinand Bodesheim, Kaufmann, hier.
12. „ Wilhelm Böhmer, Landgerichts-Präsident a. D., hier.
13. „ Gustav Boesche, Gymnasiallehrer, hier.
14. „ Wunibald Braun, Kaufmann, hier.
15. „ Ph. G. Emil Buch, Kaufmann, hier.
16. „ Wilhelm Buecking, Kaufmann, hier.
17. „ Dr. jur. Julius Burghold, Referendar, hier.
18. „ Sebastian Cahn, Kaufmann, hier.
19. „ Heinr. Cahn-Blumenthal, Kaufmann, hier.
20. „ Leopold Dann, Kaufmann, hier.
21. „ Adolf Detloff, Buchhändler, „
22. „ Julius Deutz, hier.
23. „ Martin Deutz, „
24. „ Carl Drehwald, Kaufmann, hier.
25. „ Anton Eberhardt, Musiker, „
26. „ Franz Eberhardt, Direktor, „
27. „ Robert Eckhard, Kaufmann, „ (K).
28. „ Dr. med. Ludwig Edinger, prakt. Arzt, hier (G).
29. „ Dr. phil. Theobald Epstein, Lehrer, hier (N).
30. „ Carl Fabel, Kaufmann, hier.
31. „ Wilhelm Fechner, Landgerichtsrat, hier.
32. „ G. H. Fenger, Rechnungsrat, hier.
33. Frau Anna Fischer-Dückelmann, hier.

34. Herr Albert Flersheim, Kaufmann, hier.
35. Frau Auguste Friedleben geb. Andreae, hier.
36. Herr Heinrich Friedmann, Kaufmann, hier (SzW).
37. „ Jakob Fulda, Kaufmann, hier.
38. „ Dr. phil. Eugen Gantter, Redakteur, hier.
39. „ Gustav Gerheuser, geh. Kriegsrat, München.
40. „ Dr. Gustav Getz, Justizrat, hier.
41. „ Frz. von Geyso, Premierlieutenant, hier.
42. „ Emil B. Goldschmidt, Kaufmann, „
43. „ Dr. Herm. Goldschmidt, Referendar, hier.
44. „ Felix Gottschalck, Hauptmann u. Platzmajor, hier.
45. „ Jakob Greiff, Lehrer, hier.
46. Frau Pauline von Guaita, Privatiere, hier.
47. Herr Adolf L. A. Hahn, Bankier, hier.
48. „ Dr. Emil Hanau, Referendar, hier.
49. Frau Elise Hartwig, Privatiere, „
50. Herr Dr. Georg Hassel, Referendar, hier.
51. Frau Adolfine Hecht, Privatiere, hier.
52. Herr P. J. Heimpel, Kaufmann, „
53. Fräulein Anna Helmsdörfer, Lehrerin, hier.
54. Herr Heinrich Henkel, Musikdirektor, „
55. Fräulein Sophie Henkel, hier.
56. Herr Dr. jur. Gustav Hertz, Kaufmann, hier.
57. „ Martin Hetzer, Privatier, hier.
58. „ H. F. Heyden, Kaufmann, hier.
59. „ Heinrich Hirschfeld, Kaufmann, hier.
60. „ Ludwig Hirschfeld, Fabrikant, hier.
61. „ Otto Höchberg, Kaufmann, „
62. „ Heinrich Hohenemser, Bankdirektor, hier.
63. „ Dr. phil. Karl Israel-Holzwart, Realgymnasial-Oberlehrer, hier (N).
64. „ Dr. Heinr. Jungblut, Gymnasiallehrer, hier.
65. Fräulein Sophie Kästler, hier.
66. Herr Ludwig Kathariner, Zivil-Supernumerar, Kassel.
67. „ Hermann Katz, Kaufmann, hier.
68. „ Theodor Klauer, Photograph, Offenbach. (K, N, SzW).

69. Fräulein Thereſe Klink, Lehrerin, Offenbach.
70. Herr Ernſt Köhler, Buchhändler, hier.
71. Fräulein Toni Kölſch, Lehrerin, „
72. Herr Guſtav Kömpel, Kaufmann, „
73. „ Dr. Hermann Koob, Gymnaſiallehrer, hier.
74. „ Otto Kraft, Buchhalter, hier.
75. „ Wilhelm Landauer-Donner, Kaufmann, hier.
76. Fräulein Emmy Langlois, Privatiere, hier.
77. „ Pauline Langlois, Opernſängerin a. D., hier.
78. Herr Otto Lattmann, Kaufmann, hier.
79. Fräulein Marie Lender, Privatiere, hier.
80. Herr Dr. jur. Wilhelm Leſer, Referendar, hier. (SzW.)
81. „ Hermann Lindner, Kaufmann, hier.
82. „ Georg Lomb, Privatier, hier.
83. Fräul. Babette Löwenthal, Inſtitutsvorſteherin, hier.
84. Herr J. Lutz, Kaufmann, hier.
85. „ Hermann Maier, Kaufmann, hier.
86. „ Alfred Mayer, Kaufmann, „
87. „ Hermann Mayer, Kaufmann, „
88. „ Max Mendelſohn, Kaufmann, hier.
89. „ Victor Moeſſinger, Kaufmann, „
90. „ Dr. phil. Louis Neuſtadt, Privatgelehrter, hier. (G, SchW, SzW.)
91. Frau Clementine Nöther, Privatiere, hier.
92. Herr Albert Paehler, Landesgerichts-Sekretär, hier.
93. „ Dr. jur. F. Panthel, Regierungsrat, hier.
94. „ Auguſt Parrot, Privatier, hier.
95. Fräulein Helene Pfeiff, Lehrerin, „
96. Frau Emma Philippi, Wwe., hier.
97. Herr Albrecht Rau, Reallehrer, München.
98. „ Dr. O. Rauſenberger, Lehrer, hier. (N.)
99. Frau Lina Reidt, Doktorswitwe, Privatiere, hier.
100. Herr Dr. Alexander Rieſe, Profeſſor am Gymnaſium, hier.
101. Frau Dorothea Rieſe, Privatiere, hier.
102. Herr Charles Ad. Risdorf, Kaufmann, hier.

103. Frau Marie Rößler geb. Andreae, Privatiere, hier.
104. Herr Emanuel Rovelli, Kaufmann, hier.
105. „ Julius Rueff, Apotheker, hier.
106. Frau Bertha Scheid, Doktors-Witwe, hier.
107. Fräulein Roſalie Schellhorn, hier.
108. Herr Daniel Scheyer, Bankier, hier.
109. „ Dr. Th. Schlegel, Oberlehrer, hier (K, G, SchW).
110. „ Auguſt Schlimbach, Oberlehrer hier (SzW, K).
111. „ Ferd. Ed. Schwarzſchild, Kaufmann, hier.
112. „ Dr. med. Heinrich Seligmann, prakt. Arzt, hier.
113. „ Wilhelm Selle, kgl. Reg.-Baumeiſter, hier (N).
114. „ Oskar Stahel, Buchhändler, hier.
115. Frau Emilie Stern, Lehrerin, hier.
116. Herr Carl Theodor Storck, Kaufmann, hier.
117. „ Alexander Strauß, Kaufmann, hier.
118. „ Alexis Stülpnagel, Buchhändler, hier.
119. „ Dr. Ludwig Tachau, Reallehrer, hier. (NS.)
120. „ Wilhelm Tetſch, Direktor, hier.
121. Frau E. Textor, Privatiere, hier.
122. Herr Dr. Guſtav Türk, Lehrer, hier.
123. „ Samuel Uhlfelder, Privatier, hier. (SzW.)
124. „ Johann Valentin, Fabrikant, hier.
125. Frau Louis Valentin, hier.
126. Herr Georg Völcker, Buchhändler, hier.
127. „ Julius Wallach, Kaufmann, hier.
128. „ Dr. med. Walther-Krauſe, prakt. Arzt, hier. (SzW, N.)
129. Frau Laura Walther-Krauſe, hier.
130. Herr Julius Warnecke, Kaufmann, hier.
131. Frau K. Weiſenburger, Privatiere, hier.
132. Herr Dr. Gottfried Wirth, Gymnaſiallehrer, hier.
133. „ Dr. jur. Leo Wurzmann, Referendar, hier.
134. Fräulein Marie Zaubitz, Lehrerin, hier.

2. Als verſtorben wurden gemeldet:

1. Friedrich Wilhelm Hengſtenberg, Privatier hier, geſtorben am 17. Oktober.
2. Friedrich Reiff, Lehrer a. D. hier, geſtorben am 14. November.
3. Dr. Heinrich Ludwig Euler, Juſtizrat hier, geſtorben am 17. November.
4. Karl Theodor Völcker, Buchhändler hier, geſtorben am 30. November.
5. Otto Quantz, Kaufmann hier, geſtorben am 1. Dezember.
6. Julius Kürſchner, Profeſſor in Eutin, geſtorben am 21. Dezember.
7. Rudolf Redtenbacher, Architekt in Karlsruhe, geſtorben am 22. Dezember.
8. Philipp Schneider, Lehrer in Mußbach, geſtorben am 22. Dezember.

VII. Einsendungen.*)

Bis zum 31. Dezember 1885 gingen folgende Bücher ein. Den geehrten Einsendern sei hierfür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Philosophie.

*Frohschammer, J., Über die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kants und Spinozas. München, Theodor Ackermann, 1879. 8°.

*— Monaden und Weltphantasie. München, Theodor Ackermann, 1879. 8°.

*— Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München, Adolf Ackermann, 1883. 8°.

*— Die Philosophie als Idealwissenschaft und System. Zur Einleitung in die Philosophie. München, Adolf Ackermanns Nachfolger, 1884. 8°.

*— Über die Organisation und Kultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, soziales Leben und Erziehung. München, A. Ackermanns Nachfolger, 1885. 8°.

Geschichte.

*Eggers, H. K., Aus dem Familienkreise der Eggers. Die Münter, Burret, Reddelien. Bremen 1883. 8°. (Sep.-Abdr.).

*— Bremens Geschlechter. Bremen 1884. 8°. (Sep.-Abdr.).

*— Der Stadt Lübeck Bürgermeister und Rathsherrn, sowie auch von den verschiedenen Syndici und Sekretäre des Raths von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Bremen 1884. 8°. (Sep.-Abdr.)

*— Genealogische Collectaneen. Bremen. (Druck von H. M. Hauschild). 1885. 8°.

*— Aus alten Papieren. (Häuser und Hausnamen). Bremen (Druck von H. M. Hauschild) 1885. 8°.

*— Eggersche Stamm- und Ahnen-Tafeln. Bremen (Druck von H. M. Hauschild). 1885. 8°.

*Schneider, Dr. J., Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken. IV. Heft. Mit einer Karte. Leipzig (T. O. Weigel). 1885. 8°.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte nnd Alterthumskunde. Jahrgang 49 u. 50. Schwerin 1884 u. 1885 8°. — Zeitschrift des historischen Vereins für Nieder-Sachsen. Jahrg. 1884. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1884. 8°. — Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Band 14. Kiel, Universitätsbuchhandlung, 1884. 8°. — Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Jahrg. 7. Hamburg, N. Mauke Söhne, 1885. 8°. Eingesandt von Herrn Premierlieutenant H. K. Eggers in Harburg.

---

*) Die mit * bezeichneten Bücher sind Geschenke der Verfasser bezw. der Uebersetzer.

Oeynhauſen, J. Graf von, die Familie Kotzebue. (Sep.=Abr.). 8°. Ebenſo.

Herrmann, Paul, Unterſuchungen aus dem Gebiete der Zuckerarten. Inaug.=Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Eingeſandt von Herrn Profeſſor Dr. Stern in Bern.

Lieſegang, Erich, die Parochialgerichte der Stadt Köln. Inaug.=Diſſert.= Bonn 1885. 8°. Ebenſo.

Reeſe, Rudolf, die ſtaatsrechtliche Stellung der Biſchöfe Burgunds und und Italiens unter Kaiſer Friedrich I. Inaug.=Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Ebenſo.

Weiland, Ludwig, Friedrich Chriſtoph Dahlmann. Rede zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages am 13. Mai 1885 im Namen der Georg= Auguſt=Univerſität gehalten. Göttingen 1885. 4°. Ebenſo.

Historia Schmalcaldica oder hiſtoriſche Beſchreibung der Herrſchaft Schmal= kalden. Heft 3. Herausgegeben von Joh. Conr. Geishirt. Schmalkalden u. Leipzig, Theodor Williſch, 1885. 8°. Eingeſandt von dem Verein für Hennebergiſche Geſchichte und Landeskunde in Schmalkalden. (Schriften= austauſch).

Jahresbericht, 42. des hiſtoriſchen Vereins von Mittelfranken. Ansbach, Brügel & Sohn, 1883. 8°. Eingeſandt vom Verein. Ebenſo.

Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. XXIII. Jahrgang. No. 1—4. Prag. 1885. 8°. Ebenſo.

Die Chronik der Stadt Eger. Hrsg. im Auftrage des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen von Heinrich Gradl. Prag 1884. 8° Ebenſo.

Mittheilungen des Nordböhmiſchen Excurſions=Clubs. Redigirt von Prof. A. Paudler und Prof. J. Münzberger. Achter Jahrgang, Heft 2—4. Böhm. Leipa, Selbſtverlag des Vereins, 1885. 8°. Ebenſo.

Münzberger, Joſef, aus dem B. Leipaer Stadtarchive. II. Abſchnitt. Nachrichten zur Geſchichte Leipas vom Jahre 1660 bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts. Böhm. Leipa o. J. (1885). gr. 8°. (Sep.=Abdr.) Ebenſo.

Paudler, A., Graf Joſeph Kinsky, Herr auf Bürgſtein und Schwoyka. Leipa 1885. 8°. (Sep.=Abdr.) Ebenſo.

Mittheilungen des Vereins für Geſchichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Siebenter Band, ſechſtes (Schluß=) Heft. Frankfurt a. M., K. Th. Völckers Verlag, 1885. 8°. Ebenſo.

Grotefend, H., Verzeichniß von Abhandlungen und Notizen zur Geſchichte Frankfurts aus Zeitſchriften und Sammelwerken. Frankfurt, K. Th. Völckers Verlag, 1885. 8°. (Beilage zu Bd. VII Heft 6 der Mittheilungen). Ebenſo.

Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Stadt Meißen. Des I. Bandes 4. Heft. Meißen 1884. 8°. Ebenſo.

Zeitſchrift der hiſtoriſchen Geſellſchaft für die Provinz Poſen. Redigirt von Dr. B. Endrulat. Jahrgang I, Heft 1 u. 2. Poſen 1885. 8°. Ebenſo.

Literatur und Sprachwiſſenſchaft.

*Braun, Julius, W., Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und Gothe und deren Werke betreffend aus den Jahren 1773—1812. 2 Bde. Leipzig 1882. 8°.

*— Schiller im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und ſeine Werke betreffend aus den Jahren 1801 - 1805. Berlin 1882. 8°.

*— Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen Goethe und ſeine Werke betreffend aus den Jahren 1802—1812. Berlin 1885. 8°.

*— Leſſing im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen Leſſing und ſeine Werke betreffend aus den Jahren 1747—1781. I. Bd. 1747—1772. Berlin 1884. 8°.

* - Gedächtnißſchrift auf Chriſtiane Charlotte von Bismarck geb. von Schönfeld von Carl Alexander von Bismarck. Berlin 1885. 8°.

*Büchner, Alexandre, Shakespeare ou Bacon? Extrait de la revue Britanniquo. Paris (Bureaux de la rev. Brit.) 1885. 8°.

*Engel, Karl, Zuſammenſtellung der Fauſtſchriften vom 16. Jahrh. bis Mitte 1884. Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung 1885, 8°.

*Hahn, Otto, König Maximilian I. in Reutlingen. Ein Volksſchauſpiel. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1885. 8°.

*Heims, Wilhelm, Wie erlernt man fremde Sprachen? Winke für den Selbſtunterricht, zugleich ein Beitrag zur Methodik des Studiums fremder Sprachen. Gera, Kanitzſche Buchh., 1885. 8°.

*Jaeger, Jacques, Reiſe-Momente in Oſten. Wien, Halm & Goldmann, 1886. 8°.

*Monner Sans, Ricardo, fé y amor. Coleccion de poesías, con un prólogo de D. José Selgas. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1878. 8°.

*— las justicias del rey santo. Tradición toledana. Poema. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1883. 8°.

*Rößler, Julius, Erläuterungen zu Goethes Fauſt I.—II. Theil. Berlin, E. Mecklenburg, 1885. 8°.

*Rudolf, Georg Auguſt, verſchiedene kleinere literarhiſtoriſche Aufſätze.

*Seidel, Friedrich, Album-Sprüche. Eine Blumenleſe der ſchönſten Geiſtesblüten aus deutſchen, franz. und engl. Dichtern und Proſaikern, von den Klaſſikern bis zur Gegenwart. Fünfte verb. Auflage. Weimar, Bernhard Friedr. Voigt, 1886. 8°.

*Seydell, Alexander, eine Seereiſe von Köln nach Stettin im September 1846. S. 345—352 des Novemberheftes (No. 11) des „Ahoi" Zeitſchrift für deutſche Segler. Hrsg. v. G. von Glaſenapp.

*(Vischer, Fr. Th.), Mystifizinsky, Deutobald Symbolizetti Allegoriowitsch, Faust der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust gedichtet. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung, 1886. 8°.

*Wartenburg, Charles, les acteurs de l'empereur. Comédie-dramo en trois actes, traduit de l'allemand par Guillaume Heims. Manuscrit pour los théâtres. Gera, librairie Kanitz, 1885 8°.

*Weber, Robert, Novellen. Zweite Auflage. Theil 4. Basel, Robert Webers Selbstverlag, 1886. 8°.

Jacobus, Johann, Gesammelte Schriften. 2 Bände. (Als Manuscript gedruckt.) Frankfurt a. M. 1884. 8°. Geschenkt von Herrn B. Tromsdorff hier.

Goethe, die Leiden des jungen Werther.

— Torquato Tasso.

— Egmont.

*— Faust I. Theil

Alle in serbischer Uebersetzung. Eingesandt von Dr. Milan Savic in Neusatz (Ungarn).

Reittler, Anton, Conrad Ferdinand Meyer, eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage. 2. Aufl. Mit einem facsimilirten Briefe Meyers an den Verfasser. Leipzig, H. Haessel, 1885. 8°. Eingesandt durch die Jägersche Buchhandlung hier.

Kunst und Kunstwissenschaft.

*Stegmann, Carl von, ausgewählte Ansprachen, Reden und Vorträge. Nürnberg, Carl Schrag, 1886. 8°.

*Stegmann, Hans, die Rochus-Kapelle zu Nürnberg und ihr künstlerischer Schmuck. Kunstgeschichtliche Studie. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1885. 4°. Mit 6 Photographien.

Bildnis der Frau Rat Goethe. Lithographie mit handschriftlicher Widmung von Ottilie von Goethe geb. von Pogwisch. (Siehe Seite 131 dieses Berichtes). Geschenkt von Frau Koch = von St. George hier.

Photographie nach einem im Besitze des Herrn Apothekers R. Braun in Berlin befindlichen Goethebildnisses von Kolbe, bez. unten links: Kolbe f. 1822. Geschenk des Herrn R. Braun zu Berlin.

Porträt-Sammlung von ungefähr 500 Nummern. Geschenk des Herrn Dr. Aug. Schmidt in St. Veit, Oesterreich.

Staatswissenschaft.

*Monner Sans, Ricardo, cuatro palabras sobre la cuestión naviera. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1883. 8°.

*— El reino de Hawaii, apuntes geográficos, históricos y estadísticos Barcelona, Juan Llordachs, 1883. 8°. Mit Abbildungen.

*Monner Sans R., Liberia apuntes históricos, geográficos y estadisticos. Barcelona, Juan Llordachs, 1884. 8°.

*Reichenbach, A., die Religionen der Völker. München, M. Ernſt, 1885. 8°.

Jahresbericht, ſiebenter, des Vorſtandes des Vereins für Volkserziehung in Augsburg über ſeine Thätigkeit vom Oktober 1884 bis Oktober 1885. 8°. Eingeſandt von Herrn Carl Merker in Augsburg.

Zehn Jahrgänge der Berichte der Handelskammer in Caſſel. Eingeſandt von H. Bromeis, Sekretär der Handelskammer in Caſſel.

Handſchriftliches Material zur Armenpflege in Barmen-Elberfeld und Leipzig. Geſchenkt von Frau Koch- von St. George hier.

Programm der Vorleſungen der Gehe-Stiftung. Eingeſandt von der Stiftung.

Naturwiſſenſchaften.

*Herder, F. von, Verzeichniß von G. Forſters icones plantarum in itinere ad insulas maris australis collectarum. Nach dem in der Bibliothek des kaiſerlichen botaniſchen Gartens zu St. Petersburg befindlichen einzigen Exemplar zuſammengeſtellt und erläutert. St. Petersburg 1885. 8°.

*Koksharow, Nikolai von, Materialien zur Mineralogie Rußlands. Bd. 7—9. Petersburg 1885. 8°.

*Mueller, Ferd. Baron von, descriptive notes on papuan plants. (Melbourne 1885.) 8°. (Sep.-Abdr.)

*Schomburgk, Richard, Report of the progress and condition of the botanic garden and governement plantations during the year 1884. Adelaide, E. Spiller, 1885. Fol.

Apel, W., Beitrag zur Anatomie und Hiſtologie des Priapulus caudatus Laur. und des Halicryptus spinulosus v. Sieb. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Geſchenk des Herrn Profeſſor Dr. Stern in Bern.

Gattermann, Ludwig, über einige Derivate des m-Nitro-p-Toluidins. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Ebenſo.

Graul, Joſeph, die tertiären Ablagerungen des Sollings. Inaug.-Diſſert. Stuttgart 1885. 8°. Ebenſo.

Prüſſing, Paul, über die Einwirkung von Phenylcyanat auf aromatiſche Kohlenwaſſerſtoffe. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1881. 8°. Ebenſo.

Aus dem Archiv der deutſchen Seewarte. VI. Jahrgang: 1883. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1885. 4°. Geſchenkt von Herrn Dr. Georg Neumayer in Hamburg.

Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Sous la redaction du docteur Renard. Année 1884. Nr. 3. (Avec 5 planches.) Moscou 1885. 8°. Eingeſandt von der Geſellſchaft. (Schriftenaustauſch.)

Jahrbuch des Siebenbürgiſchen Karpathen-Vereins. Jahrgang 5. Hermannſtadt, Selbſtverlag des Vereins, 1885. Ebenſo.

Mittheilungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Bern, redigirt von Dr. phil. J. H. Graf Jahrgg. 1884, Heft III, Jahrgg. 1885, Heft I. (Nr. 1092 bis Nr. 1118.) Ebenſo.

Die Vergangenheit und Gegenwart der königl. ungariſchen naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft. Aus dem Ungariſchen überſetzt. Budapeſt 1885. 8°. Ebenſo.

Appendix to the Memoir No. 5 of Tôkiô daigaku. Measurement of the force of gravity and magnetic constants eh Ogasawarajima (Bonin Island) reported by A. Tanakadate. Tôkiô 2545 (1885). 4° Eingeſandt von der Univerſität zu Tokio.

Bericht, 24. u. 25., des Offenbacher Vereins für Naturkunde vom 4. Mai 1882 bis 11. Mai 1884. Offenbach, C. Forger, 1885. 8°. Eingeſandt vom Verein.

Jahresbericht, dreiunddreißigſter, der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Hannover für das Geſchäftsjahr 1882/83. Hannover, Hahnſche Buchhandlung, 1884. 8°. Eingeſandt von der Geſellſchaft.

Programm der herzogl. techniſchen Hochſchule Carolo-Wilhelmina zu Braunſchweig für das Studienjahr 1885/86. Braunſchweig 1885. 8°. Eingeſandt von der Hochſchule.

Pädagogik.

*Peter, Carl Wilhelm. Leitfaden für die Erziehung der Kinder zur Beſchützung der Thiere. Köln 1885. 8°.

*— wie kann die Pflicht des Thierſchutzes bei der Jugend geweckt und von ihr geübt werden? Dresden 1883. 8°.

*Seidel, Friedrich, deutſche Schulreden, herausgegeben unter Mitwirkung verſchiedener Schulmänner. Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1886. 8°.

*Wettig, Hermann, Kleine Heimatskunde des Herzogtums Gotha mit einer Kritik von Fr. Pollack. Gotha, Karl Glaeſer, 1885. kl. 8°.

Muſik.

Jubiläum, das, fünfundzwanzigjährigen Beſtehens der Frankfurter Muſikſchule am 4. Oktober 1885. Zur Erinnerung für Lehrer, Schüler und Freunde der Schule herausgegeben von dem Direktorium. Frankfurt a. M., Druck von F. Eichhorn, 1885. 4°. Eingeſandt vom Direktorium.

*Sulze, Bernhard, Thüringer Marſch über das Volkslied: „Ach wie iſts möglich dann." Leipzig, R. Sulzer.

Varia.

Meyer, Ludwig, Feſtrede im Namen der Georg-Auguſt-Univerſität zur akademiſchen Preisvertheilung am 4. Juni 1885. (Über die Zunahme der Geiſteskrankheiten.) Göttingen 1885. 4°. Eingeſandt von Herrn Profeſſor Dr. Stern in Bern.

Zwei Dokumente mit den Unterſchriften Friedrich Goethes, des Großvaters des Dichters und verſchiedener Mitglieder der Familien Goethe, Textor und Schloſſer. Geſchenk des Herrn Juſtizrat Dr. Getz hier.

*Grünhaldt, Otto, die künſtliche Geflügelzucht. Dritte Auflage. Mit 11 Holzſchnitten. Dresden, H. Schönfelds Verlag, 1885. 8°.

(Sondheim, M.) Den Freunden des Hauſes Joſeph Baer & Co. Zur Erinnerung an das hundertjährige Jubiläum der Firma den 29. Auguſt 1885 dargebracht. Frankfurt. Als Manuſcript gedruckt. gr. 8°. Geſchenk des Herrn Joſ. Baer.

Antiquariatskataloge wurden eingeſandt von:

Joſeph Baer & Co., hier. — Buchholz & Werner, München. — Albert Cohn, Berlin. — A. Einsle, Wien. — Oskar Gerſchel, Stuttgart. — Otto Harraſſowitz, Leipzig. — Caspar Haugg, Augsburg. — Karl W. Hierſemann, Leipzig. — J. Hiller, München. — Joſeph Jolowicz, Poſen. — K. F. Köhlers Antiquarium, Leipzig. — W. H. Kühl, Berlin. — Lehmann & Lutz, hier. — E. von Maack, Kiel. — G. Priewes Antiquariat, Berlin. — Roſenſtein & Hildesheimer, Berlin. — Ludolph St. Goar, hier. — J. A. Stargardt, Berlin. — Karl Theodor Völckers Verlag & Antiquariat, hier. — Friedrich Wagner, Braunſchweig. — J. Windprecht, Augsburg. — v. Zahn & Jaenſch, Dresden.

Anzeigen.

Der unterzeichnete Ausschuß teilt mit, daß eine größere Anzahl von Mitgliedern des Hochstiftes eine Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik sowie daß eine andere Reihe von Mitgliedern eine Abteilung für Alte Sprachen zu bilden geneigt sind. Ferner hat sich zu einer Unterabteilung der Abteilung für Soziale Wissenschaften eine Anzahl von juristisch gebildeten Mitgliedern vereinigt. Es werden hiermit die hiesigen und auswärtigen Mitglieder des Hochstiftes, welche befähigt und geneigt sind, sich an den Arbeiten einer dieser Abteilungen in der im § 16 unserer Satzungen vorgesehenen Weise zu beteiligen, eingeladen ihren Beitritt durch Zuschrift an den Herrn Verwaltungsschreiber zu erklären.

Der Satz 16 heißt: „Alle diejenigen Mitglieder, welche selbstthätig an den Bestrebungen des Hochstifts durch Abhaltung von Vorträgen, Abfassung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten oder in sonstiger Weise sich beteiligen, bilden eine besondere Akademische Abteilung."

Diese Akademische Abteilung gliedert sich in Fachabteilungen, von welchen bis jetzt bestehen: die Abteilungen für Geschichte, für Bildkunst und Kunstwissenschaft, für Naturwissenschaft, für Neuere Sprachen, für Schöne Wissenschaften, für Soziale Wissenschaften. Auch zum Zutritt zu diesen Abteilungen werden die Mitglieder des Hochstiftes, welche nach Satz 16 sich an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen wollen, hiermit erneut eingeladen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

Richterausstellung.

Das Freie Deutsche Hochstift wird im Mai dieses Jahres eine Ausstellung von Werken Ludwig Richters veranstalten. Es steht hierfür, besonders für die Druckwerke, sehr reiches Material zur Verfügung. Ebenso ist bereits eine Reihe von Originalwerken zugesagt. Es ergeht hiermit an die Mitglieder und Freunde des Hochstiftes das ganz ergebene Ersuchen, etwa

in ihrem Beſitze befindliche Originalwerke dem Freien Deutſchen Hochſtift für die Dauer der Ausſtellung (drei bis vier Wochen) freundlichſt zur Verfügung zu ſtellen und zu dieſem Behufe mit dem unterzeichneten Ausſchuſſe zeitig in Verbindung treten zu wollen. **Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.**

Leſezimmer.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß erachtet es für ſeine Pflicht, die geehrten Mitglieder des Hochſtiftes auf das Leſezimmer im Goethehauſe, ebener Erde, links, aufmerkſam zu machen. Dasſelbe ſteht den Leſern an Werktagen von morgens 9 bis abends 8 Uhr, an Sonntagen von morgens 9 bis nachmittags 1 Uhr, offen. An Zeitſchriften und Zeitungen liegen die nachfolgenden auf und zwar die wöchentlich erſcheinenden ſechs Wochen, die monatlich und vierteljährlich erſcheinenden ein Vierteljahr lang.

Literatur, Revuen.

1. Allgemeine Bibliographie für Deutſchland, hrsg. von der Hinrichsſchen Buchhandlung in Leipzig. (52 Nrn.)
2. Göttingiſche gelehrte Anzeigen. (24 Nrn.)
3. Literariſches Centralblatt. (52 Nrn.)
4. Deutſche Litteraturzeitung, hrsg. von Roediger. (52 Nrn.)
5. Archiv für Litteraturgeſchichte, hrsg. von Schnorr von Carolsfeld. (4 Hefte.)
6. Preußiſche Jahrbücher. (12 Hefte.)
7. Fortnightly Review. (26 Nrn.)
8. Deutſche Rundſchau. (12 Hefte.)
9. Deutſche Revue. (12 Hefte.)
10. Unſere Zeit. (12 Hefte.)
11. Neue Zeit. (12 Hefte.)
12. Revue des deux mondes. (24 Hefte.)
13. Die Grenzboten. (52 Hefte.)
14. Athenaeum. (52 Nrn.)

Recht, Volkswirtschaft und Handel.

15. Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart, hrsg. von Grünhut. (4 Hefte.)
16. Zeitschrift für das gesamte Strafrecht, hrsg. von Frz. von Liszt und K. von Lilienthal. (6 Hefte.)
17. Centralblatt für Rechtswissenschaft, hrsg. von Kirchenheim. (12 Hefte.)
18. Annalen des deutschen Reichs, hrsg. von Hirth und Seydel. (12 Hefte.)
19. Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung, hrsg. von Schmoller. (4 Hefte.)
20. Zeitschrift für Handelsrecht, hrsg. von Goldschmidt ꝛc. (4 Hefte.)
21. Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte. (4 Hefte.)
22. Jahrbücher für Nationalökonomie, gegründet von Hildebrand, hrsg. von Conrad. (12 Hefte.)
23. Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, hrsg. von Wiß. (4 Hefte.)
24. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, hrsg. von Fricker, Schäffle und Wagener. (4 Hefte.)
25. Deutsche Colonialzeitung. (24 Nrn.)
26. Hansa, hrsg. von Freeden. (26 Nrn.)
27. Journal des économistes. (12 Hefte.)
28. Oesterreichisches Handelsjournal. (52 Nrn.)
29. Der Oesterreichische Oekonomist. (52 Nrn.)
30. Oesterreichisch-ungarische Montan- und Metall-Industriezeitung. (52 Nrn.)
31. Oesterreichisch-ungarische Müller-Zeitung. (52 Nrn.)
32. Zeitung für Feuerlöschwesen. (26 Nrn.)

Geschichte.

33. Germania, hrsg. von Bartsch. (4 Hefte.)
34. Zeitschrift für deutsches Alterthum, hrsg. von Steinmeyer. (4 Hefte.)
35. Forschungen zur deutschen Geschichte. (4 Hefte.)
36. Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung. (4 Hefte.)

37. Sybels hiſtoriſche Zeitſchrift. (4 Hefte.)
38. Weſtdeutſche Zeitſchrift, hrsg. von Lamprecht. (4 Hefte.)
39. Vierteljahrsſchrift für Kultur und Literatur der Renaiſſance (4 Hefte.)
40. Archiv für Literatur- und Kirchengeſchichte des Mittelalters, hrsg. von Denifle und Ehrle. (12 Hefte.)
41. Zeitſchrift für allgemeine Geſchichte, Kultur-, Literatur- und Kunſtgeſchichte, hrsg. von H. von Zwiedineck-Südenhorſt. (12 Hefte.)
42. Anzeiger des germaniſchen Nationalmuſeums. (12 Hefte.)

Kunſt.

43. Archäologiſche Zeitung, hrsg. vom deutſchen archäologiſchen Inſtitut. (4 Hefte.)
44. Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft, hrsg. von Janitſchek. (4 Hefte.)
45. von Lützow's Zeitſchrift für bildende Kunſt, nebſt Kunſtgewerbeblatt und Kunſtchronik. (12 Hefte.)
46. Jahrbuch der Kgl. preußiſchen Kunſtſammlungen. (4 Hefte.)
47. Gazette des beaux arts avec chronique. (12 Hefte.)
48. Deutſche Photographen-Zeitung. (52 Nrn.)

Geographie, Naturwiſſenſchaft, Mathematik, Medizin.

49. Ausland. (52 Nrn.)
50. Globus. (48 Nrn.)
51. Petermann's Mittheilungen. (12 Hefte.)
52. Gaea. (12 Hefte).
53. Kosmos. (12 Hefte.)
54. Revue der Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften (12 Hefte.)
55. Deutſche Seewarte. (12 Hefte.)
56. Zoologiſcher Garten. (12 Hefte.)
57. Leopoldina. (24 Nrn.)
58. Acta mathematica. Zeitſchrift, hrsg. von Mittag-Leffler. (4 Hefte.)
59. Journal für reine und angewandte Mathematik, begr. von Crelle, hrsg. von Kronecker und Weierſtraß. (4 Hefte.)

60. Gesundheit, Zeitschrift für öffentliche und private Hygiene, hrsg. von Reclam. (24 Nrn.)
61. Vegetarische Rundschau. (12 Hefte).
62. Memorabilien, Zeitschrift für rationelle praktische Aerzte, hrsg. von Betz. (12 Hefte.)
63. Der Volksarzt, hrsg. v. Schulze. (12 Nrn.)
64. Der Irrenfreund, redigiert von Brosius (12 Nrn.)

Sprachwissenschaft, Pädagogik.

65. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, hrsg. von Lazarus und Steinthal. (4 Hefte.)
66. Anglia, Zeitschrift für englische Philologie, hrsg. von Wülker, mit Anzeiger von Trautmann. (4 Hefte.)
67. Romania, publ. par Meyer et Paris. (4 Hefte.)
68. Zeitschrift für romanische Philologie, hrsg. von Gröber. (5 Hefte.)
69. Reform der Rechtschreibung, hrsg. von F. W. Fricke. (12 Nrn.)
70. Kindergarten, hrsg. von Friedrich Seidel. (12 Hefte).
71. Knabenhort, hrsg. von Holzer. (12 Nrn.)
72. Frankfurter Schulzeitung. (24 Nrn.)
73. Klavierlehrer, hrsg. von Emil Breslaur (12 Nrn.)

Unterhaltungsschriften, Theater.

74. Vom Fels zum Meer. (12 Hefte.)
75. Westermann's Monatshefte. (12 Hefte.)
76. Illustrirte Zeitung (Leipzig). (52 Nrn.)
77. Ueber Land und Meer. (52 Nrn.)
78. The Graphic. (52 Nrn.)
79. Helvetia, hrsg. von Robert Weber. (12 Hefte.)
80. Frankfurter Latern (52 Nrn.)
81. Hausfrauenzeitung hrsg. von Lina Morgenstern. (52 Nrn.)
82. Bühnen-Moniteur, hrsg. von Fränkel. (52 Nrn.)
83. Deutsch-Oesterr. Theaterzeitung. (52 Nrn.)
84. Wochen-Rundschau, hrsg. von Anton Bing. (52 Nrn.)

Tagesblätter.

85. Allgemeine Zeitung (München).
86. Frankfurter Zeitung.
87. Kleine Presse.
88. Frankfurter Journal.
89. Frankfurter Beobachter.
90. Frankfurter Intelligenzblatt.
91. General-Anzeiger.
92. Öffentliches Börsen-Coursblatt.

In Folge eines mit der hiesigen Stadtbibliothek getroffenen Abkommens wird eine Mappe aufgelegt, in welche regelmäßig alle vierzehn Tage die inzwischen gemachten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek eingetragen werden. Die Stadtbibliothek ist bereit bis auf Weiteres diese Neuanschaffungen im Lesezimmer des Hochstifts auszulegen. Dahin gehende Wünsche sind durch den Herrn Verwaltungsschreiber an den AGA zu richten, auf dessen Antrag sodann die Auflegung von Seiten der Stadtbibliothek erfolgt.

Eine andere Mappe wird die Übersicht wenn möglich sämtlicher von hiesigen öffentlichen Bibliotheken gehaltenen Zeitschriften unter Angabe der betreffenden Bibliothek und der Erscheinungstermine enthalten.

Lehrgänge.

Die vierte Gruppe der Lehrgänge umfaßt:

1. Herr Dr. Rosenberger von hier: Die Entwickelung der modernen Physik. Montag, den 15., 22. Februar, 1., 8., 15. März.
2. Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Schaefer von Darmstadt: Über die Malerei in deutschen Landen während des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts. Donnerstag, den 18., 25. Februar, 4., 11., 18. März.

Wegen Verhinderung des Herrn Dr. Braun findet der für die entsprechenden Samstage vorgesehene Lehrgang „Der moderne Sozialismus" im Mai statt, worüber nähere Mitteilung erfolgen wird. **Der Akademische Gesamtausschuß.**

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Die persönlichen und literarischen Wechselbeziehungen zwischen Goethe und Byron.

Von Herrn Dr. Joseph Werner hier (24. Januar 1886).

„Die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit eines Menschen, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung." Die Wahrheit dieses Schillerschen Ausspruches finden wir deutlich bestätigt bei einem Überblick über den Lebensgang jenes britischen Dichtergenius, welcher in der modernen Literatur Englands ebenso eine hervorragende Stellung einnimmt, wie sein großer Zeitgenosse Goethe als der Fürst deutscher Dichtung gepriesen wird. War Lord Byron mit den seltensten geistigen Vorzügen, mit eminenter ureigener Dichterkraft und schwungvoller Phantasie, in wahrhaft verschwenderischer Weise ausgestattet, so sehen wir bei ihm gerade in der Zeit der Charakterentwickelung ein unglückliches, überreiztes Temperament mit ungünstigen Lebensverhältnissen vereinigt, um nicht nur jede sittigende Einwirkung jener Fähigkeiten zu verhindern, sondern dieselben mittelbar sogar zur Quelle mancher sittlichen Verirrung bei ihm werden zu lassen. Wenn man nun die Beziehungen dieses so wunderbar gearteten Dichterheros zu dem deutschen Dichterfürsten einer näheren Betrachtung unterziehen will, so liegt die rechtfertigende Begründung hierfür vor allem darin, daß jeder, der sich mit den Werken Beider vertraut macht, leicht eine Ähnlichkeit erkennen wird, welche zwischen den dichterischen Anlagen Beider, namentlich in Bezug auf ihre lyrischen Erzeugnisse, besteht, wie andererseits auch einer aufmerksamen Betrachtung die Verschiedenheit der Lebenswege nicht entgehen wird, auf welchen Beide von dem Schicksale geleitet wurden. Jene unverkennbare Kongenialität in künstlerischer

Begabung, zusammengehalten mit dem Gegensatz, der sich in der Lebensempfindung und der Lebensanschauung Beider offenbart, das ist es, was zunächst unsere Betrachtung fordert und wozu wir den Schlüssel ganz besonders in den verschiedenen Lebensverhältnissen Beider zu suchen haben. Denn wenn gleich der Charakter unabhängig von den äußeren Umständen sich entwickelt, so hängt es doch nur von den Lebenserfahrungen ab, ob eine heitere und lebensfrohe, oder eine düstere und trübe Stimmung in dem Wesen des Menschen den Grundzug bilden sollen, und namentlich darf den Jugenderlebnissen dieser Einfluß zugeschrieben werden. Welcher Art waren nun die Eindrücke, unter denen der deutsche und der englische Dichter ihr Erziehungsalter zurücklegten?

Goethe selbst hat in der bekannten Stelle der „Zahmen Xenien" die Erbschaft charakterisiert, welche er von Vater und Mutter übernommen und durch sein ganzes Leben treu bewahrt hat. Namentlich kann der erziehliche Einfluß der Mutter nach der ganzen Schilderung, welche der Dichter selbst wie auch andere ihr nahe stehende Personen von dem Wesen und dem Charakter dieser Frau entwerfen, nur der allergünstigste gewesen sein. Aber auch der Vater hat bei allen Fehlern, die von ihm berichtet werden und die besonders auf den geselligen Verkehr mit ihm recht nachteilig einwirkten, doch als achtbarer und tüchtiger Charakter so manche Eigenschaft auf den Sohn vererbt, welche diesen in seiner Entwicklung nicht wenig fördern mußte. — Wie ganz anders nehmen sich Beispiel und Erziehung aus, welche Byron in dem elterlichen Hause erhielt! Das treffende Wort Goethes: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogen wären" hat in Byron eine höchst traurige Bestätigung gefunden. Ihm schadete am meisten der Umstand, daß er in seiner frühen Jugend einer konsequenten sittlichen Leitung ganz und gar entbehrte. Da er noch im zartesten Kindesalter stand, trat bereits ein Zerwürfnis zwischen den Eltern ein, welches mit gänzlichem Bruche endigte, so daß der Knabe ausschließlich der Obhut der Mutter anvertraut war. Diese aber war am wenigsten befähigt, ihn

zu leiten. Durch ihre unbändige Leidenſchaftlichkeit wurde das Pietätsgefühl des Knaben bereits im Keime erſtickt, wie ſie ſeine Achtung ganz beſonders durch die Verkehrtheit ihres Erziehungsverfahrens, den Knaben abwechſelnd zu verziehen und zu erbittern, verſcherzte. Und — um dieſe Parallele auch in Bezug auf den Einfluß des väterlichen Beiſpiels zu vervollſtändigen — ſo zeigt ſich bei Byrons Vater das gerade Gegenteil von „des Lebens ernſtem Führen“, welches der deutſche Dichter als väterliches Erbgut bezeichnete. Im Gegenſatz zu der an Geiz ſtreifenden Sparſamkeit von Goethes Vater vernehmen wir von Captain Byron, daß er kurze Zeit nach ſeiner Vermählung das geſamte Heiratsgut ſeiner Frau zur Deckung ſeiner Schulden veräußert hatte, wie überhaupt ſeine zerrütteten Vermögensverhältniſſe die erſte Veranlaſſung zur Trennung der Gatten gegeben zu haben ſcheinen. Dieſe unglückſeligen Umſtände, unter welchen Byron ins Leben eingeführt wurde, müſſen wohl beachtet werden, wenn das Urteil über ihn nicht ungerecht ausfallen ſoll. Denn wer möchte ſich vermeſſen zu berechnen, was bei einer ſorgfältigen Pflege ſeiner Jugend aus ihm geworden wäre, und wer möchte es mit Beſtimmtheit verneinen, daß unter veränderter Leitung ſeine moraliſchen Anlagen zu eben ſo herrlicher Blüte ſich entfaltet haben würden, wie die Gaben des Verſtandes und der Phantaſie? Ohne die Vorteile einer planvollen Erziehung genoſſen zu haben, trat Byron in das bürgerliche Leben ein und wurde nunmehr von der Welt nicht minder launiſch behandelt, als vorher von ſeiner Mutter, bald mit übertriebener Vorliebe, bald mit den ungünſtigſten Vorurteilen, und man findet es daher vollkommen gerechtfertigt, wenn ihn Macaulay in ſeinen Eſſays „das verdorbene Kind der Mutter, das verdorbene Kind der Natur, das verdorbene Kind der Geſellſchaft“ nennt. Wurden Goethes erſte dichteriſche Erzeugniſſe ſogar von den Gegnern des Sturmes und Dranges mit verdienter Anerkennung aufgenommen, ſo wird dem engliſchen Dichter, der, noch in jugendlichem Alter ſtehend, in den Tempel des literariſchen Ruhmes eintreten möchte, die Freude an ſeinen erſten Gedichten durch

eine hämiſche Kritik verleidet, welche dieſe, obgleich ſchwachen Verſuche nicht verdient hatten. Dieſe Verachtung, auf welche er gleich beim Beginn ſeiner literariſchen Laufbahn ſtieß, ließ eine peſſimiſtiſche Bitterkeit in ſeinem Gemüte zurück, welche auch die überſchwänglichſten Lobeserhebungen der Folgezeit nicht zu tilgen vermochten. Der auf dieſe Weiſe eingeſogene Menſchenhaß ſteigerte ſich noch durch ſeine leichtſinniger Weiſe und nur aus äußerlichen Nützlichkeitsrückſichten geſchloſſene Ehe mit Lady Milbanke; nach kurzer Zeit war der letzte Schein ehelichen Glückes für ihn geſchwunden; für die bald erfolgte Trennung wurde er allein von der einſeitig urteilenden Welt verantwortlich gemacht, und Byron verließ voll Wut und Erbitterung hierüber ſein Vaterland. — So dürfte denn die aus dieſer Vergleichung ſich ergebende Verſchiedenheit der Lebensverhältniſſe genügen, um den Gegenſatz zwiſchen der Zerriſſenheit und dem Weltſchmerz des engliſchen und der lebensfrohen Denkart des deutſchen Dichters zu erklären, ohne daß man dabei eine innere Verſchiedenheit ihrer Geiſtesanlagen oder auch nur ihrer Geſinnungen zu Hilfe nehmen muß. Als Beiſpiel dafür, wie Beide, namentlich den großen Anliegen der Zeit gegenüber, unabhängig von einander zu den gleichen Urteilen gelangten, ſei die Art und Weiſe erwähnt, wie ſie über die franzöſiſche Revolution und die Ereigniſſe, welche derſelben folgten, ſich ausſprachen. Beide zeigten ſich dem revolutionären Prinzipe abhold, daß die wahre Freiheit durch eine abſolute Gleichheit aller Stände bedingt ſei. Goethe erblickt in dieſem Prinzip einen Verſtoß gegen das Naturgeſetz, welches allenthalben eine ſolche abſolute Gleichheit auszuſchließen ſcheine, und er nennt die franzöſiſche Revolution eine „Tyrannei der Menge über die Menge“. Ganz in demſelben Sinne urteilt darüber Lord Byron, der, indem er auf die Geſchichte ſeines eigenen Landes exemplifiziert, ganz beſonders die Thatſache hervorhebt, daß die engliſche Freiheit ihrer geſchichtlichen Entſtehung nach gerade aus der Verſchiedenheit der Stände hervorgegangen ſei, indem die Freiheiten und Rechte der Great Charter faſt ausſchließlich von den Lords und der höheren Geiſtlichkeit für das Volk erkämpft wurden.

Wenden wir uns zu der Art ihrer dichterischen Produktion, so finden wir auch hier eine Ähnlichkeit, die als Beweis für die Verwandtschaft ihrer poetischen Neigungen gelten darf: es ist die Subjektivität, welche in dem Einflechten persönlicher Erlebnisse und Verhältnisse in ihren Dichtungen zum Ausdruck kommt. Goethe selbst bezeichnet es als die Richtung seines ganzen Lebens, „was er irrte, was er strebte, was er litt und was er lebte" in ein Bild oder Gedicht zu verwandeln. Auch abgesehen von seinen lyrischen Produkten muß uns Goethe als rein subjektiver Dichter erscheinen, wenn wir bedenken, daß selbst solche Charaktergestalten wie Werther, Faust, Tasso zum Teil als die reflektierten Bilder seiner eigenen Seelenstimmung sich darstellen. Freilich erscheint diese Subjektivität bei Goethe dadurch gemildert, daß diese seelischen Zustände, wenn gleich aus des Dichters eigener Brust gegriffen, doch erst dann von ihm geschildert werden, wenn bereits eine gewisse Beruhigung darin eingetreten ist. Außerdem aber sind jene Charaktere so geartet, daß sie bei aller Exzentrizität im Einzelnen doch durch ihr ganzes Denken und Handeln uns menschlich nahe gebracht sind. Anders verhält es sich mit der Subjektivität bei dem englischen Dichter. Auch bei ihm wird, wie bei Goethe „Glück und Unglück zum Gesang". Auch er ist bis zu einem gewissen Grad identisch mit seinen Helden. Aber wie die Schilderungen derselben uns dadurch abstoßen, daß sie unter dem Einfluß der noch völlig ungebändigten Leidenschaft entstanden sind, so stehen wir ihnen auch sonst noch fremd gegenüber, weil ihr Empfinden und Thun nicht mehr normal menschlich ist.

War nun Goethe bis ins hohe Alter bemüht, die Verdienste früherer und mitlebender Männer gern und neidlos anzuerkennen, und betrachtete er, wie er selbst sagt, diese Anerkennung als das sicherste Mittel zu eigener Bildung, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er das Talent und die Leistungen Byrons, dem er sich in seinen poetischen Anlagen so nahe verwandt fühlte, mit ununterbrochenem Interesse begleitete. „Er folgte, nicht geirrt durch die Lebensweise des genialen Dichters, mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben

und Dichten in aller ſeiner Exzentrizität, die freilich um deſto auffallender ſein mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken geweſen und uns die Elemente zur Berechnung einer ſolchen Bahn völlig abgingen". Von Goethes Bewunderung für den engliſchen Dichter zeugt zur Genüge eine Stelle in Eckermanns Geſprächen, wo er zum Erlernen der engliſchen Sprache rät, nur Lord Byrons wegen, „deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz ſei, wie ſie nicht da geweſen und wohl ſchwerlich wieder kommen werde". „Eine wunderbare mich nah berührende Erſcheinung", ſchreibt er 1817, „war mir das Trauerſpiel Manfred von Byron. Dieſer ſeltſame Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen und hypochondriſch die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen. Er hat die ſeinen Zwecken zuſagenden Motive auf eigene Weiſe benutzt, ſo daß keins mehr dasſelbige iſt und gerade deshalb kann ich ſeinen Geiſt nicht genug bewundern." Mit dieſer brieflichen Äußerung ſtimmt auch die Anzeige des „Manfred" in „Kunſt und Altertum" vom Jahre 1820 überein. Sehr bald gründeten ſich auf das Drama allerlei Vermutungen von geheimen Verbrechen, über welche Byron hier ein verſtecktes Bekenntnis abgelegt haben ſollte. Auch Goethe giebt in der angeführten Anzeige nicht undeutlich zu verſtehen, daß er dieſes „märchenhafte Ereignis" von einem doppelten Morde, veranlaßt durch Byrons Leidenſchaft für eine Dame in Florenz, für wahrſcheinlich hält.

Durch jene Bemerkung von der Nachahmung des „Fauſt" und die ſchwere Anſchuldigung wegen eines der Dichtung zu Grunde liegenden Verbrechens in höchſtem Grade aufgeregt, beſchloß Byron ſich durch eine ſpottende Widmung an Goethe zu rächen, welche dem Marino Faliero vorgedruckt werden ſollte; doch gelang es dem Verleger, ihn von dieſer Thorheit abzubringen. Daneben wurde Byron als der Verfaſſer einer ſehr tadelnden Kritik von „Dichtung und Wahrheit" genannt, ohne daß Byron je zu der Autorſchaft derſelben ſich bekannt hätte, oder die Richtigkeit der Behauptung ſonſt irgendwie ſich erweiſen ließe. Eine Bemerkung Byrons in Medwins „Lord Byrons Geſpräche", daß in Goethes „Fauſt" manche Spuren von

Nachahmung Shakespeares und Calderons wahrzunehmen seien, ist in dieser Allgemeinheit gewiß nur auf die gereizte Stimmung, in welche der englische Dichter durch jene Anzeige des „Manfred" geraten war, zurückzuführen. Sehr bald trat jedoch die Hochachtung, welche Byron für Goethe besaß, wieder in ihr volles Recht ein, und sie gab sich ganz besonders in der Dedikation des Trauerspiels „Sardanapal" an Goethe zu erkennen, von welcher er das Originalblatt dem Dichter zusandte, mit der Anfrage, ob sie dem gedachten Stücke vorgedruckt werden dürfe. In dieser Widmung ist Goethe als der erste aller damals lebenden Autoren bezeichnet, welcher die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die von Europa erleuchtet habe. Aber auch diese Widmung wurde damals nicht gedruckt, sondern nur in wenigen Exemplaren lithographiert. Erst das letzte der Byronschen Dramen erschien mit der vorgedruckten Widmung an Goethe.

Die Artigkeit, welche Goethe in dieser Widmung erblickte, ließ er auch nicht unerwidert. Byron hatte damals den Entschluß gefaßt, an den Bestrebungen der Philhellenen thätigen Anteil zu nehmen und die Griechen in ihrem verzweifelten Kampfe gegen die türkische Herrschaft um so mehr zu unterstützen, als er darin recht eigentlich den Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei erblickte. Bereits war er in Livorno angelangt, um seine Überfahrt nach Griechenland zu bewerkstelligen, da erhielt er noch vor seiner Abreise durch Vermittlung eines jungen Engländers als eine ihn hoch erfreuende Sendung von Goethe das bekannte Sonett „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern". Byron dankte in einem sehr verbindlichen Schreiben, an dessen Schluß er die Absicht aussprach, wenn er jemals von Griechenland zurückkehre, Weimar zu besuchen, um Goethe als Einer der vielen Millionen seiner Bewunderer persönlich seine Huldigung zu bringen. Diese Hoffnung sollte sich indessen nicht erfüllen. Der Kummer über das gänzliche Fehlschlagen seiner Pläne und die übermäßigen Anstrengungen, welche er sich auferlegen mußte, zehrten rasch seine Lebenskraft auf und zogen ihm eine Krankheit zu, welcher er am 13. April 1824 erlag. Die Nachricht von dem Ableben

des englischen Dichters erfüllte Goethe mit tiefem Schmerze, zumal er gehofft hatte, „nach vollbrachtem großem Bemühen den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.“ Er knüpft an diese Erwähnung von Byrons Tod den Ausdruck der Überzeugung, daß die englische Nation aus dem teilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Wie sehr Goethe den englischen Dichter und seine Leistungen schätzte, das zeigt sich ganz besonders auch in der Anerkennung, welche er ihm bei der Anzeige von dessen Dichtungen, bei der Anzeige von „Cain“, „Don Juan“ und „Manfred“ zu Teil werden ließ, von welch letzterem er sogar einige Partien ins Deutsche übertrug, um dem deutschen Publikum eine Probe von dem eminenten Talente des Dichters zu geben. Er bewundert am „Don Juan“ die sich darin offenbarende grenzenlose Genialität, in welcher der Dichter bald menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit sich versteige, bald wieder menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenke. Er rühmt am „Cain“ den glühenden Geistesblick des Dichters, welcher das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und im Gefolge dessen auch das Zukünftige zu durchdringen versteht. Und was die Nachahmung des „Faust“ betrifft, von welcher Goethe in der Anzeige des „Manfred“ spricht, so räumt ja der Dichter gleichzeitig ein, gerade deshalb den Geist Byrons so sehr bewundern zu müssen, weil trotz der Nachahmung doch alles originell und neu, alles knapp, tüchtig und geistreich sei.

Will man der ganzen Frage näher treten, so ist zunächst hervorzuheben, daß damals, als „Manfred“ erschien, die Faustdichtung noch nicht ins Englische übersetzt war und Byron das Stück

nur daher kannte, daß ihm ein Freund dasselbe mündlich vorübersetzt hatte. Die Ähnlichkeit der ersten Szene des „Manfred" mit der ersten Szene des „Faust" ist von geringer Beweiskraft, da sich dieselbe eben so wohl aus dem ja auch von Goethe gekannten Marloweschen „Faust" herleiten läßt, wie speziell aus dem Goetheschen Werke. Und sollten auch einzelne Übereinstimmungen der beiden Stücke recht auffallend erscheinen, so bleiben doch die Charaktere Manfreds und Fausts innerlich durchaus verschieden. Beiden ist der ungezügelte Wissensdrang und die daraus hervorgehende Beschäftigung mit der Magie gemeinsam. Während jedoch Manfred nur deshalb in die Tiefen der Erkenntnis sich stürzen will, um sich von der quälenden Erinnerung an ein vergangenes Erlebnis und von der Verzweiflung darüber zu befreien, sehen wir Faust von vornherein ohne jede Nebenrücksicht von dem reinsten Streben nach Erkenntnis der Wahrheit erfüllt; dieses Streben wird nur dadurch unheilvoll für ihn, daß er die dem menschlichen Forschen gesetzten Schranken gewaltsam durchbrechen will; erst hierdurch verfällt er der Macht des Bösen und lädt zuletzt die Schuld auf sich, in welche Manfred unabhängig von seinem Forschungstrieb und noch lange vor der Existenz desselben geraten ist. Eben so verschiedenartig sind die Wirkungen, welche das Schuldbewußtsein auf beide ausübt. Bei Manfred erzeugt es eine Selbstquälerei, welche jedes Streben und jede Kraft zu nützlicher Thätigkeit untergräbt, eine Reue, so voller Verzweiflung, daß sie jede Möglichkeit einer Wiedererhebung ausschließt. Auch Faust wird sich der ganzen Größe seiner Schuld bewußt, aber nicht um sich in nagendem Reuegefühl zu verzehren, sondern vielmehr um sich dadurch zu rastloser, menschenbeglückender Thätigkeit spornen zu lassen. Eine Bergfee, welche dem Manfred erscheint, vermag nicht, sein von Schuld und Schmerz schwer gepreßtes Herz zu heilen; die Elfen im „Faust" haben schnell und gründlich an Faust die Aufgabe vollbracht, welche ihnen Ariel stellt: „Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise, besänftiget des Herzens grimmen Strauß, entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile, sein Innres reinigt von erlebtem Graus".

Manfred begrüßt den Tod als Befreier von dem qualvollen Daſein, welchem er durch ſeine Schuld verfallen iſt; Fauſt ſchließt, frei von jedem Lebensüberdruß, den Rückblick auf die Bahn ſeines irdiſchen Wirkens mit den Worten: „Zum Augenblicke dürft' ich ſagen: Verweile doch, du biſt ſo ſchön!" —

Hatte ſich Byron durch Goethes Behauptung, daß Fauſt im Manfred wiederholt ſei, in ſeiner Dichterehre ſchwer verletzt gefühlt, ſo hat Goethe ſpäter gleichſam die Manen des dahingeſchiedenen Dichters durch das Ehrendenkmal zu verſöhnen geſucht, welches er demſelben in der Geſtalt des Euphorion im „Fauſt" geſetzt hat. In Byron, der, wie er gegen Eckermann bemerkt, als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen ſei, feiert er die höchſte Blüte der Poeſie, welche aus der Verbindung der dem Ideale der Schönheit zuſtrebenden Romantik und der antiken Klaſſizität entſpringt. Er ſchildert ganz beſonders die jeder weiſen Leitung entbehrende Jugendzeit des Dichters, in welcher der Grund zu dem ſchmerzensreichen Daſein der Folgezeit für ihn gelegt wurde. Es folgt darauf der Hinweis auf eine ihn quälende Schuld, die ſich ihm überall in den Weg ſtellt, wo er ſein Herz der Freude öffnen möchte. Nur in der Ausübung ſeiner poetiſchen Kunſt findet er einige Erleichterung von dem tiefen Schmerz, der ſein Inneres durchwühlt. Endlich weiht er ſich der Sache der griechiſchen Freiheit und findet hierin das lange vergebens geſuchte würdige Ziel für ſeine Thätigkeit:

Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht. —

Hiermit ſchließt die Reihe der Goetheſchen Kundgebungen über Byron ab, ſoweit uns dieſelben eine klare Vorſtellung von der Bedeutung gewinnen laſſen, welche der deutſche Dichter ſeinem engliſchen Kunſtgenoſſen und deſſen Leiſtungen beigemeſſen hat. Wenn Goethe einmal gegen Eckermann äußert, eine Abhandlung über Byron zu ſchreiben, ſei weder bequem noch ratſam, aber gelegentlich ihn zu ehren und im Einzelnen

auf ihn hinzuweiſen, werde er nie unterlaſſen, ſo hat er getreulich Wort gehalten. Seine Dichtwerke hat er mit der verdienten Anerkennung und Auszeichnung — ſeine Perſönlichkeit mit der Schonung beurteilt, wie ſie der von der Schickſalslaune ſchwer verfolgte Byron wohl beanſpruchen darf. Und wiederum geben Byrons Äußerungen Zeugnis von der unbegrenzten Hochachtung und Huldigung, mit welcher Byron das Talent und die Leiſtungen des deutſchen Ranggenoſſen in der Poeſie würdigte, eine Verehrung, welche nur auf ganz kurze Zeit zurückgedrängt wurde, um ſich dann deſto offener und rückhaltloſer kundzugeben. Kaum dürfen wir hiernach bezweifeln, daß bei einer längeren Lebensdauer Byrons ſeine Beziehungen zu Goethe ſich immer inniger und für die Kunſt fruchtbringender geſtaltet haben würden. Goethe und Byron bilden das Doppelgeſtirn in der Weltliteratur, von welchem ſich mit Beſtimmtheit behaupten läßt, daß es noch weit in die Zukunft hinein hell leuchten und jene poetiſche Kraft bewahren werde, welche in dem „Euphorion" der Chor mit den ſchönen Worten feiert:

Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern.
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch
Und vernimmt ſie gern.

---

2. Das Weltbürgertum in der griechiſchen Literatur.

Von Herrn Privatdozent Dr. Ed. Schwartz aus Bonn (21. Februar 1886).

Als Thema des heutigen Vortrags iſt Ihnen angekündigt: der Kosmopolitismus (oder das Weltbürgertum) in der griechiſchen Literatur. Ich habe den Titel um der Kürze willen gewählt und muß Ihnen gleich von vornherein die Erwartung zu nichte machen, daß Sie eine Darſtellung des antiken Kosmopolitismus erhalten würden in ſeiner ganzen Ausdehnung, mit allen ſeinen Verzweigungen und Folgen. So intereſſant dieſelben namentlich nach der religionsgeſchichtlichen Seite hin ſind, in der kurzen Zeit einer Stunde laſſen ſie ſich nicht in faßlicher

und übersichtlicher Weise darstellen. Ich begnüge mich damit Ihnen in großen Zügen ein ungefähres Bild zu entwerfen von den Voraussetzungen, unter welchen der Kosmopolitismus entstand und von den Formen, in welchen er sich ausbildete, als er zum ersten Mal die Herrschaft der Welt antrat.

Was ist Kosmopolitismus? Sie können es sich an Ihrer eignen Erfahrung ohne Weiteres vergegenwärtigen. Wenn Sie ein Literaturwerk des 18. Jahrhunderts lesen, so fühlen Sie, bewußt oder unbewußt, sofort die tiefe Kluft, welche unsere Denkart von der dort niedergelegten trennt. Die politischen Ereignisse unseres Jahrhunderts, die immer mehr sich ausbreitende historische Anschauungsweise zwingen heutzutage jeden zu einer möglichst hohen Schätzung der Nationalität: dem heutigen Geschlechte geht mehr und mehr die Wahrheit in Fleisch und Blut über, daß auch das genialste Individuum nur dann seine Kräfte voll und ganz und wohlthätig entfaltet, wenn es dieselben nicht einer unbegrenzten Weite preisgiebt, sondern sie wachsen und gedeihen läßt in dem nie versagenden, allnährenden Boden der Heimat. Unsere Vorväter würden zu solcher Gesinnung den Kopf schütteln. Sie lebten des Glaubens, daß die politischen, die nationalen Schranken etwas zufälliges, etwas unwesentliches seien, sie wollten denken und empfinden lediglich als Menschen, nicht als Deutsche, Franzosen, Italiener: daß von Natur alle Menschen gleich seien, galt ihnen als ein heiliger, unumstößlicher Satz.

Diese Ansicht oder besser diese Gesinnung ist nicht die natürliche. Sie geht nicht hervor aus wirklicher, auf Thatsachen beruhender Erfahrung von der Natur des Menschen, sie beruht vielmehr auf einer willkürlichen Ausdeutung des allgemeinen, abstrakten Begriffes „Mensch". Immer sind es denn auch die Philosophen gewesen, von denen der Kosmopolitismus ausging, und derselbe wird zu einer Macht nur in Zeiten, wo das philosophische Interesse allgemein und weit verbreitet ist. Stets bleibt er auf die höheren Stände beschränkt: ein kosmopolitischer Bauer ist ein Unding. Und selbst bei sonst günstigen Vorbedingungen wird der Kosmopolitismus im Keim absterben,

wenn ein kräftiges politiſches Leben die gebildeten Schichten der Bevölkerung beſchäftigt, wenn ein ſtarker, bis ins Einzelne ſich fühlbar machender Staat in allen Gliedern des Gemeinweſens das ſtolze Bewußtſein einer feſten, Fremdes ausſchließenden Zuſammengehörigkeit aufrecht erhält. Der Kosmopolitismus iſt das untrüglichſte Symptom der politiſchen Reſignation: er gedeiht nur unter dem Schutz der abſoluten Monarchie, nur dann, wenn ein fürſorgliches Regiment alle Regungen politiſcher Thatkraft einſchläfert. Philoſophiſche Bildung und abſolute Monarchie, dieſe beiden Faktoren ſind für das Weltbürgertum unentbehrlich. Die Erkenntnis des griechiſchen Kosmopolitismus iſt nur möglich, wenn die Wirkung dieſer beiden Faktoren berechnet wird. Dabei wird ſich herausſtellen, daß beide, das Überhandnehmen der despotiſchen Regierungsform und die Populariſierung der Philoſophie, wiederum unter einander in Zuſammenhang ſtehen; ebenſo wird ſich zeigen, daß das Weltbürgertum, einmal ans Licht getreten, auf ſeine Urſachen wiederum bedingend zurückwirkt.

Ihren erſten Höhepunkt erreichte die griechiſche Kultur in den kleinaſiatiſchen Anſiedlungen: Hauptträger derſelben war der Stamm der Jonier. Während im Mutterlande noch ein chaotiſches Durcheinander oder eine dumpfe Erſtarrung jedes Gedeihen hemmte, wimmelte in jenen zahlloſen Küſtenſtädten ein reiches, vielgeſchäftiges Leben: in den homeriſchen Gedichten haben die Jonier der Nachwelt das beredteſte Zeugnis hinterlaſſen von ihrer ſchöpferiſchen Kraft, ihrer alles ergreifenden Lebensluſt. Es iſt ein wunderbares Volk, von der Natur verſchwenderiſch begabt mit Gutem wie mit Böſem. Durchdringende, unbeſiegliche Geſchmeidigkeit, eine nie verſagende Spannkraft des Geiſtes zeigt der Einzelne, wenn er auf ſich geſtellt iſt: und wiederum wirkt dieſe ſelbe Kraft der Perſönlichkeit zerſtörend, wenn es gilt ſich zu einem Ganzen zuſammenzuſchließen. Derſelbe Lebensmut, der ihnen die Kühnheit giebt die Meere zu durchfahren um fremder Menſchen Städte zu ſehn und Sinn zu erkennen, der ſie nicht raſten läßt in der engen Heimat, treibt ſie auch zum rückſichtsloſen Genießen, zur

entnervenden Hingabe an die Laſter und die Üppigkeit des nahen Orients. Die Folgen der Uneinigkeit und der Verweichlichung blieben nicht aus. Erſt die lydiſchen, dann die perſiſchen Könige ſtreckten die Hand aus nach den blühenden Städten, die für ſie eine fette Beute waren und zugleich ein läſtiges Bollwerk, das ihnen das Meer ſperrte: in den grauenhaften Kriegen des 6. Jahrhunderts wurde das freie, ſelbſtändige Leben des aſiatiſchen Joniens von den Barbaren zertreten um nie wieder in dem alten Glanz zu erſtehn. Die meiſten fügten ſich in ein materielles Alltagsleben, wenige beſtiegen, dem Geiſt der Väter treu, die Schiffe, um im Weſten in einer neuen Heimat den Untergang der alten zu vergeſſen. Ganz eigene Wege gingen einzelne bevorzugte Geiſter. In jenen Zeiten des Unglücks erwuchs die ioniſche Naturphiloſophie, die Mutter der griechiſchen Philoſophie und damit der Weltweisheit überhaupt.

Der Jonier war ſinnlich, er gab ſich ganz der Außenwelt hin: ſeine lebhafte, aber nur ſelten ausſchweifende Phantaſie ſpiegelte die Fülle der Erſcheinungen rein und klar wieder. In den frühen, naiven Zeiten mochte er ſich begnügen mit dem einfachen Erzählen und Schildern: die Anſchauung war zu klar, zu ſcharf, als daß nicht bald begabte Köpfe die zahlloſen Schwierigkeiten aufdeckten, die auch der einfachſte Naturvorgang dem Nachdenken bietet. Man beruhigte ſich nicht mehr bei der Annahme, die Dinge ſeien wirklich das was ſie zu ſein ſchienen: es ſollte in ihnen ein verborgener Urgrund ſtecken, der gefunden werden mußte um alle Widerſprüche löſen zu können. Nun kamen die erwähnten Ereigniſſe hinzu. Troſtloſe Schickſale auf Erden lenken den Blick des Menſchen auf das All; wer ſein Vaterland verliert, führt den Geiſt hinaus über die Grenzen der heimatlichen Scholle und ſucht Troſt in der erhabenen Erkenntnis des Weltganzen. Der Gegenſatz zwiſchen den wahren Urſachen aller Dinge und der unwirklichen Erſcheinung derſelben, den die Spekulation über die Natur vorbereitet hatte, mußte ſich bis zu ſchneidender Schärfe zuſpitzen jetzt wo alle die Vergänglichkeit, den trügeriſchen Schein des Irdiſchen aus eigenſter, furchtbarer Erfahrung hatten kennen lernen.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen auch nur kurz die Wege ſchildern, welche die ioniſche Naturphiloſophie nach einander einſchlug. Es genügt auf den Mann hinzuweiſen, der am Schluß der ſtattlichen Reihe ſteht, alle überragend wie ein einſamer Rieſe, Demokrit von Abdera, lebend um 400 v. Chr., ein älterer Zeitgenoſſe Platos. Kein einziger unter den antiken Philoſophen ſteht der modernen Naturwiſſenſchaft ſo nahe an Rückſichtsloſigkeit der Forſchung, an tiefer Auffaſſung von den Grenzen und den Aufgaben des menſchlichen Erkennens wie jener geniale Denker, deſſen Ruhm nur durch die Ungunſt des Schickſals verdunkelt iſt und deſſen Größe erſt jetzt anfängt in vollem Maße gewürdigt zu werden. Er ſuchte alles aus natürlichen, materiellen Urſachen abzuleiten: wirklich und wahr, ſo ſagte er, ſind nur die Atome und der leere Raum, aus denen alle Dinge beſtehn. Die Eigenſchaften, die Unterſchiede, welche die Menſchen von den Dingen ausſagen, beruhen auf Sinnestäuſchungen, ſind willkürlich, durch Übereinkunft feſtgeſetzt. Wer ſo rückſichtslos allem Herkömmlichen, allen von Alters her überlieferten, dem Menſchen naheliegenden Vorſtellungen die materielle, blind waltende, für alle gleiche Naturnotwendigkeit gegenüberſtellt, dem müſſen auch die Unterſchiede der Völker etwas gleichgiltiges, etwas rein konventionelles ſein. Von ihm wird der Ausſpruch überliefert: dem weiſen Manne, d. h. im Sinne Demokrits dem Naturforſcher, ſteht jedes Land offen: eines tüchtigen Geiſtes Vaterland iſt die geſamte Welt. Er hatte den Satz an ſich ſelbſt zur Wahrheit gemacht. Die angeborene Reiſeluſt des ioniſchen Stammes war bei ihm veredelt zum wiſſenſchaftlichen Forſchungstrieb: er opferte ſein Vermögen um den größten Teil der damals zugänglichen Welt zu bereiſen. Namentlich durchſtreifte er den Orient, drang bis nach Indien vor, verkehrte mit den ägyptiſchen, babyloniſchen, perſiſchen Prieſtern, die wegen ihrer techniſchen Kenntniſſe bei den damaligen Griechen noch immer des Ruhmes genoſſen Erben einer uralten Weisheit zu ſein. Demokrit ließ ſich freilich nicht imponieren: er rühmte ſich ſie alle übertroffen zu haben. Ein unendlich reiches Beobachtungs-

material muß er mitgebracht haben, aus dem Aristoteles sehr viel geschöpft zu haben scheint. Die älteren Versuche die Erde auf einer Karte darzustellen nahm er wieder auf und kann in gewissem Sinne der Begründer der antiken wissenschaftlichen Geographie genannt werden.

Demokrit betrieb seine Studien, verfaßte seine zahllosen Schriften in der stillen Abgeschiedenheit seiner Vaterstadt. Zu dem damaligen politischen und geistigen Mittelpunkt Joniens, zu Athen stand er in keinem Verhältnis. Als ich nach Athen kam, hat niemand von mir Notiz genommen, so erzählt er selbst. Seine Lehren blieben dort fast ganz unbekannt und sind in größerem Umfange erst durch Aristoteles in die attische Philosophie eingeführt worden. Durch dieses Fernbleiben von der tonangebenden Hauptstadt blieb die demokritische Weltanschauung zuerst auf die nächsten Anhänger beschränkt und drang nicht in weitere Kreise. Der Kosmopolitismus Demokrits ist also wesentlich persönlich; erst in den Zeiten Alexanders entfaltet er eine breitere Wirksamkeit, indem er sich zugleich in neue und eigentümliche Formen umsetzt, wie wir später sehn werden.

Viel mehr in die Breite, viel folgenschwerer wirkten die geistigen Tendenzen, die im 5. und 4. Jahrhundert, in den Zeiten vom Ende der Perserkriege bis auf Philipp und Alexander von Makedonien in Athen zur Reife gelangten. Athen, vor den Perserkriegen der Mittelpunkt einer kleinen, wenig fruchtbaren Landschaft, sich mühsam der lästigen dorischen und böotischen Nachbarn erwehrend, wurde nach den entscheidenden Siegen über Xerxes der Vorort des ausgebreitetsten Reiches, welches die nationale griechische Geschichte kennt. Die attischen Trieren beherrschten weit und breit das ägäische Meer, Jahr für Jahr flossen die Tribute der unterthänigen Bundesgenossen in den attischen Staatsschatz, unter dem Schutze der seegewaltigen Stadt entwickelte sich ein blühender Wohlstand: gesegnetere Zeiten hat Griechenland nie gesehn. In der Geschichte des griechischen Geistes spielt das ältere Athen noch eine unscheinbare Rolle; noch im 6. Jahrhundert steht es in

mancher Beziehung hinter anderen Städten wie z. B. Theben oder Sikyon oder den theſſaliſchen Fürſtenhöfen zurück. Der politiſche Mittelpunkt wird aber durch die Gewalt der Thatſachen immer und überall auch zum geiſtigen Zentrum. Es iſt keine Frage, daß im Beginn und gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts die geiſtige Kultur in Jonien weit höher ſtand als in dem in der Entwickelung befindlichen Athen: aber ſofort nach der Gründung des attiſchen Reiches ſtrömen die joniſchen Philoſophen, Literaten, Dichter in Scharen nach der Hauptſtadt, wo ſicherer Erfolg und Erwerb ihnen winkte. Und nun beginnt eines der merkwürdigſten und tragiſchſten Schauſpiele, welche die Geſchichte geſehen.

Der Attiker alten Schlages war der konſervativſte Menſch, den es geben konnte: er kannte nichts höheres und heiligeres, als ſeine heimatliche Scholle und den Brauch ſeiner Väter. Stolz rühmte er ſich ſeines autochthonen Urſprungs: aus dem mütterlichen Schoß der Erde wollte der Athener entſproſſen ſein, wollte nie als fremder, heimatloſer Eindringling den heiligen Boden Attikas betreten haben. Mit tauſend Fäden hing er an ſeinem kleinen Ländchen, jeden Fleck heiligten ihm uralte religiöſe Vorſtellungen und Kulte. Der attiſche Bauer iſt immer ſo geblieben: es iſt vielleicht die größte Leiſtung der ariſtophaniſchen Komödie dieſe Figur echteſten Volkslebens unſterblich gemacht zu haben. Sein Weinberg, ſeine Ölbaumpflanzung, ſeine Ziegenheerde, um deren Gedeihen dreht ſich ſein Dichten und Trachten: wehe dem, der ihm daran rührt. Die müſſen ihm die heimatlichen Götter beſchützen: dann lohnt er es ihnen mit Opfern und feiert ſie in ausgelaſſenen Feſten mit den Geſchlechts- und Gaugenoſſen; fehlt dabei ein üppiger Schmaus nicht, ein ewig voller Weinſchlauch, dralle und wenig prüde Bauernſchönheiten, dann iſt ſeines Lebens höchſte Wonne erreicht.

Und dieſer Bevölkerung wurde, nicht durch allmähliche Entwicklung, ſondern in jäheſtem Übergang, das Loos zu Teil, über das komplizierte Gebilde eines ausgedehnten Bundesſtaats zu herrſchen. Das attiſche Reich war nicht organiſch zuſammen-

gewachsen, wie z. B. die italische Herrschaft der Römer, die passenden politischen Formen konnten sich nicht mit langsamer, spontaner Sicherheit herausbilden, sondern es war und blieb im Großen und Ganzen wenigstens eine verstandesmäßige Schöpfung. Nicht so sehr ein aus den Verhältnissen sich herausentwickelnder Instinkt, sondern die staatsmännische Reflexion, das bewußte politische Raisonnement mußten die Maßregeln und die Verfahrungsweise bestimmen, welche das Reich organisieren und aufrecht erhalten sollten. Die neuen, zu fieberhafter Thätigkeit, zu angespanntester Denkarbeit treibenden Verhältnisse traten in schärfsten Gegensatz zu der alten, patriarchalischen Art. Der Gegensatz wurde ein unversöhnlicher, prinzipieller durch die Philosophen, oder wie sie sich in jener Zeit nennen, die Sophisten.

Wie oben auseinandergesetzt wurde, kannten die ionischen Philosophen kein eigentliches Vaterland mehr, bekämpften die hergebrachten, überlieferten Vorstellungen, stellten über alles andere die individuelle geistige Potenz, die nach Erkenntnis rücksichtslos strebende Forschung. So lange sie sich in den luftigen Regionen der theoretischen Spekulation hielten, blieb ihr Einfluß auf die höchsten Kreise, wie beispielsweise auf die Umgebung des Perikles beschränkt; die Menge hörte gleichgiltig oder mit offener Abneigung von den Bemühungen eines Anaxagoras den vernünftigen Zusammenhang der geschaffenen Welt aufzufinden oder dem kühnen Skepticismus des Abderiten Protagoras, der das Verhältnis der menschlichen Vorstellungen zu den Außendingen untersuchte. Aber eben jener Protagoras und zahlreiche Männer neben ihm verfolgten, neben der Spekulation oder ausschließlich, noch andere Ziele, die unmittelbar mit der lebendigen Gegenwart zusammenhingen und das praktische Leben aufs tiefste beeinflußten. Jene Männer nannten sich Sophisten, „Weisheittreibende" nach wortgetreuer Übersetzung. Während die frühere Philosophie das Wissen suchte um des Wissens willen und schon wegen des rein idealen Zwecks auf wenige, hervorragende Geister beschränkt blieb, betrachtet die Sophistik, an dem Erfolg, ja an der Möglichkeit der

Spekulation irre geworden, das Wiſſen und die Erkenntnis lediglich als Mittel um ſich auszuzeichnen und bemüht ſich dieſes Mittel gegen reichlichen Entgelt jedem beizubringen, der danach begehrt. Sie wollten die Tugend lehren: dabei verſtanden ſie, dem Sprachgebrauch und der Denkweiſe jener Zeiten ſich anſchließend, unter „Tugend" die Fähigkeit ſich den Ruf eines tüchtigen, einſichtigen, dem Gemeinwohl nützlichen Staatsbürgers zu verſchaffen und wollten mit ihrer Tugendlehre im Grunde nichts anderes geben als eine Reihe von Kunſtmitteln, durch die der gelehrige Schüler in den Stand geſetzt werden ſollte im Gemeinweſen die erſte Rolle zu ſpielen und die weniger unterrichtete Menge nach ſeinem Willen zu lenken. In engem Zuſammenhang mit der Sophiſtik ſteht das Aufkommen der Rhetorik, der Redekunſt: lag doch alle Macht in den Händen der Volksverſammlung und war das wirkſamſte Mittel um dieſe zu beherrſchen die Rede, beſonders bei einem Volke, das von der Schönheit der Form unwiderſtehlich, in einer für uns kühle Nordländer kaum faßlichen Weiſe, hingeriſſen wurde.

Dieſe auf das Staatsleben, auf das Praktiſche gerichteten Beſtrebungen der Sophiſten und die thatſächlichen Verhältniſſe des attiſchen Reichs, welche die politiſche Reflexion zu einer Notwendigkeit machten, traten nun in die engſte, ſich gegenſeitig beſtändig ſteigernde Wechſelbeziehung. Die Sophiſten erfreuten ſich eines ungeheuren Zulaufs und gewannen im Nu die Herrſchaft über die geſammten gebildeten Kreiſe Athens. In dieſen räumten ſie mit der patriarchaliſchen Geſinnung des Attikers vom alten Schrot und Korn gründlich auf: für den hochgebildeten Athener in der Zeit des peloponneſiſchen Kriegs tritt die ererbte, inſtinktmäßige, unbewußte Anhänglichkeit an die Heimat zurück, er kennt weniger ein zu liebendes, zu verehrendes Vaterland, als das kunſtmäßige, auf vernünftiger Einſicht beruhende Gebilde des Staats, in welchem der Klügſte und nur der Klügſte zur Herrſchaft berufen iſt. Man thäte den Sophiſten Unrecht, wollte man ihnen in Bauſch und Bogen unreine und unlautere Motive unterſchieben: im Gegenteil, gerade die bedeutendſten unter ihnen waren perſönlich ſehr

achtungswerte Männer und von der Trefflichkeit und Nützlichkeit ihrer Bestrebungen und Lehren durchaus überzeugt. Sie sind es nicht zum wenigsten gewesen, die dem damaligen geistigen Leben Athens eine die mannigfaltigsten Probleme erörternde, fieberhafte Regsamkeit, eine glänzende, formgewandte Produktionskraft gegeben haben. Aber die Folgen ihrer Thätigkeit waren furchtbar. Sie erzeugten einen Kultus des schrankenlosen Individualismus, eine absolute Bewunderung des Genies, für welche Tradition ein Ammenmärchen, Pietät eine Dummheit, Schonung des Bestehenden eine lächerliche Schwäche war. Die ganze Denkweise der Zeit kristallisiert sich schließlich am klarsten in dem viel erörterten, berühmten Gegensatz zwischen Konvention (νόμος) und Natur (φύσις). Das Raisonnement war folgendes. Die Natur erkennt die sittlichen Gesetze nicht an: in ihrem Reich behält der Stärkere immer Recht. In der menschlichen Gesellschaft ist der Stärkere der Kluge, Energische, Unterrichtete: er hat von Natur das Recht über den Schwachen, Dummen, Ungebildeten zu herrschen und ihn zu seinem Vorteil zu benutzen. Die Schwachen haben sich zu schützen versucht, indem sie durch Übereinkunft, durch Konvention Gesetze aufstellten, die alle in gleicher Weise verpflichten sollten. Um die Anerkennung der Gesetze durchzusetzen haben sie Götter erfunden, die das Gute belohnen, das Böse bestrafen sollen. Der Starke jedoch, der an dies Märchen glaubt, darum sein natürliches Anrecht aufgiebt, ist ein Thor. Die menschliche Gesellschaft ist ein Kampf Aller um die Herrschaft: wer sich nicht wehren kann, verdient niedergetreten zu werden.

Ein so schrankenloser Individualismus, ein derartiges Aufgeben der natürlichen patriotischen Empfindung mußte dem Weltbürgertum die Wege ebnen. So lange freilich das attische Reich noch bestand, so lange es noch den furchtbaren Kampf um seine Existenz führte, warf sich der entfesselte persönliche Ehrgeiz mit aller Kraft auf das praktische Staatsleben; die politischen Aufgaben waren zu dringend, die Ziele, die dem Streben winkten, zu glänzend, als daß das Geschlecht jener Tage schon daran hätte denken können, in eine kosmopolitische

Reſignation zu verfallen. Aber es kamen andere Zeiten. Die Macht Athens brach zuſammen: eben jener zügelloſe Individualismus hatte zu einem Parteitreiben geführt, welches alles atomiſierte und ſchließlich den Peloponneſiern zum Siege verhalf.

Ein Gemeinweſen, das in der Stunde der Gefahr ſich nicht zuſammenſchließen kann in zähem, unbedingten Feſthalten an den überlieferten Inſtitutionen, iſt verloren: und der attiſche Staat iſt, tragiſch genug, zuſammengebrochen durch dieſelbe Denkweiſe, welche den attiſchen Geiſt zu ſo glänzenden Leiſtungen emporgehoben hat. Der Schlag war tötlich. Zwar erlangte Athen bald ſeine Unabhängigkeit wieder, die attiſchen Handelsſchiffe durchkreuzten bald wieder das Meer, die Reichtümer ſtrömten wieder auf den alten gewohnten Wegen zuſammen: aber eine politiſche Großmacht wurde die Republik nicht wieder. Vor den großen Staatsmännern, vor den das Bürgeraufgebot von Sieg zu Sieg führenden Feldherren des 5. Jahrhunderts fürchteten ſich die übrigen Griechen, zitterte der Perſerkönig: jetzt regierten zankende Rhetoren und intrigante Condottieri geworbener Söldnerhaufen die morſche Ruine, die mit ruhmvollen Erinnerungen und großen Worten ein prekäres Daſein friſtete. Im 5. Jahrhundert abſorbierte der Staat alle Kräfte: das epigonenhafte Treiben konnte tieferen Naturen nicht zuſagen, die edelſten und beſten Geiſter wandten ſich gänzlich vom Staatsleben ab. Charakteriſtiſch für jene Zeit ſind die Verſuche einen beſten Staat ſpekulativ zu konſtruieren: eine wirkliche Verbeſſerung des eigenen wagt keiner zu hoffen.

Das Stadium iſt erreicht, in welchem der Kosmopolitismus ſich offen hervorwagen konnte. Die Doktrin, welche der Geſinnung Formen gab und ſie ſtützte, wurde ausgebildet im Schoße der Sokratik. Ich kann hier nur flüchtig darauf hinweiſen, daß Sokrates und die an ihn ſich anſchließenden, mannigfaltigen Richtungen, welche mit dem Geſamtnamen Sokratik bezeichnet werden, das griechiſche Denken in die neuen Bahnen der Begriffsphiloſophie lenkten, welche Jahrhunderte lang nicht verlaſſen worden ſind. An Stelle des ſkeptiſchen

Individualismus der Sophiſten trat die dialektiſche Entwicklung des Begriffs, die mit formalen Mitteln hervorgebrachte Überredung ſollte der wiſſenſchaftlichen, auf unbedingter Wahrheit beruhenden Überzeugung weichen. Nach ſokratiſcher Lehre giebt es eine objektive Erkenntnis, diejenige nämlich, welche ſich richtet auf die über den Einzeldingen ſtehenden Begriffe: mit dieſer Erkenntnis iſt alles gegeben. Die Tugend iſt Wiſſen: wer das Gute weiß, muß es auch ausführen. Das ſind die Zentralſätze der Sokratik. Je ſchrankenloſer die Sophiſtik alles in das Belieben des Individuums geſtellt hatte, um ſo triumphierender verkündete die Sokratik die Lehre von der Allmacht der Wiſſenſchaft, deren ewig gleicher Wahrheit jeder einzelne ſich beugen ſollte.

Von einer Reihe mehr ephemerer Erſcheinungen abgeſehen gingen aus der Sokratik, unter einander in ſchärfſtem Gegenſatze ſtehend, zwei Richtungen hervor, die Platoniſche Schule und der Cynismus. Für unſeren Zweck können die tiefſinnigen Spekulationen des platoniſchen Genius bei Seit gelaſſen werden: der Kosmopolitismus iſt ausgebildet und großgezogen von den Cynikern. Der Stifter der Schule war Antiſthenes, wahrſcheinlich nach dem Gymnaſium Kynoſarges, wo er zu lehren pflegte, mit dem Spitznamen κύων, κυνικός, d. i. der Hund, der Hündiſche, belegt. Der Hund iſt für den Griechen die Perſonifikation der Unverſchämtheit und Frechheit, und da der Cyniker verpflichtet war ſeine Prinzipien mit äußerſter Formloſigkeit, mit bewußter Hintanſetzung alles Anſtands und aller Sitte zu vertreten, hat das Wort cyniſch die Bedeutung erlangt, welche es noch in jetziger Zeit beſitzt. Wenn ich aber jetzt von Cynikern ſpreche, ſo verſtehe ich das Wort in antikem Sinne und ſpreche nicht von einer Charaktereigenſchaft, ſondern von einer philoſophiſchen Schule.

Antiſthenes war als Sohn einer Thrakerin nicht vollberechtigter attiſcher Bürger. Er war zuerſt Schüler der Sophiſten, ehe er ſich in ſpäterem Lebensalter Sokrates anſchloß. Dieſe beiden Momente waren von ausſchlaggebender Wichtigkeit für die Ausbildung ſeiner Lehre. Von den Sophiſten

übernahm er als Grund seiner Lehre den, vorher erörterten, Gegensatz zwischen Natur und Konvention, den er freilich in ganz eigenartiger Weise auffaßte. Auch er erkennt nur die Natur an, verwirft unbedingt die Konvention. Das Ziel des menschlichen Strebens ist der Natur gemäß zu leben, das allein ist die wahre Tugend. Während aber die Sophisten und ihre Anhänger sich auf die Natur beriefen um die rücksichtsloseste Befriedigung der persönlichen Leidenschaften zu rechtfertigen, kam Antisthenes zu den entgegengesetzten Folgerungen. Die Natur hat dem Menschen nur wenige, geringe Bedürfnisse eingepflanzt und ihm zugleich die einfachsten, nie und unter keinen Umständen versagenden Mittel zur Befriedigung derselben mitgegeben. Zu vollkommenem Glück ist nichts weiter nötig als die naturgemäße Erfüllung der naturgemäßen Bedürfnisse: was darüber hinausgeht, ist vom Übel. Dem Hungrigen bringt die gewöhnlichste Speise, dem Durstigen ein Trunk aus der Quelle den höchsten Genuß, der süßeste Schlaf ist der auf dem bloßen Boden nach angestrengter Arbeit. Jede künstliche Steigerung des Genusses, jedes Streben nach der Lust als solcher, die keinem zwingenden Bedürfnis entspricht, ist naturwidrig und darum schlecht und verwerflich. Bekämpfung der eigenen Begierden, williges Ertragen von Mühsal und Strapazen um Körper und Geist an das Begnügen mit dem Geringsten zu gewöhnen sind die ersten Gebote des Cynismus. Nur wer seiner eigenen Leidenschaften völlig Herr wird, ist tugendhaft, weise und frei: wer denselben folgt und dient, ist schlecht, verrückt, ein Sklave zeitlebens. Andererseits darf sich der Cyniker durch keine Sitte, kein konventionelles Herkommen in seinem naturgemäßen Leben beirren lassen: alle natürlichen Verrichtungen, welcher Art sie auch sein mögen, kann er vornehmen wie, wo und wann er will, vor aller Augen, ohne Anstand und Scham.

Sie sehen, der Cynismus war keine müßige Spekulation, sondern eine sehr praktische Lehre: und die Cyniker begnügten sich nicht mit großen Worten. Von Stadt zu Stadt zogen die seltsamen Männer, barfuß, in grobem einfachen Mantel,

mit dem Knüttel in der Hand, den Ranzen auf dem Rücken, mit der einfachſten, häufig erbettelten, Nahrung vorlieb nehmend: die allen offen ſtehenden Tempel, die Säulenhallen boten ihnen ein bei dem milden ſüdlichen Klima allezeit ſchützendes Obdach. Rückſicht und Scheu kannten ſie nicht: ſie erſchienen, wo nur die Menge ſich verſammelte, auf den Plätzen und Märkten, bei den großen Feſten, drangen auch in die Häuſer ein. In kurzer, oft dramatiſcher Rede, mit ſchlagendem, volkstümlichem Witz, mit draſtiſchen, aus dem Leben des Tages gegriffenen Beiſpielen predigten ſie ohne Unterlaß, daß Reichtum, Ehre, Luſt, alle irdiſchen Güter nur eitel Schwindel, ein blauer Dunſt, eine Einbildung ſeien. Erkenne dich ſelbſt, ſchrie der Cyniker immer wieder ſeinem Publikum entgegen, erkenne, was du von Natur bedarfſt. Das kannſt du immer erreichen, wenn du nur deine Bedürfniſſe in den natürlichen Grenzen hältſt: und wenn du das erreichſt, biſt du vollkommen glücklich. Dies Glück kann dir nichts rauben: verlieren kannſt du nur Gleichgiltiges, Wertloſes, nie deine Natur.

Keine Philoſophie wandte ſich ſo an die Menge, faßte ſo in das tägliche Leben hinein, wie die cyniſche: keine iſt auch ſo populär geworden. Ich kann mir nicht verſagen ein draſtiſches Beiſpiel hier einzuſchalten. Es wird erzählt, daß eine vornehme Thebanerin, Hipparchia, von den Predigten des Cynikers Krates ſo hingeriſſen wurde, daß ſie Adel, Reichtum, Schönheit für nichts achtete, alle Freier abwies und ihren Eltern drohte ſich umzubringen, wenn ſie nicht den Krates zum Manne erhielte. Die verzweifelten Eltern baten den Philoſophen die allzugroße Wirkung ſeiner Reden wieder gut zu machen und die Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen. Seine redlichen Bemühungen waren vergeblich. Schließlich ſtellte er ſich vor die enthuſiaſtiſche Schöne, breitete ſeinen Philoſophenmantel aus und ſprach: Dies iſt dein Bräutigam, dieſer Mantel ſein Beſitz. Willſt du mich ehelichen, ſo mußt du meiner Lebensweiſe dich anſchließen. Hipparchia, ich will es unentſchieden laſſen ob aus Liebe oder aus Überzeugung von der Richtigkeit der cyniſchen Grundſätze, hüllte ihren ſchönen Leib in das Philoſophen-

gewand. und begleitete den Gemahl getreulich auf deſſen Wanderzügen.

Zunächſt zeigt das Geſchichtchen allerdings nur, daß es im Altertum ebenſo gut überſpannte Frauenzimmer gab wie heutzutage: aber die Richtung der Überſpanntheit beweiſt, wie allgemein, wie verbreitet die Wirkung der cyniſchen Lehren war. Es ſah im 4. und 3. Jahrhundert in Griechenland grauenhaft aus: jede, auch die kleinſte Stadt zerwühlt von blutigſtem Parteihader, das Land verheert von den ſtets in Thätigkeit befindlichen Söldnerſcharen, Unheil und Not überall. Die um ſich greifende Reflexion zerſtörte das alte naiv beobachtete Herkommen, den damals einzigen Schutz des Guten: eine wüſte Genußſucht griff immer mehr um ſich. Was Wunder, daß da eine Lehre wie ein Segen erſcheinen mußte, welche den Menſchen gleichgiltig machen wollte gegen jeden Schmerz und jede Leidenſchaft, die auf die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter hinwies.

Der Kosmopolitismus war eine notwendige Konſequenz der cyniſchen Doktrin. In der Natur, wie die Cyniker ſie faßten, gab es keine trennenden Grenzen. Im Gegenteil, der Staat hemmt mit ſeinen Standesunterſchieden, ſeinen auf Übereinkunft beruhenden Geſetzen das naturgemäße Leben: der Cyniker erkennt ihn nicht an. Unverhohlen ſprachen Antiſthenes, ſein Schüler Diogenes, Krates es aus, daß ihr Vaterland die Welt ſei, von ihnen ſtammt das Wort Kosmopolit, d. i. Weltbürger. Die cyniſche Literatur behandelte dieſen Satz in allen möglichen Tonarten, zog die praktiſchen Konſequenzen desſelben. Für den Griechen der alten Zeit gab es kein gefürchteteres Schickſal als die Verbannung: der Cyniker ſchärfte ein, daß es ganz gleichgiltig ſei, wo der Menſch lebe: der Natur kann er überall folgen: die heimatliche Scholle nicht entbehren zu können iſt eben ſo lächerlich als ſich von einem alten Kleide nicht trennen zu wollen. Antiſthenes und Diogenes, die Gründer des Cynismus, waren um ſo bereitwilliger dieſe Folgerung zu ziehen, als ſie beide des vollen Bürgerrechts in Athen entbehrten, beide leiden mußten unter dem Hochmut der Privilegierten, beide die Wohlthaten eines Vaterlandes nicht kannten.

Es ſteckte aber noch eine andere Folgerung in den cyniſchen Prinzipien, die hier nicht übergangen werden darf. Antiſthenes war inſofern echter Sokratiker, als nach ihm nur der Weiſe das höchſte Ziel des naturgemäßen Lebens erreicht: auch ihm iſt die Tugend gleich Wiſſen. Der Weiſen ſind aber immer nur wenige. Es iſt ebenfalls echt ſokratiſch, wenn Antiſthenes für dieſe Wenigen das Recht in Anſpruch nimmt kraft ihres überlegenen Wiſſens über die Menge zu herrſchen. Die auf dem Gleichheitsprinzip beruhende Herrſchaft der demokratiſchen Majoritäten erſchien ihm eine abgeſchmackte Thorheit: was die Löwen wol dazu ſagen würden, wenn es den Haſen einfallen ſollte Anſpruch auf Gleichberechtigung zu erheben, ſo pflegte er ſich auszudrücken. Der Weiſe iſt über die anderen Menſchen ſo erhaben, wie die Götter über die Sterblichen: wie kann er von anderen Befehle empfangen? Antiſthenes dachte ſich einen idealen Staat, in welchem die Weiſen herrſchen und für ihre Unterthanen ſorgen wie die Hirten für die Herde: ſie ermahnen die Guten, bringen die Böſen mit Gewalt zur Vernunft. In einem ſolchen Staate würde allgemeiner Friede und allgemeines Glück herrſchen, jeder hätte was er bedarf: die auf Konvention beruhenden Hinderniſſe des naturgemäßen Lebens, wie Ehe und Eigentum, müſſen radikal abgeſchafft werden. Dies iſt freilich ein Ideal, eine Utopie. Aber derartige Utopien haben ihre ſehr reale Seite, wenn ſie ſich verbreiten und dem praktiſchen Leben angepaßt werden. Es gehörte keine allzugroße Kühnheit dazu, wenn ein einſichtiger, für das Wohl aller ſeiner Unterthanen gleich beſorgter Herrſcher aufſtand, in dieſem das cyniſche Ideal von der Herrſchaft des Weiſen verkörpert zu ſehen. Und der Fall iſt eingetreten: die Cyniker ſind es geweſen, welche für die Univerſalmonarchie Alexanders das Programm lieferten: dies Zuſammentreffen giebt ihren Lehren und namentlich ihrem Kosmopolitismus die weltgeſchichtliche Tragweite.

Als Alexander der Große auszog um die perſiſche Herrſchaft zu vernichten, folgte er keineswegs einem ſpontanen Einfall, einer weſentlich perſönlichen Eroberungsluſt: er gehorchte,

allerdings mit Enthusiasmus, einer unausweichlichen Notwendigkeit. Nur dadurch hatte sein Vater Philipp die widerspenstigen Griechen zu fast einmütiger Anerkennung seiner Oberhoheit gebracht, daß er als Ziel derselben den Krieg gegen Persien hinstellte. Nur so konnte Alexander diese Oberhoheit aufrecht erhalten, wenn er, in die Fußtapfen seines Vaters tretend, den persischen Krieg ins Werk setzte und damit die Hoffnung erfüllte, die von den Griechen nie aufgegeben und gerade in den trostlosen Zeiten des 4. Jahrhunderts der Halt und die Stütze des nationalen Bewußtseins gewesen war. In vier Jahren zerschlug das Genie Alexanders die persische Monarchie: seine Siege und der Tod des letzten Achaemeniden machten ihn zum Herrscher über eine neue Welt: der Orient war den Griechen und Makedonen preisgegeben.

Die Wirkung dieser Ereignisse kann gar nicht ungeheuer genug gedacht werden. Was waren all die Kämpfe, die sich auf dem kleinen Raume Griechenlands abspielten, gegen diese Erfolge, welche unermeßliche Länderstrecken umfaßten? Einst, als die Scharen des Xerxes zurückgeschlagen waren, kehrte der Grieche zurück an den häuslichen Herd: jetzt duldeten die Siege keine Rückkehr, jetzt mußte er bleiben im fernen Orient. Das nächste Ziel war erreicht, die Barbaren geschlagen: eine viel schwerer zu lösende Frage tauchte auf: was sollte mit den Millionen der Besiegten angefangen werden, welches Loos sollte ihnen in dem neu zu gründenden Reiche zufallen? Jahrzehnte lang hatten die Philosophen spekuliert über den besten Staat, mit ihren Utopien und Idealen Hoffnungen genährt, Reflexionen verbreitet, die jetzt mit einem Male dem grellsten Licht der Wirklichkeit ausgesetzt waren. Jetzt waren die alten Verhältnisse hinweggefegt durch die unwiderstehliche Phalanx des großen Königs, jetzt war wirklich einmal tabula rasa gemacht, was die Philosophen immer so wünschten, jetzt genügte es nicht mehr Pläne auf Pläne zu häufen: es galt zu bauen.

Und die Philosophen gaben ihre Ratschläge ab. Aristoteles, der Lehrer Alexanders, äußerte sich dahin, daß der König die Barbaren behandeln und ausnutzen solle, wie Pflanzen und

Tiere, die Hellenen aber beherrſchen wie ein Führer ſeines Gleichen. In der Politik entwickelte er die Lehre daß im Staate die Sklaverei notwendig ſei: der Barbar, d. h. nach antikem Sprachgebrauch der Nichtgrieche, ſei von Natur zum Sklaven gemacht, ein Krieg, der Barbarenſklaven herbeiſchaffe, ſei gerecht.

Alexander folgte dem Rate ſeines Lehrers nicht und konnte ihm nicht folgen. Freilich den makedoniſchen Offizieren wäre es das Liebſte geweſen, wenn ſie ihre Provinzen ausgeliefert bekommen hätten um ſie nach Belieben auszupreſſen. Der König brauchte die Orientalen. Er ſah klar, daß das ungeheure Reich ſich nur despotiſch regieren ließ. Seine Makedonen aber kannten und wollten kein abſolutes Regiment: der makedoniſche König war von Alters her gebunden an die Beſchlüſſe ſeines Heeres, des Aufgebots der freien, waffenfähigen Männer, und mit den trotzigen, altgedienten Generalen war nicht zu ſpaßen. Alexander mußte ſeinen Despotismus ſtützen auf die Einheimiſchen, die verachteten Barbaren. Freilich mußte er ihnen ein neues geiſtiges Leben einflößen: dafür zog er die Griechen heran, die ihn viel beſſer verſtanden als ſeine makedoniſchen Haudegen. Er gründete Städte, nahm Orientalen in Mengen in das Heer auf, ſuchte durch Maſſenverheiratungen ein neues Geſchlecht heranzubilden. Es hat etwas furchtbar Erſchütterndes zu ſehen, wie der gewaltige Mann die ganze leidenſchaftliche Kraft ſeines Genies daran ſetzt um den Orient durch griechiſches Leben und griechiſche Kultur aus ſeiner traditionellen Starrheit aufzurütteln, wie der Feuergeiſt ſich ſelbſt verzehrt in dem titanenhaften Ringen nach dem Unmöglichen. Und doch iſt es dem einen Manne gelungen in elf Jahren eine Verbindung zwiſchen den ſo heterogenen Elementen des Orients und Occidents herbeizuführen, welche für Jahrhunderte die Weltgeſchichte beherrſchte. Dieſe Verbindung hat die trennenden nationalen Schranken beſeitigt, hat das Römerreich möglich gemacht, der antiken Kultur zu einer univerſalen Ausbildung verholfen, welche allein imſtande war die Früchte derſelben für die Nachwelt zu retten.

Die Cyniker haben Alexander verſtanden: im Gegenſatz zu

Ariſtoteles rechtfertigten ſie mit ihren philoſophiſchen Grundſätzen ſeine Politik. Ich will nur nebenbei erwähnen, daß die Nachfolger Demokrits, die Skeptiker, in dieſer Beziehung wie in vielen anderen ähnlich dachten wie die Cyniker. Vermöge ihres Kosmopolitismus waren dieſe Philoſophen imſtande auf die Eigenart der Barbaren einzugehen, ſie als gleichberechtigte Menſchen, als Kinder der einen Mutter Natur anzuſehen. Sie konnten das um ſo eher, als ſie auf mancherlei Erſcheinungen bei denſelben ſtießen, die ihnen ſehr imponieren mußten. Bei den indiſchen Büßern, den ſ. g. Gymnoſophiſten, fanden ſie eine Selbſtbeherrſchung, eine Askeſe, welche dem cyniſchen Ideal mindeſtens ſehr nahe kam. Wir beſitzen noch einen merkwürdigen Bericht über dieſe indiſchen Philoſophen von einem dem Cynismus ergebenen Manne, dem erſten Steuermann der makedoniſchen Flotte, Oneſikritos. Ohne Scheu legte er einem Inder die unverfälſchte cyniſche Doctrin in den Mund; zugleich lehrt uns der Bericht aufs unzweideutigſte, daß Oneſikritos und viele andere mit ihm in Alexander das Ideal des Herrſchers erblickten, von dem ſie bei ihren Philoſophen gehört hatten. Die ſchwungvollſte und erhabenſte Lobrede auf Alexander, deren ein Droyſen ſich nicht zu ſchämen brauchte, hat der aus einer Vereinigung von Cynismus und Skeptizismus hervorgegangene große alexandriniſche Gelehrte Eratoſthenes gehalten. Er rühmt Alexander, daß er nicht nach den Zufälligkeiten der Sprache und Bildung die Menſchheit in Hellenen und Barbaren zerlegt hätte: für ihn habe es nur gute und böſe Menſchen gegeben. Alexander machte die Lehre zur Wahrheit, ſo lauten ungefähr ſeine Worte, daß alle Menſchen Genoſſen und Bürger ſind, daß ein Leben und eine Welt ſie wie eine Herde umfaßt. Er iſt in die Welt eingetreten wie ein gottgeſandter Ordnungs- und Friedensſtifter: nur wer ſich vernünftiger Rede nicht fügte, den hat er mit den Waffen gezwungen. Er hat alles vereinigt zu einem Ganzen; gleichſam in einer großen Schale, wie man ſie bei Freundſchaftsfeſten aufzuſetzen pflegt, hat er die verſchiedenen Lebensgewohnheiten, Sitten, Familienzuſammenhänge durcheinandergemiſcht. Er hat alle dazu angehalten für ihr

Vaterland die Welt zu halten, für Burg und Zitadelle das Heer, als gleichen Stammes die Guten anzusehn, als Fremde nur die Böſen.

Die Univerſalmonarchie Alexanders brach nach ſeinem Tode zuſammen: aber der Kosmopolitismus blieb und gedieh in den abſoluten Monarchien ſeiner Nachfolger, die alles andere als national waren. Von ihnen ging er über auf das Weltreich der römiſchen Cäſaren, in welchem er wiederum neue und eigene Formen annahm.

Ich ſchließe meine Darſtellung. Erwarten Sie von mir kein Urteil, kein Schlagwort über den antiken Kosmopolitismus: die Geſchichte hat nicht zu loben oder zu tadeln, ſondern zu begreifen. Ich habe verſucht Ihnen nachzuweiſen, daß der griechiſche Kosmopolitismus keine willkürliche Erfindung, nicht fix und fertig hervorgeſprungen iſt wie die Athena aus dem Haupt des Zeus, daß er vielmehr angeſehen werden muß als etwas Gewordenes und Gewachſenes, als ein organiſches Produkt realer Verhältniſſe. Was an ihm gut war, was böſe, das zu entſcheiden muß dem Nachdenken oder der Empfindung des Einzelnen überlaſſen bleiben.

---

3. Über den Einfluß der Währung auf die Preiſe der Waaren.

Von Herrn Prof. Dr. Paaſche aus Marburg (28. März 1886).

Ein ausführlicher Bericht über dieſen intereſſanten Vortrag wird im nächſten Hefte folgen.

---

4. Die Bedeutung der Frau von Stein für die deutſche Literatur.

Von Herrn Oberlehrer Dr. Heinemann aus Leipzig (18. April 1886).

Wenn ich zum Gegenſtande meiner Betrachtung jene vielgenannte, infolge ihrer Beziehungen zu unſerem größten Dichter unſterblich gewordene Frau gewählt habe, jene Frau, welche durch die überſchwängliche Liebe Goethes und vom Strahl ſeiner Dichterſonne umglänzt, Bewunderung und Neid und durch den

Bruch des Verhältniſſes das regſte Mitleid erweckt hat, ſo fürchten Sie nicht, daß ich mich hier über das Verhältnis ſelbſt, über jene vielberufene und umſtrittene Frage des näheren verbreiten werde. Nein je mehr es zu beklagen iſt, daß Schriftſteller und Leſer bisher hauptſächlich der für die Literatur ganz unweſentlichen Frage nach dem Grade der „Intimität" jenes Verhältniſſes ihr Intereſſe geſchenkt haben, umſomehr hoffe ich berechtigt zu ſein, Ihre Aufmerkſamkeit auf das Wertvolle und Bleibende, auf die Früchte jener geiſtigen Ehe zu lenken und geſtützt auf die Briefe Goethes*) an Frau Stein die Bedeutung dieſer Frau für unſere Literatur, insbeſondere das dichteriſche Schaffen Goethes vor Augen zu führen. Nur ſoviel als zum Verſtändniſſe der Unterſuchung nötig iſt, will ich aus der äußeren Geſchichte jenes Liebesbundes in Ihr Gedächtnis zurückrufen.

Am 7. November 1775 kam Goethe nach Weimar; er hatte ſich von Lili losgeriſſen, aber ſein Herz blutete noch von dem Schmerze der Trennung, und unter dem Banne der Leidenſchaft für die ſchöne Frankfurterin ſchrieb er mit Überſendung ſeiner Stella die ſeine Gefühle verratenden Verſe:

Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe,
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht!

Doch nur wenige Monate näheren Verkehrs zwiſchen Goethe und der ihm am Hofe vorgeſtellten Frau Oberſtallmeiſter von Stein — und Lili war faſt vergeſſen, vergeſſen die Rückkehr nach der Heimat, aufgegeben alle Abſichten und Entwürfe. Eine Leidenſchaft, wie ſie Goethe in ſolcher Stärke noch nicht erfaßt hatte, nahm den ganzen Menſchen mit ſeinem Fühlen und Denken in Beſitz. Aber nicht das erſcheint ſonderbar, daß es einer Frau gelang, den leicht entzündbaren Dichter zu leidenſchaftlicher Liebe zu entflammen, ſondern daß ſie es verſtand, dieſes Herz, „das du ſo beweglich kennſt, dieſes Herz in Brand" ein Jahrzehnt feſtzuhalten in den ſtrengen Feſſeln der Liebe und Eifer-

*) in der ausgezeichneten Ausgabe von Schöll-Fielitz, welche derartige Unterſuchungen erſt möglich gemacht hat.

ſucht: das iſt der ſtärkſte Beweis der Gewalt und Macht jener Frau über den Dichter. Wer war nun dieſe allmächtige Frau? Im Jahre 1742 geboren, war Frau von Stein 33 Jahre und Mutter von ſieben Kindern — von denen vier einen frühzeitigen Tod ſtarben — als ſie den 26jährigen Dichter kennen lernte. Den Eindruck ihrer Perſönlichkeit ſchildern uns Zeitgenoſſen, ſo Knebel*): „Reines und richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenſchaftlicher und leichter Dispoſition haben ſie bei eignem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menſchen, der ihrer äußerſt feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Weſen gebildet, deſſen Daſein und Art in Deutſchland ſchwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte". Und Schiller, der ihr ſpäter ſo nahe treten ſollte, ſagte von ihr, als er ſie 1787 die 45jährige kennen gelernt hatte: „ſie iſt eine wahrhaft eigene, intereſſante Perſon. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen."

Das war die Frau, deren Bild ſchon lange, bevor er ſie ſelbſt kennen lernte, auf Goethe einen zauberhaften Eindruck gemacht hatte. „Es wäre", ſo ſchrieb er, „ein herrliches Schauſpiel zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt, wie ſie iſt und doch durch das Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeine Eindruck."

Nach wenigen Wochen näherer Bekanntſchaft begann (Januar 1776) der Briefwechſel zwiſchen Goethe und Frau von Stein, dem wir jenen koſtbaren Schatz unſerer Literatur, die Briefe Goethes an Frau von Stein, verdanken. Ergüſſe der Qual und des Glücks der Liebe aus dem Herzen des größten aller Dichter und des wahrſten aller Menſchen, der auch in der Liebe ganz ſich hingebend der Glut des Herzens und der Begeiſterung für die Geliebte in zahlloſen Liedern oder poeſiereicher Proſa Ausdruck verlieh. Hätte Goethe, ſo ruft Julian Schmidt aus, nichts

*) S. Schöll-Fielitz, Ausgabe der Briefe Goethes an Frau von Stein. Im folgenden mit Br. bezeichnet.

weiter geſchrieben, als die Briefe an Frau von Stein, ſo könnte man ihn ſchon darum als den größten Dichter der Liebe ahnen. Sie iſt ihm der Stern, den er von weiter Ferne anbetet, ſie iſt ihm die heilige Madonna, die gen Himmel fährt, nach der er, ein Zurückbleibender, vergebens ſeine Arme verlangend ausſtreckt, ſie iſt ihm die Schweſter, der er alles vertraut, der Talisman, der ihn vor dem Böſen ſchützt und die eherne Schlange, zu der er ſich aus ſeinen Sünden und Fehlern aufrichtet und geſund wird. Es iſt wunderbar; bei Goethe iſt alles anders als bei anderen Menſchen. Alle anderen Dichter haben einen Entwicklungsgang bis zum Höhepunkt ihres Schaffens und auch Schillers dichteriſche Thätigkeit zeigt ein ſtetes Reifen und Werden. Goethe ſchrieb mit 24 Jahren ſeinen Werther, deſſen Ruhm die ganze Welt erfüllte, und er hat nichts Größeres in dieſer Gattung geſchrieben, weil es das Höchſte war. Andere Dichter ſuchen mühſam ihren Stoff; ſie ringen mit ihm, wie der Bildhauer das ſpröde Material bewältigt. Goethe iſt ſelbſt der Inhalt ſeiner Gedichte, oder wie er es ſo trefflich in einigen Verſen, die wir dem Hochſtift verdanken, ſagt:

Nicht hab' ich ſie, ſie haben mich gedichtet;
ſie mögen ſich entſchulden oder leiden.

So iſt es auch mit Goethes Liebe. Sie erſcheint uns als das geträumte Ideal, die wahre Liebe, die nur ein Glück kennt, die Nähe der Geliebten und in der Trennung die Sehnſucht nach ihr, die nichts thut, was ſie nicht auf die geliebte Perſon bezieht und an allem, von den gewöhnlichſten Beſchäftigungen mit Speiſe und Trank bis zu den höchſten geiſtigen Fragen, die Geliebte teil nehmen läßt, ja alles mit ihr oder nur um ihretwillen thut.

Und für den Dichter, dem Leben und Dichten daſſelbe war, wurde Frau von Stein nicht nur die Sonne des Liebeslebens, ſondern zugleich auch der Mittelpunkt ſeines dichteriſchen Schaffens. Das iſt ſie beſonders in jenen vierzig Gedichten, welche Goethe an ſie oder für ſie gedichtet hat, die alſo unſere Literatur der Frau von Stein unmittelbar verdankt. Laſſen

Sie mich wenigſtens auf diejenigen unter ihnen, welche durch ihre Schönheit hervorleuchten oder durch ihre Entſtehung beſonders Intereſſe erregen, eingehen. Das erſte Gedicht, welches Goethe an die Geliebte gerichtet hat (12. Februar 1776), als „des Wanderers Nachtlied" in die Ausgabe aufgenommen, zeigt uns des Dichters Seele zerriſſen durch den Schmerz unglücklicher Liebe, zeigt uns ihn, wie er den Frieden, „der vom Himmel iſt", herabruft in die zerſtörte Bruſt.

Nicht anders giebt das zweite (vom 14. April 1776), gewiſſermaßen das Hohelied des Liebesbundes, welches mit den Worten „Warum gabſt Du uns die tiefen Blicke" beginnt, in tief ergreifenden Verſen jenem unſeligen Zuſtande beredten Ausdruck. Die ſchmerzliche Klage, daß die Geliebte, die, der inneren Seelengemeinſchaft nach dem Dichter von Natur zur Gefährtin beſtimmt, nun doch durch das Schickſal für ewig von ihm getrennt iſt, zugleich aber das Glück, das die Getrennten in der idealen Seelengemeinſchaft gefunden haben, das iſt der Inhalt des poetiſchen Briefes und insbeſondere jener berühmten Verſe:

Nur uns armen liebevollen Beiden
Iſt das wechſelſeit'ge Glück verſagt.
Sag', was will das Schickſal uns bereiten?
Sag', wie band es uns ſo rein genau?
Ach, Du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau.
Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen
Spähteſt wie die reinſte Nerve klingt,
Konnteſt mich mit einem Blicke leſen,
Den ſo ſchwer ein ſterblich' Aug' durchdringt.

Hielteſt ſauber leicht ihn angebunden
Und vergaukelteſt ihm manchen Tag,
Welche Seligkeit glich jenen Wonneſtunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag.
Fühlt ſein Herz an Deinem Herzen ſchwellen,
Fühlte ſich in Deinem Auge gut,
Alle ſeine Sinne ſich erhellen
Und beruhigen ſein brauſend Blut.

Bei mehreren bedeutenden unter den der Frau von Stein gewidmeten Gedichten ist die ursprüngliche Beziehung später durch Goethe getilgt worden, und so genießt man die köstlichsten Schätze Goetheſcher Poeſie und gedenket der Frau nicht, ohne die wir dieſe Perlen nicht beſäßen.

Das allbekannte Goetheſche Gedicht „An den Mond", im Anfang des Jahres 1778 für Frau von Stein verfaßt, hatte in ſeiner urſprünglichen Faſſung — in der auch „der Liebſten Auge" an Stelle des farbloſeren „Freundes Auge" der neuen Geſtalt ſeinen Blick über des Dichters Geſchick breitete — anſtatt der Strophe „Jeden Nachklang fühlt mein Herz" und der drei nächſten folgende Verſe:

Das Du ſo beweglich kennſt,
Dieſes Herz in Braud,
Haltet ihr wie ein Geſpenſt
An den Fluß gebannt.

und an Stelle der ſiebenten Strophe die folgende:

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode ſchwillt
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knoſpen quillt."

Der Dichter wollte in dieſem Liede — vielleicht mit Beziehung auf den Selbſtmord des Fräulein von Laßberg in der Ilm — die unheimliche Gewalt und den Zauber des Waſſers ſchildern, mit dem es die Menſchen und ſo auch ihn in ſeine alle Qualen ſtillenden Fluten lockt, aber zugleich auch den Dank ſeiner Geliebten, Frau von Stein, und dem Herzog darbringen, deren beglückende Freundſchaft den Dichter vor jenem Zauber behütet hatte. Die neue Geſtalt des Gedichts hat dieſen Zug völlig verwiſcht, und vergebens hat man den Grund jener auffälligen und durchgreifenden Veränderung geſucht, bis ein Gedanke Scherers, von Biedermann weiter ausgeführt, die Entſtehung der jetzigen Geſtalt erklärte. Folgen wir der Schererſchen Vermutung, daß Goethe bei der Zuſammenſtellung ſeiner Gedichte im Jahre 1789 von der Abſicht ſich leiten ließ, die Gedichte als einen zuſammenhängenden Liebesroman erſcheinen zu laſſen

und bedenken wir ferner, daß das Gedicht „An den Mond“ in der jetzigen Ausgabe sich unmittelbar an „Wonne der Wehmut: „Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe!“ und an „Des Wanderers Nachtlied“ und des „Jägers Abendlied“ anschließt, so wird der Grund der Veränderung klar. Goethe wollte, wie in den eben bezeichneten Gedichten, so auch in dem Gesang „An den Mond“ die Klage eines von der Geliebten Verlassenen und die wehmüthige zugleich beseeligende Erinnerung an ein verlorenes Liebesglück schildern: darum die Zusätze, darum die Entfernung der ursprünglichen Beziehung auf Frau von Stein.

Einen ähnlichen wertvollen Einblick in die Art des Goetheschen Schaffens gewährt uns ein kleines, weniger bekanntes Gedicht, aber eine Perle Goethescher Poesie. Auf einer amtlichen Reise, die ihn aus seiner Einsamkeit herausriß, wollte Goethe der Geliebten — vielleicht auf ihre warnende Anfrage — die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe als Antwort schreiben. Zufällig traf es sich, daß damals (Anfang Oktober 1781) in Norddeutschland eine für den Naturforscher Goethe sehr merkwürdige Erscheinung sich zeigte, ein Nordlicht. Dieses beides, den inneren Grund und Inhalt des Briefes und das äußere Ereignis verbindet der Dichter zu einem herrlichen Bilde, das an Schönheit seines gleichen sucht.

Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Dasjenige Gedicht, welches Goethe nach seinen eigenen Worten geschrieben hat, um der verehrten Frau zu sagen, wie sehr er sie liebe, und um ihr „in tausend Formen seine Liebe und Verehrung zu gestehen, ohne daß ein anderer es merke“, das sind die „Geheimnisse“. Leider finden wir in dem großen Gedicht in seiner jetzigen Gestalt hiervon nicht die leiseste An-

deutung. Ein glückliches Geſchick läßt uns jedoch den Zuſammenhang erraten und wenigſtens einen Teil des Verlornen wieder herſtellen. Erſtlich iſt in dem Briefe Goethes an Frau v. Stein vom 21. Auguſt 1784 eine Stanze erhalten, die für die „Geheimniſſe" in ihrer damals beabſichtigten Geſtalt beſtimmt war. Der Dichter begleitete ihre Überſendung mit den Worten »Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le Poème que je chéris tant, parce que j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes sans que personne l'entende que toi seule.« Zweitens beſaß Frau v. Stein drei Stanzen von Goethe auf einem Blatte, von denen eine der glühendſten Verehrung einer angebeteten Perſon gewidmet iſt. Daß dieſe Stanzen zu den „Geheimniſſen" gehört haben, beweiſt die Thatſache, daß eine von ihnen ſich wieder findet als zweite Strophe in den Geheimniſſen in ihrer jetzigen Geſtalt („Doch glaube keiner, daß mit allen Sinnen, das ganze Lied er je enträtſeln werde"). Ferner wiſſen wir, daß in der Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1806 die „Geheimniſſe" verbunden waren mit einem anderen ihnen vorangehenden Gedichte, das wir jetzt unter dem Namen „Zueignung" als die Einleitung zu Goethes Gedichten kennen. — „Der Morgen kam, es ſcheuchten ſeine Tritte den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing —." Wenn nun Goethe am 12. Dezember 1785 aus Jena an die Geliebte mit Beziehung auf den Anfang der „Geheimniſſe" ſchreibt: „Die Tage ſind ſehr ſchön; wie der Nebel fiel, dachte ich an den Anfang meines Gedichts. Die Idee dazu habe ich hier im Thale gefunden": wer erkennt da nicht, daß Goethe mit dieſen Worten den Anfang des jetzt „Zueignung" genannten Gedichtes gemeint hat? So iſt alſo die „Zueignung" das Gedicht, in welchem Goethe der Geliebten unter tauſend Formen, ohne daß ein anderer es merke, ſeine Verehrung geſtehen wollte, und das göttliche Weib, das mit den Wolken getragen vor ſeinen Augen ſchwebt, es iſt die wie eine Göttin angebetete Geliebte. Daß jene uns aus dem franzöſiſchen Briefe Goethes vom 21. Auguſt 1784 überkommene Stanze und von den drei oben erwähnten Stanzen die eine zwar nicht an die uns überlieferten „Geheimniſſe", aber wohl

an die „Zueignung“ ſich anſchließen und zwar hinter der ſechſten Strophe: „Ja, rief ich aus, indem ich ſelig nieder zur Erde ſank, lang hab' ich dich gefühlt“ geſtanden haben, das werden ſie ſelbſt uns deutlich zeigen:

Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an Deines angehangen.
Daß ich in Dir nur erſt mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Weſen drängt
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdenſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelsſorge kennt,
Das Licht, das Weiſen nur in einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all in meinen beſten Stunden
In Dir entdeckt und es für mich gefunden.

Die Goethe'ſchen Worte laſſen erkennen, welch ein beſeligendes Glück Goethe in dem innigen Seelenbunde gefunden und welchen Einfluß die wunderbare Frau auf das dichteriſche Schaffen Goethes ausgeübt hat; zugleich aber haben ſie uns zu einem anderen Teil unſerer Betrachtung übergeführt, welcher ſich mit denjenigen Goetheſchen Werken beſchäftigen ſoll, in welchen der Dichter ſein Verhältnis zur Frau von Stein dargeſtellt oder ſeine Geliebte verherrlicht hat.

Wer ſich nur ein wenig in Goethes Dichtungsweiſe eingelebt hat und ihrer Spur nachgegangen iſt und wer andererſeits ſich überzeugt hat, daß Goethes Liebe zu Frau von Stein keine vorübergehende flüchtige Neigung, ſondern eine Leidenſchaft war, welche den ganzen Menſchen ergriff, dem wird von vorn herein klar ſein, daß dieſe Liebe in Goethes Werken Ausdruck gefunden haben muß; er wird die genauere Darlegung dieſer Thatſache als beſonders wertvoll erachten, weil in den zehn Jahren der Goetheſchen Liebe diejenigen Werke Goethes entſtanden oder

begonnen ſind, an die wir denken, wenn wir von der Größe unſerer Literatur ſprechen. Und niemand hat den großen Einfluß und die Bedeutung der Frau v. Stein auf Goethes dichteriſches Schaffen mehr anerkannt als der Dichter ſelbſt. Noch der alternde Dichter hat dies freudig eingeſtanden in jenem kleinen Gedicht, in dem er Lida — das iſt der poetiſche Name der Frau v. Stein — und Shakespeare als die Urheber ſeiner geiſtigen Bedeutung hinſtellt.

Lida! Glück der nächſten Nähe,
William! Stern der ſchönſten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag und Jahre ſind entſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

Erſt wenige Monate kannte der Dichter die angebetete Frau, erſt ſeit kurzer Zeit ſpannen ſich die Fäden, zauberleicht und leiſe, aber um ſo ſicherer und feſter um ſein Herz, in welchem noch die Erinnerung an das verlorene Liebesglück in Frankfurt nachzitterte, da faßte er den Gedanken die Hauptperſon ſeines Dramas, des Falken, der Geliebten nachzubilden, und wie in ſeinem eigenen Leben Lili und Frau v. Stein zu einer Geliebten verſchmolzen — wie das damals geſchriebene Gedicht „Jägers Abendlied" nicht minder auf den verblaſſenden als auf den neu aufgehenden Stern am Himmel der Goetheſchen Liebe gedeutet werden kann —, ſo wollte er in ſeinem Drama eine Geſtalt ſchaffen, welche Lilis und ſeiner neuen Geliebten Züge in ſich vereinigte*). Näheres darüber wiſſen wir nicht; denn bald darauf hat Goethe ſeinen Plan aufgegeben, wie das Drama „Falke" überhaupt**). Dasjenige von Goethe

*) Ilmenau 8. Auguſt 1776: Lieber Engel! Ich hab an meinem Falken geſchrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubſt mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Weſens drein gieße, nur ſo viel es braucht um zu tangieren. Vielleicht macht mirs einige Augenblicke wohl meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren.

**) Ein Geſpräch aus dem „Falken" ſoll ſich im Goethearchive vorgefunden haben.

ausgeführte Drama, welches der Zeit nach zuerſt die Liebe Goethes zum Gegenſtande hatte, iſt das Schauſpiel die „Geſchwiſter". Das iſt ſchon längſt von Schöll in ſeinem bekannten trefflichen Buche nachgewieſen; ich beſchränke mich alſo darauf kurz zu berichten. Goethe iſt der Kaufmann Wilhelm des Dramas; Charlotte, die verſtorbene Geliebte des Wilhelm und Mutter der Marianne, trägt nicht nur den Vornamen der Frau von Stein, ſondern iſt ſie ſelbſt. Goethe hatte nach langem, qualvollem Hoffen entſagen müſſen; er hatte ſich an den Gedanken gewöhnen müſſen in Frau von Stein nur eine Schweſter zu ſehen — man vergleiche dazu den Brief vom 7. Oktober 1776: „Adieu, liebe Schweſter, weils dann ſo ſein ſoll". Dieſes Verhältnis wird in den „Geſchwiſtern" weiter ausgeſprochen. Marianne iſt Wilhelms vermeintliche Schweſter, die er liebt, der gegenüber er ſich aber als Bruder benehmen muß. Das iſt Goethes Verhältnis zu Frau von Stein, und ſo iſt auch Marianne niemand anders als die geliebte Frau. Daß der Dichter nur verſteckt ſeine Liebe in das Drama verweben konnte, erſcheint natürlich, wenn man bedenkt, daß es, wenn auch nur für den Hof, ſo doch immer zur Aufführung beſtimmt war. Darum iſt er eifrigſt beſorgt, daß es nicht in fremde Hände komme, und als die Freundin es der Herzogin zur Lektüre gegeben hatte, kann er nicht genug auf baldige Rückgabe drängen. Dieſe Furcht vor der Öffentlichkeit erſcheint um ſo verſtändlicher, wenn die Schöllſche Vermutung ſich als richtig erweiſt, daß wir in dem im Drama oft genannten und von Wilhelm heilig gehaltenen Briefe der Charlotte einen wirklichen Brief der Frau von Stein an Goethe beſitzen; er lautet: „Die Welt iſt mir wieder lieb, ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie; mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen bereite. Vor einem halben Jahr war ich ſo bereit zu ſterben, und bin's nicht mehr*)".

*) Die „Geſchwiſter" wurden am 26. Oktober 1776 begonnen, am 31. vollendet, am 21. November aufgeführt. Bei der erſten Aufführung ſpielte Goethe den Wilhelm, Malchen Kotzebue die Marianne. Am 2. Dezember

Am 6. April 1779 wurde die Iphigenie zum erſten Male in Weimar aufgeführt. Es war jene denkwürdige Darſtellung, in der Goethe den Oreſt, Corona die Iphigenie, Knebel den Thoas und Prinz Conſtantin den Pylades ſpielte. Die Entſtehung des Dramas fällt in die Zeit der Blüte der Goetheſchen Liebe, und ſo bringt uns „Iphigenie" den Beweis, daß der Dichter auch mit einem antiken Stoff ſein eigenes Leben zu verbinden und in Geſtalten aus der griechiſchen Sage ſein eigenes Leiden verklärt darzuſtellen verſtand. Fr. von Biedermann hat zuerſt in ſeinen Goetheforſchungen darauf aufmerkſam gemacht und aus inneren Gründen den Beweis zu führen geſucht. Doch kann man für den Zuſammenhang der Goetheſchen Dichtung mit ſeinem Leben einen unmittelbaren Beleg aus einem Briefe Goethes an Fritz Jacobi vom 17. November 1782*) anführen, in welchem Goethe mit Überſendung ſeiner „Iphigenie" dem Freunde ſchreibt: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schickſale geweiht und leide, wo andere genießen, genieße, wo andere leiden. Ich habe unſäglich ausgeſtanden. — Wenn du eine glühende Maſſe Eiſen auf dem Herde ſiehſt, ſo denkſt du nicht, daß ſoviel Schlacken darin ſtecken, als ſich erſt offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. — Es ſcheint als wenn es eines ſo gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen".

1776 ſchreibt Goethe aus Rippach bei Leipzig an Frau von Stein: „Daß mir Herzogin Louiſe die Geſchwiſter nicht weiter gibt — oder ſonſt. — Eh ſie nach Gotha geht, laſſen Sie ſichs wieder geben, es muß uns bleiben." Daß die Anbetung, welche Wilhelm für die verſtorbene Charlotte zur Schau trägt, dem Gefühle der Verehrung Goethes für Frau von Stein entſpricht, zeigt der Brief Goethes vom 7. Oktober 76: „Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender ſeine Arme nach ihr ausſtreckt, vergebens, daß ſein ſcheidender, thränenvoller Blick den ihrigen nocheinmal niederwünſcht, ſie iſt nur in dem Glanze verſunken, der ſie umgiebt, nur voll Sehnſucht nach der Krone, die ihr überm Haupte ſchwebt". Adieu doch Liebe!

*) Vgl. Schöll-Fielitz Br. II, 561.

Wollte Goethe in seiner Iphigenie die weibliche Würde, die Macht der reinen Menschlichkeit, im ewig Weiblichen offenbart, in überirdischer Andacht und Verehrung darstellen, so verband sich bei ihm mit der hoheitsvollen Jungfrau des Altertums, welche durch ihre edle Menschlichkeit und Wahrheit ihrer reinen Seele die Macht der Dämonen bändigt und den wilden Streit der Männer durch ihre Erscheinung allein verstummen macht, unauflöslich die Gestalt der geliebten Frau. War sie ihm doch die Heilige, „zu der er betend emporschaute", „die edle Besänftigerin der wilden Triebe seines Herzens", „die eherne Schlange, an der er sich aus seinen Sünden und Fehlern emporrichtete". Nach dem Sturme der Leidenschaft kam über Orest-Goethe ein süßer Friede und eine innerliche Ruhe durch die heilige Madonna, „zu der er eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen gefaßt hatte" und „deren bloße Gegenwart eine beseeligende Wirkung auf ihn ausübte".

„Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf.
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Aber mehr noch deutet des Thoas Geschick auf jene Zeit der Goetheschen Liebe, und mehr auf ihn nehmen wohl auch die Goetheschen Worte an Jacobi über den Zusammenhang der „Iphigenie" mit seinem Leben Beziehung. Goethe ist der Thoas, der nach der Läuterung seines Herzens entsagt, aber ohne Groll und Haß gegen die Geliebte. Des Thoas schönes wirkungsvolles „Leb' wohl" am Schluß der Iphigenie, mit welchem er auf die der Scheidenden verbleibende getreue Verehrung und Liebe hindeuten will, es kommt aus des Dichters eigenem Herzen, der zwar geschieden von der Geliebten durch Sitte und Gesetz, von der inneren Seelengemeinschaft, der geistigen Ehe, die kein Gesetz trennen kann, nicht lassen will.

Hatte der leidenschaftliche Liebhaber kühn sich über die Grenzen der Sitte hinwegsetzen und allen Hindernissen trotzend das Wort: „Erlaubt ist, was gefällt" wahr machen wollen, so war er durch die Reinheit der Seele und die Hoheit

der Gesinnung der geliebten Frau allmählich zur Beschränkung des eigenen Willens, zu größerer innerer Freiheit, zur Anerkennung der Macht sittlicher Ordnung und des Satzes: „Erlaubt ist, was sich ziemt" geleitet worden. Und der Dank für die Erziehung zu höherer sittlicher Anschauung war der Tasso.

Wohl bei keinem Goetheschen Werke fließen Leben und Dichtung, Dichtung und Liebe so eng ineinander als im Tasso. Am 13. November war der erste Aufzug fertig, und noch in demselben Monat wird unter glücklichen Vorboten der zweite begonnen. Plötzlich tritt eine Stockung ein; mehrere Monate liegt das Stück unberührt und fordert selbst das Mitleiden des Dichters heraus. Erst Ende März des folgenden Jahres kommt die lange vergessene Dichtung wieder zu Ehren. Mit plötzlich erwachter Schaffenslust schreibt der Dichter den zweiten Akt zu Ende, und von hoher Zuversicht auf die Zukunft des Dramas erfüllt ruft er der Geliebten dankbar zu: „So sorgt die Liebe für Ihren Dichter". So wird uns die Geschichte der Goetheschen Liebe Aufschluß geben über die Schicksale des Dramas, und jener plötzliche Abbruch der Dichtung wird eine Stockung des Liebesverhältnisses bezeichnen. Und wirklich war damals zwischen beiden ein Zerwürfnis eingetreten. Dem leidenschaftlichen Manne war wiederum die Entsagung zu schwer geworden — die Geliebte zürnte, und so lange sie zürnte, verstummte die Muse und — Tasso blieb ein Bruchstück. Aber als die Sonne seines Lebens wieder aufgegangen war, als ihm sogar die Gewißheit der erwiderten Liebe als deren vollgiltigen Beweis wir den Brief in Gedichtform vom 16. Dezember 1780 anzusehen haben*), geworden war, da jubelte er sein Glück in die Worte des Tasso:

---

*) „Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt
Ach ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt".

Iſt Dirs erlaubt, die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt Du's, umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen, was ſie ſprach?
Und haſt Du Zeugen, dieſe ſtummen Zeugen
Des höchſten Glücks zu fürchten?
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.

So ſehr verband ſich für den Dichter die Geliebte und die Prinzeſſin, Taſſos Liebe und die ſeinige, daß er Frau von Stein ſchreiben konnte „An Taſſo ſchreibend habe ich dich angebetet" und ſo ſehr verwob ſich Dichtung und Wirklichkeit, daß Goethe jenen herrlichen Monolog (Taſſo II, 2) als Anrufung an Frau von Stein dichtete, unbekümmert, „ob er als Szene und an dem Orte gut ſein würde". Daher darf der Taſſo als die eigentliche und ſchönſte Frucht jenes Liebesbundes betrachtet werden, daher brauchen jene Worte des Goethe-Taſſo:

Und was hat mehr das Recht Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimnis einer edlen Liebe
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

nicht im „befreiten Jeruſalem" ihre Beſtätigung zu ſuchen, nein ſie ſind das Geſtändnis des Dichters über die Entſtehung ſeiner eigenen Schöpfung*).

---

*) Die wichtigſten auf den Taſſo (Akt I und II) bezüglichen Stellen aus den Briefen ſind folgende: 10. November 1780: Ich brächte die erſte Szene vom Taſſo mit. Es ſcheint mir rätlich zu ſein, daß wir uns nach und nach mit dieſem Stück bekannt machen. 13. November 1780: Der erſte Akt iſt fertig geworden, ich möchte ihn gerne leſen, daß Sie teil hätten an allem was mich beſchäftigt. 15. November 1780: Ihr gütiges Zureden und mein Verſprechen haben mich heute früh glücklich den zweiten Akt anfangen machen. Hier iſt der erſte; mög er in der Nähe und bei wiederholtem Leſen ſeinen Reiz behalten. Laſſen Sie ihn niemand ſehen. 16. November: Behalten Sie den Akt, wie Sie wollen; er wird mir erſt lieb, da Sie ihn lieben. 19. November: Mein Stück iſt heute vorgerückt, deſſen Ende Sie mit keinen freundlichen Erinnerungen zu beſchleunigen geſinnt ſind. 25. November: Gegen Abend möchte ich wohl Lingen und Ihnen die erſte Szene des zweiten Aktes leſen. 31. Dezember: Mein Taſſo dauert mich ſelbſt; er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an; aber wie will ich zureichen? 25. März

Daß Frau von Stein dieſer ſie verherrlichenden Dichtung bis in ihr ſpätes Alter ihr Intereſſe zuwandte und noch faſt dreißig Jahre ſpäter durch eine Aufführung des Dramas ſo ergriffen und gerührt wurde, daß ſie denſelben Abend den Gefühlen, die ſie bewegten, in einem Billet an den Dichter Ausdruck gab, hat Loeper aus den Schätzen des Archivs dem Herausgeber der Briefe (vgl. II, 696) mitgeteilt.

Außer den genannten Dramen, bei denen wir uns auf feſtem Boden befanden, iſt für eine ganze Reihe anderer Dramen ein Zuſammenhang mit Goethes Liebe zu Frau von Stein vermutet worden. Es ſind dies: Lila, die Empfindſamen, Elpenor und Iphigenie in Delphi.

Die beiden erſten kann ich hier füglich übergehen, da der vermutete Einfluß ſich nur auf einzelne unbedeutende Szenen*) erſtreckt. In „Elpenor“ und dem Plane zur „Iphigenie in Delphi“ hat der verdienſtvolle Goetheforſcher von Biedermann Beziehungen zum Goetheſchen Liebesbunde finden wollen. Auch hier würde es weit den Rahmen eines Vortrags überſteigen, wenn ich auf dieſe ausführlichen Unterſuchungen näher eingehen wollte. Nur ſoviel ſei geſagt, daß wir es mit Vermutungen zu thun haben, welche vorläufig eines jeden überzeugenden Beweisgrundes entbehren. Ebenſo ſteht es mit dem von Grimm

---

1781: An Taſſo wird heute ſchwerlich gedacht werden. Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter ſorgt? Vor Monaten war mir die nächſte Szene unmöglich, wie leicht wird ſie mir jetzt aus dem Herzen fließen. 19. April 81: Da Sie ſich alles zueignen wollen, was Taſſo ſagt, ſo habe ich heute ſchon ſo viel an Sie geſchrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann. 20. April: Ich habe gleich am Taſſo ſchreibend dich angebetet. Meine ganze Seele iſt bei dir. 27. April: Ich ſummierte in der ſtillen Nacht meine Glückſeligkeit und fand eine ungeheure Summe. Ich werde wohl an Taſſo ſchreiben können. 23. April: Dieſen Morgen ward mirs ſo wohl, daß mich ein Regen zum Taſſo weckte. Als Anrufung an dich iſt gewiß gut was ich geſchrieben habe. Ob als Szene und an dem Ort gut iſt, weiß ich nicht. 9. Mai: Heut früh lebt Taſſo in meinem Kopfe und läßt ſich durch nichts irren.

*) Man vergleiche darüber die Ausgabe in der Spemannſchen Nationalliteratur.

in seinen „Goethevorlesungen" gemachten Versuche die „Wahlverwandtschaften" in Verbindung mit Goethes Liebe zu Frau von Stein zu bringen; und gerade bei dieser höchst geistreichen und bestechenden Vermutung vermissen wir um so schmerzlicher diejenigen Unterlagen, welche einer Hypothese wissenschaftlichen Wert verleihen.

Ganz anders aber verhält es sich — und damit wenden wir uns eingehender zu den Goetheschen Prosawerken — mit dem „Werther" (vgl. Br. II, 335).

Wer die erste Ausgabe des Goetheschen Werther, wie sie im „jungen Goethe" abgedruckt ist, mit der Gestalt, welche Goethe dem Roman später gegeben hat, vergleicht, der wird eine Anzahl Änderungen und Zusätze finden, welche der Dichter, wie glaubhaft bezeugt ist, vorgenommen hat, gedrängt durch die Vorwürfe Lottens und ihres Gatten Kästner, die in der Goetheschen Darstellung eine Entstellung ihres eigenen Verhältnisses zu sehen glaubten. Läßt sich nun auch in den Goetheschen Änderungen die Absicht durchaus nicht verkennen Lotte nur als die Geliebte, nicht als die Liebende darzustellen und die Gestalt des Albert zu heben, so bleiben dennoch eine Reihe Zusätze, welche mit jener Absicht in keiner Berührung stehen. So liegt es nahe jene Zusätze mit einem andern ähnlichen Ereignisse in Goethes Leben in Zusammenhang zu bringen, und woran könnte man da eher denken, als an des Dichters Liebe zu Frau von Stein? Möglich wird dieser Zusammenhang, weil Goethe die zweite Ausgabe seines Werther in der Hauptsache 1782 mitten in der Qual seiner entsagungsreichen Liebe geschrieben hat; wahrscheinlich wird er, da Goethe in den Worten an die Geliebte (am 24. Juni 83) „Hier schicke ich Dir den Werther und die Lotte, welche auf Dich vorgespuckt hat" und in dem kleinen an die Freundin mit Beziehung auf den Werther geschriebenen Gedichte:

„Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren,
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.

die nahe Verbindung seiner Dichtung mit seiner Liebe selbst berührt hat; unumstößliche Gewißheit aber erhält dieser Zusammenhang für denjenigen, der in Goethes Art des dichterischen Schaffens ein wenig eingeweiht ist.

Werther II. 22. und 26. November.

> Ich kann nicht beten „Laß mir sie!" und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: „Gieb mir sie!" Denn sie ist eines anderen. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen. — Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die Übrigen glücklich — so ist noch Keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eignes Herz. Ich habe so viel auszustehen! Ach, sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?

So läßt Goethe den Werther schreiben; aber das sind nicht nur Werthers Worte; nein mit des Dichters eigenem Herzblut sind jene Worte geschrieben; es ist der laute Aufschrei des gequälten Dichters, dem ein Gott zu sagen gab, was er leidet.

„Mein Tagebuch", so lautet die zweite der hinzugekommenen Stellen, „fiel mir heute wieder in die Hände und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das Alles Schritt vor Schritt gegangen bin, wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe und es noch keinen Anschein zur Besserung hat".

Das ist das Geständnis Goethes über sein vergebliches Ringen, daß er trotz aller Klarheit über das Verhältnis nicht die Kraft besessen hat, dem unseligen Zustande ein Ende zu machen; es ist das Thema, das sich durch viele Briefe Goethes an die Frau von Stein hindurchzieht, das stete Versprechen, die Qual zu beenden und das immer wiederholte Eingeständnis, daß nur mit dem Leben die Liebe enden könne.

Der Zusatz vom 27. Oktober Abends: „Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt Alles; ich habe soviel, und ohne sie wird mir Alles zu Nichts", er steht in Ton und Inhalt hundertfach in den Briefen an die geliebte Frau. Auch

die sehr geschickt erfundene Geschichte des unglücklichen Bauernburschen, die beste der Neuerungen der 2ten Ausgabe, welche als treffliches Nebenstück zu Werthers Leiden durch eine andere, gewaltsame Lösung der Frage in Werther selbst Klarheit über seine Lage und die Notwendigkeit seines Entschlusses erweckt, auch diese entsprang — wie Schöll mit Recht vermutet hat — jener Zeit und Stimmung.*)

Wenn die genannten Werke nur zeitweilig die dichterische Kraft Goethes in Anspruch nahmen, und so der Ausdruck der jeweiligen Stimmung und Lage des Dichters waren, so besitzen wir ein Werk, welches die ganze Zeit der Liebe miterlebt hat und an dem Goethe das Jahrzehnt hindurch unter liebevoller Zusprache und Anregung der Freundin — gar manches allein für sie — geschrieben hat: es ist der „Wilhelm Meister". Daß auch dieses Romanes Inhalt in den Grundlagen der erlebten Wirklichkeit entnommen war, versteht sich von selbst. Nur brachte hier Goethe eine andere Seite seines Lebens als in den oben genannten Werken, seine praktische Thätigkeit und Wirksamkeit zur Darstellung, und daher erklärt sich, daß wir trotz der lebhaften Teilnahme der Freundin an

*) Die Neubearbeitung des Werther ist in den Jahren 1782 und 1786 von Goethe unternommen worden. Die des letzteren Jahres bezog sich ins besondere auf den Schluß („Herausgeber an den Leser"). Die auf „Werther" bezüglichen, wichtigeren Stellen aus den Briefen an Frau von Stein — abgesehen von den beiden oben schon angeführten von 1782 — sind folgende: 6. Juli 1786: „Herder hat den Werther recht sentiert und genau herausgefunden, wo es mit der Komposition nicht just ist". Der Herdersche Tadel kann sich nur auf die in der ersten Ausgabe vor dem Brief vom 20. Dezember (im jung. G. III, S. 346) stehende, später von Goethe gestrichene Stelle beziehen, in welcher neben der unglücklichen Liebe der gekränkte Ehrgeiz des Werther als Beweggrund zum Selbstmord angegeben wird. So hat also Goethe bei seiner Antwort auf den Tadel Napoleons vergessen, daß Herder schon zwanzig Jahre früher dieselbe Forderung gestellt und daß Goethe selbst in der zweiten Ausgabe dieser Anregung Folge gegeben hatte. 22. August 1786 aus Karlsbad: „Nun muß ich auch meiner Liebsten schreiben, nachdem ich mein schwerstes Pensum geendigt habe. Die Erzählung am Schlusse Werthers ist unverändert, gebe Gott, daß sie gut geraten sei, noch weiß ich nichts davon, Herder hat sie noch nicht gesehen."

dem Roman vergeblich nach einer Geſtalt ſuchen, in der wir die Züge der Geliebten erkennen können. Wollte man durchaus eine Anſpielung finden, ſo könnte man vielleicht in „Thereſens" Walten und Wirken eine Verherrlichung der beſonnenen und wohl geregelten Weiſe, in der Frau von Stein — der Dichter geſteht nicht ſelten, auch in dieſen praktiſchen Dingen ihr Schüler zu ſein — ihren Haushalt verwaltete, bemerken. Auch wollen wir des hübſchen Einfalls Erich Schmidts nicht vergeſſen, der in ſeinem geiſtreichen Aufſatz über Frau von Stein den „Felix" des Romans auf den Sohn der Freundin, Fritz von Stein, welchem Goethe gar häufig die für die Mutter beſtimmten Liebkoſungen und Küſſe zu teil werden ließ, zurückgeführt hat.

Aber einen Schatz von drei anderen Meiſterwerken Goetheſcher Proſa können wir unmittelbar aus den Briefen Goethes an Frau von Stein heben. Das iſt die „Harzreiſe" vom Winter 1777, die „Schweizerreiſe" vom Jahre 1779 und endlich die „Briefe aus Italien".

Der Wunſch Goethes, Erkundigungen über das Bergweſen im Harz einzuziehen und zugleich das Verlangen, einen von Wertherſcher Stimmung angekränkelten jungen Mann in Wernigerode kennen zu lernen, war die Urſache der Reiſe in den Harz mitten im Winter. Hier in der reinen freien Natur und unter einfachen natürlichen Menſchen ging des Dichters Herz auf, der die Schönheit der Natur ſo tief empfand und der an jedem, auch der niedrigſten Menſchen, Geſchick lebhaften Anteil nahm. Was er in jenen Tagen empfand und erlebte, teilt er in ſeiner eigenartigen, jeder Stimmung und Zeit angepaßten Sprache der Freundin mit; und ergriffen von der Erhabenheit der Winterlandſchaft, die ſich ſeinem trunkenen Blick am Morgen des 10. Dezember vom Brocken aufthat und zugleich in liebevoller, dankbarer Sehnſucht nach der Geliebten, dichtete er den Schluß ſeines herrlichen unter dem Titel „Harzreiſe im Winter" bekannten Gedichtes, welches uns jene beiden Stimmungen erraten und fühlen läßt:

„Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht
Über grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtürme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen;
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker."

Einem ähnlichen Anlaſſe, einer Trennung von der Geliebten, verdanken wir auch die berühmten klaſſiſchen „Briefe aus der Schweiz 1779", welche von Goethe ſpäter vermehrt veröffentlicht wurden und mit Recht als ein Juwel deutſcher Proſa geprieſen werden. Was dieſe Briefe ſo wertvoll macht, iſt die Thatſache, daß ſie, jenem Briefwechſel entnommen, unter dem erſten Eindrucke der gewaltigen Natur auf den tief empfindenden und ſo empfänglichen Dichter niedergeſchrieben worden; ein ſchönes und tiefdurchdachtes Gedicht „der Geſang der Geiſter über den Waſſern" verdanken wir einem ſolchen Eindrucke einer Naturſchönheit: es wurde am 9. Oktober 1779 beim Anblick des Staubbaches bei Lauterbrunn für Frau von Stein gedichtet.

Das letzte in dem Kranze der Frau von Stein gewidmeten Werke Goethes iſt — in gewiſſem Sinne — „die italieniſche Reiſe." Über die Bedeutung dieſes Goetheſchen Werkes für die deutſche Literatur und beſonders für die Kenntnis der künſtleriſchen Wiedergeburt des Dichters brauche ich hier nicht zu ſprechen;

doch sei daran erinnert: man wolle bei dem Genusse der Schönheiten und Vorzüge jenes Werkes, der prächtigen Schilderung des römischen Lebens, der lehrreichen Darstellung der künstlerischen Umbildung des Dichters, nicht vergessen, daß wir das Werk selbst in der Hauptsache jener Frau verdanken, die auch damals noch die Genossin des geistigen Lebens des Dichters war. Denn nach seinen Briefen an Frau von Stein, die er sich von der Freundin zurückerbeten hatte, hat Goethe im Jahr 1813, nachdem Liebe und Haß einer ehrlichen Freundschaft Platz gemacht hatte, seine „italienische Reise" zusammengestellt. Die Briefe aus Neapel und Sizilien verbrannte er — nur einer ist erhalten —; in den übrigen tilgte er alles das, was an die einst so heiß geliebte Frau erinnerte. Glücklicherweise sind jedoch die Originale erhalten und mit Sehnsucht harren wir ihrer Veröffentlichung, die uns das, was der alternde Goethe uns geraubt hat, wiedergeben wird: die Glut der Empfindung, die wahre Ursprünglichkeit des Goethe in Italien. Zeigen uns doch die beiden zufällig bekannt gewordenen und daher auch bei Schöll-Fielitz (II, 337) abgedruckten Briefe, welche herrliche Schätze wir zu erwarten haben.

Terni, 27. Oktober 1786.

Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu dir, mein lieber Schutzgeist! Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mirs voraus und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen.

Laß uns keinen andern Gedanken haben als unser Leben miteinander zu endigen.

Der zweite aus Palermo 18. April 1787 lautet am Schluß:

Lebe wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwischen uns stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.

So lebte auch in Italien die geliebte Frau in ſeiner Seele; aber gerade dieſe Reiſe ſollte über den Liebesbund ein Verhängnis heraufbeſchwören, das Frau von Stein faſt das Herz brach. Der Grund des Bruches iſt nicht in äußeren Ereigniſſen zu ſuchen, ſondern ein innerer und hängt enge mit Goethes italieniſcher Reiſe zuſammen. Denn dieſe bezeichnet nicht nur die künſtleriſche Wiedergeburt des Dichters, ſondern auch eine Wiedergeburt im allgemein menſchlichen Sinne, eine Rückkehr von der Unnatur zur Natur, ein Losreißen von beengenden Feſſeln zur Freiheit. So ſagte ſich der Dichter, wenn auch mit großem Schmerze, von der Geliebten innerlich los, weil das Verhältnis zu ihr auf Unnatur und ungeſunder Grundlage ruhte, und die bekannten äußeren Ereigniſſe, die Mißverſtändniſſe, die bitteren Briefe, ſie waren nicht die Urſache des Bruches, ſondern eine notwendige Folge deſſelben.

Doch laſſen Sie uns nicht mit ſo trüber Erinnerung ſchließen. Wenn auch der Haß und die kleinliche Rache der verlaſſenen Frau das Bild derſelben für eine Reihe von Jahren verzerren und entſtellen konnte, allmählich kam auch über ſie die Ruhe des Friedens, und ſie reichte dem alten Freunde die Hand, der ruhig und ſchweigend dieſen Augenblick erwartet und herbeigeſehnt hatte. Es knüpfte ſich zwiſchen den alternden von neuem der Bund der Jugend, und rührend klingt das letzte Wort, das Goethe der 84 jährigen kranken Frau kurz vor ihrem Tode geſchrieben hat (Br. II, 484): „Neigung und Liebe unmittelbar nachbarlich angeſchloſſen Lebender durch ſo viele Zeiten ſich erhalten zu ſehen, iſt das allerhöchſte, was Menſchen gewährt werden kann".

Frau von Stein ſteht einzig da in der Literatur. Geliebt und verehrt wie eine Göttin von dem größten deutſchen Dichter, von ihm zum Mittelpunkte ſeiner herrlichſten Dichtungen gemacht, wird ihr Name geprieſen und geehrt werden, ſo lange unſere Literatur beſteht. Denn diejenigen dichteriſchen Werke, welche wir zu den Zierden unſerer Literatur zählen, verdanken

wir nicht zum kleinsten Teile ihr. Deshalb ist es der schwärzeste Undank, wenn man dieses Verhältnis, das auf Goethe einen höchst veredelnden Einfluß ausgeübt hat, wie es mehrfach geschehen, zu verdächtigen und zu verunglimpfen sucht. Lassen wir allen derartigen Schmähungen gegenüber das treffliche Wort Bodenstedts gelten:

„Ob Goethes Liebe zu Frau von Stein
Platonisch gewesen oder nicht,
Darüber wird uns Jahr aus Jahr ein
Stets neuer, zweifelhafter Bericht.

Mir ward aus Goethes eignem Mund
Das wirkliche Verhältnis klar:
Gesegnet war der hohe Bund,
Der so viel Herrliches gebar."

---

5. Adrian Ludwig Richter.

Von Herrn Dr. V. Valentin hier (23. Mai 1886).

Der Vortrag wurde in der vom Hochstift veranstalteten Ausstellung von Werken Richters gehalten.

Es mag wenige Künstler geben, welche dem unmittelbaren Verständnis, wie es die Kunst erstrebt oder erstreben sollte, so sehr entgegen kommen wie Ludwig Richter: einer Erklärung seiner Werke bedarf es daher in dem Sinne nicht, in welchem eine solche bei einem Cornelius notwendig ist. Er wendet sich in der Landschaft an unser Gemüt, das ihm gerne in die Stimmung folgt, zu der er uns den Weg zeigen will; in seinen Illustrationen ist er ein so vortrefflicher Erzähler, daß es oft nicht einmal der Kenntnis der Geschichte, die er illustriert, bedarf, um seine Darstellung zu verstehen; in seinen selbständigen figürlichen Schöpfungen aber entfaltet er mit wenig Mitteln des alltäglichen Lebens einen solchen Zauber anmutigster Erscheinung bei größter Einfachheit des Gegenstandes, daß gerade hier am wenigsten eine Einzelerklärung notwendig wäre: sie wird überhaupt gar nicht gesucht — ein jeder versteht den

Künſtler und wird ſein Freund ohne daß er eines Vermittlers bedarf.

Ganz anders verhält es ſich mit Richters Auftreten in der Entwicklung der neueren deutſchen Kunſt. Hier tritt ſeine perſönliche Entwicklung in ſo eigenartiger Weiſe in Beziehung zu der Geſamtentwicklung der Malerei, hier hat er nach mancher Seite hin ſo bedeutend und folgenreich eingegriffen, daß das Verſtändnis ſeiner künſtleriſchen Erſcheinung nur im Spiegel ſeiner Zeit und ihrer Beſtrebungen möglich iſt, wenn man über die landläufigen Begriffe hinausgehen, auf den Grund dringen und aus der Geſtaltung des einzelnen Künſtlers zugleich einen Einblick in das Weſen der Kunſt und ihrer Entwicklung im Zuſammenhang mit dem Gange der Bildung erreichen will. Dies ſoll der Geſichtspunkt ſein, von welchem aus dieſe Betrachtung ihr Ziel gewinnen möchte.

Richter ſteht nicht auf dem Boden einer naturgemäßen Geſtaltung des künſtleriſchen Schaffens, welches Hand in Hand mit der geiſtigen Geſtaltung des Volkslebens vorwärts ſtrebte und dem Antriebe einer das ganze Volk ergreifenden Bewegung Folge leiſtete: er wächſt vielmehr hervor aus einer abgeſtorbenen, nicht nur den Keim des Verfalles, ſondern den Tod ſelbſt in ſich tragenden Kunſtrichtung und gewinnt ſeine eigentümliche Stellung im Kampf mit dieſer Richtung, im Siege über ſie: dieſer Sieg wird nur durch ein Zurückgreifen erreicht, und ſo erhält Richters Vorwärtsſtreben den Charakter einer rückläufigen Bewegung, wie er in ähnlicher Weiſe bei den großen Meiſtern der neuen deutſchen Malerei erſcheint. Bei ihm aber tritt dieſer Charakter in noch weit ſchärferer Weiſe hervor, weil es ſich bei ihm nicht nur um die künſtleriſche Auffaſſung, ſondern auch um den Gegenſtand der Darſtellung ſelbſt handelt, in deſſen Wahl und Änderung er gleichfalls jene rückläufige und ihn dennoch vorwärtsführende Bewegung einſchlägt. Zur Erläuterung dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs möge Folgendes dienen.

Alle Kunſt, die naturgemäß d. h. als Ergebnis eines im Menſchen lebenden Bedürfniſſes wächſt, nimmt ihren Ausgangspunkt von der erzählenden Darſtellung eines den Menſchen aufs

tiefſte bewegenden und ſeine Teilnahme feſſelnden Gegenſtandes, der ihm im Walten der Gottheit und im Geſchehen wichtiger Erlebniſſe ſich offenbart. In beiden Fällen wird es die figürliche Darſtellung ſein, die ihm zuerſt wichtig dünkt, die ihn auch nicht um ihrer Schönheit, ſondern um ihrer Bedeutung willen feſſelt. Alles Nebenwerk iſt nur Erläuterung und erhält nur ſo weit Raum als es zum Verſtändnis der Hauptſache notwendig iſt. So wird die Darſtellung eine Bilderſchrift, bei der es auf Deutlichkeit, keineswegs aber auf Schönheit ankommt, und noch viel weniger auf Naturwahrheit oder gar auf Wahrſcheinlichkeit. Erſt ſehr allmählich erwacht im Schreiber und Beſchreiber der Künſtler, der neben der Deutlichkeit auch eine äſthetiſche Wirkung erzielen möchte, und erſt jetzt drängt ſich das Streben nach Wahrſcheinlichkeit der Erſcheinung, nach Schönheit der Darſtellung herein. Da wird nun zuerſt auf die Nebenſachen Wert gelegt — ſie unterliegen nicht der heiligen Tradition, ſie laſſen dem Künſtler zuerſt die Freiheit ſeine perſönliche Auffaſſungsweiſe, ſeine Art zu empfinden zum Ausdruck zu bringen. So geſtaltet ſich allmählich das Bild, deſſen Zentrum die Handlung oder die Perſönlichkeit iſt, um deren Wiedergabe es ſich handelt. Daneben aber gewinnt die Umgebung perſönlicher oder unperſönlicher Art ihre beſondere Bedeutung. Da werden Nebenperſonen mit bekannten, dem Leben getreu nachgebildeten Köpfen ausgeſtattet, da wird die Örtlichkeit nach einem Vorbilde geſchaffen, das dem Beſchauer vertraut iſt, da wird die Landſchaft mit Tieren bevölkert, da werden Geräte, Stoffe mit größter Wahrheit und Treue wiedergegeben. Noch ein Schritt, und dieſe urſprünglichen Nebenſachen werden dem Künſtler die Hauptſache, und nun ſind ihm zwei Wege offen. Entweder wird die Haupthandlung noch beibehalten, wird aber in der Ausführung und im Verhältnis zu der jetzt Hauptſache gewordenen Umgebung nebenſächlich behandelt, ſie wird Staffage; oder ſie wird ganz beſeitigt, und die ſo frei gewordenen urſprünglichen Nebenſachen gewinnen eigenes Leben, in deſſen Ausgeſtaltung große Bildungsfähigkeit zu Tage tritt. Die Perſönlichkeit, die früher als Stifter auf

dem Kirchenbilde erſchien, die den Nebenfiguren zu ihrer Lebenswahrheit verhelfen durfte, ſie wird jetzt ſelbſtändiges Bild: das Porträt tritt in ſein Recht. Ebenſo löſen ſich das Genre, die Landſchaft als beſonderer Gegenſtand der Darſtellung ab, endlich ſogar das Blumenſtück oder ſelbſt die lebloſe Natur erſcheint ſelbſtändig im Stillleben — kurz, es treten allmählich die ſogenannten Fächer der Malerei auf: jedes führt, nach dieſer Differenzierung ſein eigenes Leben und erhält ſeine beſondere Geſchichte. Daß daneben das urſprünglich im umfaſſendſten Sinne ſo zu nennende Hiſtorienbild dem intimen Intereſſe gegenüber, das dieſe Spezialitäten dem Einzelleben entgegenbringen, in ſeiner Bedeutung zurücktritt, begreift ſich leicht. Damit wurden freilich der Malerei die großen Ziele weggenommen: ſie hört auf Sache einer Geſamtheit zu ſein, und wird Liebhaberei der Einzelnen, ſie wird Kabinetskunſt.

Mit dieſer Bewegung geht eine zweite Hand in Hand. Je mehr die äſthetiſche Seite der Kunſt in den Vordergrund tritt, um ſo mehr ergiebt ſich das Bedürfnis die Errungenſchaft der Vorfahren ſich raſch und ſicher zu eigen zu machen, um auf ihren Schultern weiter zu bauen. Das ſoll in den Akademien geſchehen, wo bald zum Behufe des Unterrichtes die Eigenarten der Künſtler in beſtimmte Formeln gebracht werden, die leicht gelehrt und gelernt werden können. So verdienſtlich das Beſtreben iſt, ſo gefährlich iſt die Ausführung: gar leicht wird nur die Formel gelehrt oder gelernt, die Sache aber, um deretwillen ſie betrieben wird, verfällt der Vergeſſenheit: die lebendige Kunſt, die Kunſt, welche aus dem Herzensbedürfnis des Einzelnen als natürliche Sprache hervorwächſt und die Natur ſelbſt zur Sprache des Herzens, des perſönlichen Empfindens umgeſtaltet, erſtirbt, und es bleibt jene nach der techniſchen Seite hin vortreffliche, nach der Seite des geiſtigen und des ſeeliſchen Lebens hin öde und unſelbſtändige Kunſtübung übrig, die man als die akademiſche bezeichnet. Sie war im vorigen Jahrhundert die herrſchende geworden, und ſie iſt der Gegenſtand der Bekämpfung, welche von der neuen deutſchen Schule der Malerei zum Schlachtrufe gemacht wird.

Die Führer dieſer neuen deutſchen Schule der Malerei gliedern ſich nach zwei Richtungen. Die eine greift unmittelbar auf die hiſtoriſche Malerei zurück. Der figürliche Teil mit ſeinem bedeutenden für das Weſen der Menſchen wichtigen Inhalte ſoll wieder der Kern der Darſtellung werden, die Nebenſache ſoll Nebenſache bleiben, das ſo geſchaffene Bild aber Alles umfaſſen, was bedeutungsvoll iſt, d. h. alle Fächer ſollen neben dem einen Fach aufhören, das allumfaſſend ſein muß. So wenden ſich Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit gegen die Fachmalerei und werden die großen Meiſter der hiſtoriſchen Kunſt der neuen deutſchen Schule. Die andere Richtung geht von der Landſchaft aus, läßt ihr eine große Bedeutung, will ſie aber ſelbſt zu einer hiſtoriſchen machen. Dies erreicht ſie in erſter Linie durch Verbindung der Landſchaft mit einem hiſtoriſchen oder als hiſtoriſch gedachten Ereignis. Sodann aber ſtrebt ſie darnach, den durch dieſes Ereignis gegebenen Charakter zugleich in der Landſchaft auszuſprechen. Zu dieſem Zwecke muß die Landſchaft ſelbſtändig erfunden werden und den Eindruck des Außergewöhnlichen, der über das Alltägliche und Einzelne in der Erſcheinung hinausragenden Bedeutung machen, die für ein hiſtoriſches Werk Lebensbedingung iſt. Der Meiſter dieſer Richtung iſt J. A. Koch. Beide Richtungen haben das Gemeinſchaftliche, daß ſie vom ſorgfältigſten Naturſtudium ausgehen, um die Naturwahrheit im Gegenſatz zu überlieferter formelhafter, ſchematiſcher Auffaſſung der Natur zu gewinnen. Dann aber ſoll das ſo Errungene ſelbſtändig und eigenartig verarbeitet werden, ſo daß nicht die Nachahmung der einzelnen Naturerſcheinung, ſondern der Aufbau einer neuen Lebenserſcheinung auf Grund genaueſter Kenntnis der Naturwahrheit und der durch die Natur ermöglichten Geſtaltungen das Ziel der Kunſtübung iſt.

So lagen die Dinge als Richter heranwuchs, ohne von dieſer Lage auch nur die entfernteſte Ahnung zu haben. Bei ſeinem Vater, der ſelbſt Zeichner und Kupferſtecher war, trat der Knabe ganz ſelbſtverſtändlich als Lehrling ein und lernte, was dieſer ſelbſt von Adrian Zingg gelernt hatte, dem echten

Akademiker in dem oben bestimmten Begriffe des Wortes. Eine sichere Handfertigkeit in einer scharf bestimmten Manier des Zeichnens und Tuschens (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie von L. Richter. S. 1) war das Ziel; die schablonenmäßigen Formen der „gezackten Eichenmanier" oder der „gerundeten Lindenmanier" (S. 41) wurden als stereotype Formeln eingeschult, dagegen die unmittelbare Anschauung, welche zu einem lebendigen Naturgefühl hätte führen können, geflissentlich ferngehalten. So wuchs der junge Richter zu dem heran, was man einen Vedutenzeichner nennt: er kopierte in hergebrachter Manier einzelne bestimmte Stücke der Landschaft in porträtartiger Treue, ohne es damit zu einem Bilde zu bringen, welches eine eigene selbständige Auffassung oder Empfindung hätte durchfühlen lassen. Mit dem Malen ging es nicht anders: Graff und Schubert, welche ihm die Anfänge beibringen sollten, wußten auch nicht mehr als den herkömmlichen „Baumschlag" zu machen, der für alle Bedürfnisse ausreichen mußte und der Landschaft ein schablonenhaftes Aussehen gab. Hie und da machten sich aber schon die neuen Bewegungen geltend, die auf der Wiener Akademie die Jugend gegen die überlieferte Methode in Kampf führte, und als Richter als siebzehnjähriger Zeichner den Fürsten Narischkin nach Frankreich begleitete, hörte er zum ersten Mal von Cornelius und der neuen deutschen Malerei in Rom reden. Ein gutes Geschick führte endlich auch ihn dorthin: der Buchhändler Arnold stattete ihn mit einer mehrjährigen Unterstützung aus, und mit zwanzig Jahren zog der lernbegierige Jünger der Kunst in deren gelobtes Land, wo sich ihm allmählich die Augen öffneten.

Mit der Reise nach Rom und mit dem dreijährigen Aufenthalte dort beginnt der erste der beiden großen Umgestaltungsprozesse, die Richter durchzumachen hatte. In den Fesseln der akademischen Richtung aufgewachsen, in feste Formeln gebannt, besaß er von Natur einen scharfen und feinsinnigen Blick für das Naturwahre. Dieser wurde durch die neue Richtung in der entschiedensten Weise unterstützt, und nun beginnt der ergreifende Kampf des jungen Mannes, der klar einsieht, wo seine

Feſſeln liegen, der ebenſo klar das Ziel erkennt, und der doch lange den Weg nicht finden kann um dieſes Ziel zu erreichen. Gerade das Wichtigſte und Bedeutendſte der neuen Richtung, ſich nicht ſklaviſch an das Vorbild in der Natur zu halten, aus ihr zwar das Motiv zu nehmen, dann aber es frei aus einer Idee heraus umzugeſtalten und ſtatt eine Fülle von Einzelheiten ohne inneren als notwendig empfundenen Zuſammenhang zu geben, ein Ganzes zu ſchaffen, bei welchem die es geſtaltenden und beherrſchenden Züge nicht durch die Nebenſache erdrückt würden, gerade das konnte er, der ſich ſelbſt mit Bitterkeit einen Bedutenmaler nennt, wohl begreifen aber nicht ausführen. Da war es vor Allen der alte Koch, der ihn auf die Notwendigkeit hinwies in knappen Zügen zuerſt das Ganze zu ſchaffen, ſtatt dieſes aus vielen Einzelheiten zuſammenzuſetzen (S. 361). Da war es Veit, welcher ihn zu größerer Einfachheit hinführte und ihn warnte mit der Natur in ihrer reichſten Entfaltung in einen Wettſtreit zu treten, in dem der Künſtler notwendig erliegen müſſe (S. 360 ff.). Da war es endlich und wohl hauptſächlich Schnorr von Carolsfeld, deſſen Vorbild den entſcheidendſten Einfluß ausübte. Schnorr hatte auf ſeinen Wanderungen in Italien eine Fülle von landſchaftlichen Studien geſchaffen, die ihn den erſten Landſchaftern ebenbürtig zur Seite ſtellten. Hier fand Richter was ihm ſelbſt noch abging, die große Auffaſſungsweiſe der Natur, welche in deren Erſcheinung das Geſetz der Bildung und Geſtaltung zu erkennen und in ſcharfen Zügen feſtzuhalten verſteht, den hiſtoriſchen Stil, wie ihn Koch ausgeprägt hatte, wie er dem Adepten hier aber gleichſam handgreiflicher, faßlicher und eben darum verſtändlicher vor Augen trat. Auf dieſem Wege gelang es Richter allmählich das akademiſche Unweſen zu beſeitigen und die in ihrer Wahrheit der Erſcheinung im Einzelnen erfaßte Natur in großgedachten Bildern feſtzuhalten, welche ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes darſtellen, welche einen beherrſchenden Charakter in den Linien und in den Farben zeigen, wenn auch dieſe letztere Seite bei Richter wie bei ſeinen Strebensgenoſſen ſtets die ſchwächere geblieben iſt. So kann ihm die Landſchaft

nun eine Sprache werden, die ſie ſelbſt zu ſprechen ſcheint, die aber thatſächlich ein Ausdruck für das iſt, was ihn ſelbſt bei ihrem Anblick erfüllt. „Die Bewegung, das Kommen und Gehen, Leben und Sterben der vielgeſtalteten Elemente, friedlich verbunden oder im Kampf" das iſt es was er „das Schöne im Naturleben" nennt und was er ausdrücken möchte (S. 354). Er weiß jetzt klar was er will: „Meine ehemalige Luſt, mit allerhand Phantaſien das Bild auszufüllen, dieſer wilden Tochter allen Raum zu laſſen, und ſo oft ins Kleinliche, Tändelnde zu verfallen, habe ich aufgegeben. Eine Gedanke kräftig, tief, umfaſſend ausgedrückt, mit möglichſt wenigen Mitteln, in großen Licht- und Schattenmaſſen, großen Hauptfarben und möglichſt naturgetreuem Charakter des Details". Sein Ziel iſt: „Deutſche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit ſie nicht wie bisher, den untergeordneten Rang der Idylle behält, ſondern zum Epiſchen ſich erhebt. Meine Helden ſind die Elemente in ihren lieblich geeinten oder feindlich entzweiten Wirkungen".

Auf dem Gebiete der Landſchaft hat Richter Schönes geſchaffen. Dennoch aber liegt ſeine Hauptbedeutung nicht auf dieſem Gebiete. Bis er ſeine eigentlichſte Domäne gewann, mußte er einen zweiten Prozeß durchmachen, und auch hier iſt ihm Schnorr der Leitſtern. Er wendete ſich allmählich der Figurmalerei zu, behielt die Landſchaft als die ſtimmungsvolle Baſis, die er vortrefflich in Einklang mit dem Hauptgegenſtande zu bringen wußte, und gelangte ſo zu der früheren und älteren Stufe der Malerei zurück, von welcher ſich die Landſchaft erſt allmählich als ſelbſtändiges Fach losgelöſt hatte. Aber Richter, deſſen Grundſatz es war, daß jeder ſich ſeinen Stil ſelbſt ſchaffen ſolle (S. 368), war, ſo wenig er in der Landſchaft Koch oder Schnorr kopierte, auch hier nicht einfach Nachfolger der von ihm ſo hoch geachteten Hiſtorienmaler. Auch Schnorr gegenüber behielt er ſeine Selbſtändigkeit. Schnorr war es der ihm einſt die Figuren in einer Landſchaft korrigierte (S. 238), und ihn durch die meiſterhafte Umwandlung ſeiner Schöpfung anregte tüchtig Figuren zeichnen zu lernen. Er that es mit dem ge-

wohnten Eifer, „und ſo ging es Schritt vor Schritt weiter, bis die Figuren endlich in den Zeichnungen für die Holzſchnitte die Hauptſache wurden, die Landſchaft aber beſcheiden in den Hintergrund trat“ (S. 239).

Dieſe Entwicklung trat jedoch erſt ein als Richter 1826 nach Deutſchland zurückgekehrt und zuerſt als Lehrer an die Kunſtſchule zu Meißen, ſpäter an die Akademie in Dresden berufen war. Während die landſchaftliche Arbeit zunächſt noch den Vorrang hatte, trat allmählich die figürliche Kompoſition immer bedeutungsvoller hervor. Es hängt das mit einem anderen Vorgange zuſammen. In Italien ſehnte ſich Richter nach Deutſchland. In Deutſchland hatte er Heimweh nach Italien. Zunächſt malte er nur italieniſche Landſchaften, und es bedurfte für ihn geradezu einer Entdeckung der deutſchen Landſchaft, um auch in ihren Mitteln die Sprache zu finden, die er für ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen brauchte. Damit erwacht aber auch das Verſtändnis für die nächſte Umgebung der Menſchen, und immer tiefer erfaßt ihn die Gewalt der Liebe zur Heimat, zu dem eignen Volke, zu deſſen Dichtung und Sage.

Als Richter dieſen Weg eingeſchlagen hatte, gewann er für unſere geſamte Kunſt eine nicht hoch genug zu ſchätzende Bedeutung. Er bedurfte eines leichten Mittels der Vervielfältigung in engſter Verbindung mit dem Worte. Dieſes bot ihm der Holzſchnitt. Die Kunſt des Holzſchneidens war in Deutſchland ſo gut wie vergeſſen. Richter ward, wie einſt Dürer, der bedeutendſte Förderer dieſer volkstümlichen Kunſt. Er verſtand es vortrefflich ſeine Zeichnung den Erforderniſſen der Technik anzupaſſen, und von ihm lernten eine Reihe unſrer bedeutendſten Holzſchneider die edle Kunſt, die dazu beſtimmt iſt die höchſten Schöpfungen der Kunſt zu einem Beſitztum Aller zu machen. In welcher Weiſe Richter ſelbſt zur Förderung aller guten Keime im deutſchen Volke beigetragen hat, wie es ihm gelungen iſt eine Fülle von Geſtalten der deutſchen Dichtung, der Sage, des Märchens mit ſicheren und unvergeßlichen Zügen in das Herz des Volkes zu ſchreiben, wie er die Seele des Kindes

erfreut und ſeine Phantaſie mit Geſtalten bevölkert, wie er dem reifen Alter an das Herz zu greifen, das Gemüt zu bewegen verſteht, das Alles weiſt ſein Holzſchnittwerk aus, der bekannteſte und verbreitetſte Teil ſeiner zahlreichen Schöpfungen. In ihm vor Allem zeigt ſich außer dem ſcharfen Beobachter, dem vortrefflichen Zeichner und Charakteriſtiker, dem Humoriſten, beſonders der herzensgute, edelgeſinnte Menſch, welchem die Förderung der Kunſt ohne Veredlung des eignen Innern nicht denkbar iſt, der ebenſo eifrig wie an ſeinem äußeren Werke, an ſeinem Herzen, an ſeinem Geiſte arbeitet: ſo allein hat er es möglich gemacht eine Fülle von Herzens- und Geiſtesbildung ſich zu erarbeiten und uns nach allem Schönen, das er mit dem Stifte geſchaffen, noch die köſtliche Gabe ſeiner „Lebenserinnerungen" zu ſpenden, jenes ſchöne Buch, in welchem uns der gedankenvolle, phantaſiereiche, gemütstiefe Menſch ſo vollendet erſcheint und in dem er die Feder nicht minder meiſterhaft führt als früher den Stift.

Durch all dieſes reiche Schaffen geht aber ein Zug, der Richter hoch über viele ſeiner Mitſtrebenden ſtellt, den wir überall herausfühlen, der ſich am beſten *fühlen* läßt, den wir aber auch einmal gern in Worten faſſen, damit er in ſolcher Faſſung auch wieder zum Verſtändnis des Künſtlers diene. Schon als Jüngling von zweiundzwanzig Jahren erkennt er deutlich den Unterſchied der modernen Empfindungsweiſe von der antiken. „Das Moderne läßt uns troſtlos und verwirrt in dem Gefühle ſtecken, welches es erregt, indem da, wo die Auflöſung eigentlich kommen ſollte, in einer Diſſonanz abgebrochen wird". Das Antike dagegen macht ihm einen ganz anderen Eindruck. „Jedes Gefühl ſprechen ſie in Malerei und Poeſie beſtimmt aus, und löſen das Ganze in völlige, reine Harmonie auf". (S. 392). Das iſt der Leitſtern ſeiner Kunſt. Es iſt aber noch mehr: es iſt der Gedanke, mit dem er an die Betrachtung der Welt ſelbſt herantritt. Auch ſie löſt ſich ihm in Harmonie auf, und nur dieſe Harmonie iſt der Gegenſtand ſeiner Darſtellung. Da darf aber auch nichts fehlen, da giebt es nichts was zu klein oder zu unbedeutend wäre. Da gehört der

Hund ſo gut mit herein wie der Spatz und der Rabe, die Blume wie das Grashälmchen, der Froſch wie die ſummende Biene. Und ſo führt er uns unabläſſig und zwar in dem Werk, in dem er am ſelbſtändigſten iſt, am meiſten, dieſe ſelige Harmonie vor. Es iſt keine Wiederholung der Armut, wenn wir dieſe Elemente immer wieder finden: es iſt der Einklang der Natur, den zu ſchildern er immer aufs Neue unternimmt und dem ſich jedes Weſen fügen muß. Seine kleineren Werke, beſonders ſeine Aquarelle, ſind daher nicht Genrebilder im gewöhnlichen Sinne des Wortes: ſie geben uns nicht eine alltägliche Szene wie ſie ſich ſo zugetragen hat oder haben kann. Sie ſind viel mehr. Sie geben uns Szenen, die an das alltägliche Leben anknüpfen, dieſes aber mit der Reinheit ſeines eigenen liebenden Herzens erfüllen und ſie ſo umwandeln wie ſie ſein müßten, wenn die Welt ſo gut wäre wie das Herz des Künſtlers. Welche Luſt, welche Heiterkeit vereint er! Als typiſch möchte ich das köſtliche Aquarell Nr. 619 bezeichnen. Greis und Greiſin, Eltern und Kinder, Hund und Rabe, Singvögel und Früchte an den Bäumen und über Allen der heitere Himmel, die klare Luft, das liebliche Licht — ein köſtlicher Zuſammenklang aller Elemente der Natur und des Lebens! Noch tiefer erfaßt Richter aber die Natur, wenn er ſie in ihrem geheimſten Schaffen belauſcht. So in dem Waldmärchen (Nr. 593). Da rauſcht das Waſſer, die Eichhörnchen, das Reh, die Vögel, die Blumen, Alles freut ſich und blüht am buſchigen, verſteckten Plätzchen im Walde. Mitten darin ſitzt, wie die Verkörperung der Waldnatur und ihres geheimnisvollen, keimenden Lebens, ein blühendes Mädchen, noch halb Kind, und ſinnend hinausſchauend bricht ſie die blaue Blume.

Und dieſer Einklang ruht auf tiefem Grunde. In Rom hat Richter außer den großen Meiſtern der Kunſt einen engeren Freundeskreis gefunden, der auch aus Künſtlern beſtand, die ihn aber mehr auf einem anderen Gebiete als dem der Kunſt förderten. Hier fand er den feſten Glauben an das liebevolle Walten der Gottheit, der ihn ſeitdem beſeligt hat und der ihn recht eigentlich überall den tieferen Grund für dieſen Einklang

im Weſen der Natur finden ließ. Dieſer Glaube nahm für ihn die Form des Chriſtentums an, ſo wie er, der als Proteſtant Getaufte, als Katholik Erzogene und frei nach eigner Überzeugung in evangeliſcher Überzeugung Lebende es erfaßte, wie er es in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele bei Goethe wiederfand: „Das Entſtehen und Wachſen chriſtlicher Geſinnung, frei von dogmatiſchen Formeln“. Und Goethe, in deſſen Stil er jene von ihm erſtrebte Harmonie erkannte, war es auch, dem er den Spruch unter ſeinem Bilde entnahm, der ihn ſo gut charakteriſiert wie kaum ein anderes Wort: „Große Gedanken und ein reines Herz, das iſts was wir uns von Gott erbitten ſollen“. In dieſem Sinne faßt der ſchlichte, beſcheidene Mann nun auch ſein eigenes Leben auf, deſſen Wandlungen und Entwicklungsſtufen er als Fügungen der Gottheit betrachtet, die es zu einer harmoniſchen Geſtaltung bringen wollte. Und demütig erkennt er die freundliche Hand an, die ihn anders geleitet als er ſelbſt es gewollt, und ſo ſchließt er den Rückblick auf ſein Leben, das uns wie ſeine eigenen Schöpfungen rein und harmoniſch anmutet, mit den Worten: „So hat es denn Gott gefügt, und mir iſt auf vorher nicht gekannten und nicht geſuchten Wegen mehr geworden als meine kühnſten Wünſche ſich geträumt hatten. Soli Deo gloria!“ —

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geſchichte (G).

In dieſe Fachabteilung wurden vom 1. Januar 1886 bis 31. Mai 1886 aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:
Herr Dr. phil. Schellhaß, hier.
„ Dr. phil. Schwemer, „

b) ohne Stimmrecht:
Niemand.

In der neunten Sitzung am 25. Januar 1886 fand zuerſt die Wahl des Vorſtandes ſtatt; das Ergebnis derſelben war Folgendes:

Vorſitzender: Herr Dr. H. Grotefend.
Stellvertretender Vorſitzender: Herr Dr. L. Quidde.
Schriftführer: Herr Dr. R. Jung.

Hierauf ſprach Herr Dr. Neuſtadt etwa wie folgt über das ehemalige Hohenzollernarchiv auf der Plaſſenburg, ſeine Bedeutung und ſeine Schickſale.

Für die Bedeutung eines Archivs gilt als Maßſtab der Wert des Neuen, das man aus demſelben kennen lernt. Es genügt darauf hinzuweiſen, daß das beſcheidene Wort des großen Königs, der, wie ſelten ein Fürſt, theoretiſch und praktiſch Geſchichte in großem Maßſtabe getrieben, daß Friedrichs des Großen Ausſpruch l'histoire de la maison de Brandebourg n'intéresse que depuis le temps de Jean-Sigismond durch die Ausbeute, welche das ehemals auf der Plaſſenburg verwahrte Hohenzollernarchiv gewährt, ſchlagend widerlegt wird. Seit Ranke und Droyſen unſerem Volke die Politik der preußiſchen Könige in ihren unvergleichlichen Darſtellungen vor Augen geführt haben, hat man ſich gewöhnt die Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates mit dem großen Kurfürſten zu beginnen. Nichts anderes will das Wort des großen Königs beſagen. Wenn Friedrich Wilhelm die Souveränität über das Herzogtum Preußen errungen, hat Johann Sigismund das

Land erworben und ferner durch Vereinigung rheinischer Gebiete mit der Mark den brandenburgischen Staat aus den engen Gesichtspunkten der Kleinstaaterei herausgehoben und ihm einen weiten Blick auf das Interesse des gesamten deutschen Reiches eröffnet. Daß ein Stück solcher Reichspolitik schon die ersten Hohenzollern bewegt habe, hat Ranke in seiner „Genesis des preußigen Staates" bewiesen. Daß aber aus dieser kleinen Mark Brandenburg das „preußische Reich deutscher Nation" erwachsen, daran haben die fränkischen Hohenzollern ihren mächtigen Anteil gehabt, Albrecht und seine Enkel, und hierin liegt die Bedeutung des Plassenburger Archives.

Über den großen Verdiensten, welche sich Albrecht im Felde und im Rate um das Reich erworben, hat man bis vor nicht gar langer Zeit noch sein Arbeiten an der Größe des eigenen Hauses vergessen. Wie wenig ist doch, was Hoefler in den vierziger Jahren aus dem Bamberger Archiv publiziert hat, im Vergleich zu den Schätzen, welche heute noch die bayerischen Archive von Albrecht bergen; und doch ist dies „kaiserliche Buch" die traditionelle Politik seines Hauses geworden. Es kam eine Zeit, in der die Kurlinie die Traditionen der Hohenzollern vergaß und die Vettern in Franken die Fahne des Hauses hochhielten. In der Treue zum Kaiser und Reich waren die Hohenzollern groß geworden; bei der Wahl Rudolfs von Habsburg, im Kampfe Ludwigs des Bayern hatten sie sich bewährt, Albrecht war ein Partisan der kaiserlichen Politik, Joachim I. ging seine eigenen Wege, es war ein Glück für das Haus, daß die fränkischen Hohenzollern eben damals an den verschiedensten Punkten, an denen die kaiserlichen Interessen gefährdet waren, in die Bresche sprangen.

Albrecht starb 1486 zu Frankfurt auf dem Reichstage, zu dem er, ein leidender Greis, sich hintragen ließ, um die Wahl Maximilians durchzusetzen.

Als Maximilian zum Kaisertum gekommen,
Hat mich bei seiner Wahl der Tod hinweggenommen,

läßt ihn ein Dichter singen. Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Johann, in der Kur folgte, die beiden jüngeren,

Friedrich und Sigismund, sich in die beiden fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth teilten, eine Teilung, welche nach dem frühen Tode Sigismunds bald wiederum zur Vereinigung führte. Friedrich war mit reichem Kindersegen bedacht; acht Söhne, fünf Töchter hatte ihm seine Gemahlin geschenkt. Da erprobte sich zum ersten Male das berühmte Thronfolgegesetz Albrechts, sein unter dem Namen der Dispositio Achillea bekannt gewordenes politisches Testament, als ein Grundpfeiler, der das Haus Hohenzollern vor dem traurigen Verfall Sachsens bewahrt hat. Eine Teilung der fränkischen Lande unter die Brüder war ausgeschlossen. Sie verließen die fränkische Heimat und vermehrten, indem sie die altererbte kaiserliche Politik ihrer Vorfahren festhielten, und große die Gesamtlinie berührende Fragen stets gemeinsam regelten, die Macht und den Ruhm des Hauses. Hier liegt meines Erachtens der Schwerpunkt für die Bedeutung des ehemaligen Hohenzollern-Archives. Hier sprechen die Akten eine beredte Sprache, die sich um so mehr Gehör verschaffen muß, je weniger man ihnen sich zugewandt hat, weil diese fränkischen Brüder nicht zur regierenden Linie des Hauses gehört haben und darum in den Darstellungen unserer Meister nur einen bescheidenen Platz fanden. Aber die Geschichte und Politik der Hohenzollern in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist durch die Kurlinie nicht gefördert, sondern gehemmt worden. Was Joachim I. trieb, war keine Hohenzollern-Politik. In jenen aufgeregten Tagen lag sie ausschließlich bei der fränkischen Linie des Hauses, es war vielleicht ein Unglück, daß nicht diese damals die Führung besaß.

Der älteste der acht Brüder, Kasimir, der von Jugend auf dem Kaiser Maximilian gedient hatte, war Statthalter der österreichischen Erblande und Feldhauptmann im Heere geworden. Georg verfocht am Hofe seines Oheims, des Königs Wladislaw von Ungarn, der ihn zum Erzieher des Kronprinzen bestimmte, die Erbansprüche Habsburgs auf die ungarische Krone gegen die ehrgeizigen Gelüste des mächtigen Zápolya. Johann ging nach Spanien, ward Vicekönig von Valencia und führte den Kampf gegen die Mauren. Albrecht, zum Hoch-

meiſter des deutſchen Ordens gewählt, verwandelte das Ordensland in ein Herzogtum. Die vier anderen Brüder gelangten in hohe geiſtliche Stellungen, Johann, Albrecht und Wilhelm wurden Erzbiſchöfe zu Magdeburg und Riga, Friedrich kam in das einflußreiche Würzburger Kapitel und Gumpert wurde Kämmerer des Papſtes.

Für die Hauspolitik iſt unſtreitig der zweite der Brüder, Georg, am wichtigſten geworden. Mit großem Geſchick hat er es verſtanden ſeine einflußreiche Stellung am ungariſchen Hofe zu benutzen, um zwei wichtige Grenzmarken deutſcher Kultur, Schleſien und Preußen, mit ſeinem Hauſe zu verbinden. Zur Erwerbung des letzteren hat er die Verhandlungen mit dem Polenkönige geführt, er hat 1525 zu Krakau mit ſeinem Bruder Albrecht gemeinſam die Belehnung für ſeine ganze Linie empfangen, er hat die Politik begonnen, welche anderthalb Jahrhunderte ſpäter der große Kurfürſt mit Glück zum Ziele geführt hat. Zur Erwerbung der in viele einzelne Territorien zerklüfteten ſchleſiſchen Lande hat er die mächtigeren Herzöge durch die immer beliebten Heiratsbande an ſein Intereſſe gekettet. Schon 1522 am 2. Juni zu Prag hat er die erſte Erbverbrüderung mit dem Piaſten von Liegnitz geſchloſſen, die dann wiederum 1537 unter ſeiner Mitwirkung auf die Kurlinie ausgedehnt wurde. Die letztere iſt alſo nur eine weitere Entwickelung der erſten. Georg ſelbſt trat noch die Herrſchaft in faſt ganz Oberſchleſien an. Auch dieſer Teil ſeiner Politik iſt erſt dritthalb Jahrhunderte ſpäter von dem großen Könige ruhmreich zu Ende geführt worden.

Dieſe Politik hat den Brandenburger aber auch durch den Antagonismus der beiderſeitigen Intereſſen in einen ſchroffen Gegenſatz zum Hauſe Öſterreich gebracht. In ſeinen kühnſten Hoffnungen getäuſcht, um ſeine wohlerworbenen Rechte betrogen, ſteht hier ein Hohenzoller gegen Habsburg, in deſſen Kampfe er grau geworden. Joachim I. ſteht mit ſeiner Politik vereinzelt da. Von Georg empfangen die Hohenzollern den Antagonismus gegen Öſterreich als Erbe. Damit in Verbindung ſteht, daß

eben derſelbe Brandenburger der erſte Proteſtant ſeines Hauſes iſt und ihm ſo auch auf dieſem Felde ſeine Miſſion vorzeichnet.

Dies iſt in flüchtigen Umriſſen das Gemälde, welches wir aus den Akten des ehemaligen Plaſſenburger Archivs kennen lernen. Ehemals war das Hohenzollern-Archiv auf der Plaſſenburg bei Kulmbach in Bayreuthiſchem Gebiete. Jetzt iſt kein Archiv mehr auf der Burg, die Burg iſt zum Zuchthaus geworden und das Archiv iſt verzettelt in den Beſitz verſchiedener Herren gekommen. Der Bedeutung desſelben entſpricht es aber wohl, auch einen Blick auf ſeine Schickſale zu werfen.

Die Plaſſenburg diente ſchon den Hohenzollern, als ſie noch Burggrafen von Nürnberg waren, zur Aufbewahrung ihrer Privilegien, Lehenbriefe und anderer wichtigen Urkunden. Die Aufſicht lag in den Händen des oberſten Kanzleibeamten des Ländchens „ob dem Gebirg" (wie das Fürſtenthum Bayreuth genannt wurde), bei dem Landſchreiber, deren wir eine ganze Reihe kennen lernen. Kurfürſt Friedrich I. beſtimmte 1437 die Burg für ewige Zeiten zum Aufbewahrungsort für alle Koſtbarkeiten, Urkunden, Lehen, Regiſter und Schuldbücher des Hauſes, letztere ſollten abgeſchrieben und eine Abſchrift jedem der Brüder eingehändigt werden, in Tangermünde ſollte nur ein märkiſches Archiv bleiben. Albrecht ſah in ſeiner Thronfolgeordnung von 1473 für den Fall der Teilung der fränkiſchen Lande auch für das Unterland, das Ansbachſche Gebiet, einen Aufbewahrungsort, die Cadolzburg, vor. Daneben bildete ſich ganz von ſelbſt für den laufenden Geſchäftsgang eine Regiſtratur in Ansbach, der Reſidenz des Fürſten, ſie enthält dasjenige, was wir heute unter Akten verſtehen. Die Plaſſenburg blieb weiter der Aufbewahrungsort der wichtigen Urkunden des Fürſtenhauſes. Gewiß iſt eine feſte Grenze nicht gezogen geweſen, ſchon der bequemeren Benutzung halber, wie wir aus verſchiedenen Reſkripten erſehen können: iſt es doch auch noch heute ſchwer dieſelbe innezuhalten. Je größer nun die Maſſe des Aktenmaterials wurde, das ſich im Laufe der Zeiten zu Ansbach aufhäufte, deſto ſchwieriger wurde es für

die Beamten bei eintretenden Archivrecherchen das Verlangte zu finden. Dieſer Fall tritt ſchon vereinzelt zu Albrechts Zeiten auf. Die Zweiteilung der Archivbeſtände wurde läſtig empfunden, um ſo mehr, als es genaue Verzeichniſſe über das Inventar nicht gab. Da machte eine durch einen ganz beſonderen und wichtigen Umſtand hervorgerufene Archivrecherche dieſer Unordnung, in der ſich kein Menſch mehr zu raten wußte, für immer ein Ende. Der alte Herzog Johann von Oppeln war Anfangs des Jahres 1532 als der Letzte ſeines Stammes geſtorben. Wenige Monate vorher, am 17. Juni 1531, hatte der Markgraf Georg von Brandenburg auf Grund der alten Erbverträge mit dem Piaſten zu Prag die vertragsmäßige Zuſicherung von König Ferdinand erlangt, daß er wenigſtens als Pfandherr nach dem Tode des Herzogs in den Beſitz der oberſchleſiſchen Fürſtentümer treten dürfe. Der Markgraf bedurfte jetzt einiger ſchleſiſchen Verträge, welche in ſeinen fränkiſchen Landen verwahrt lagen. Er erließ deshalb an Statthalter und Räte in Ansbach den Befehl ergehen, ihm die Urkunden nach Schleſien zu ſchicken. Letztere ſchickten den Befehl an den Hauptmann „auf dem Gebirg", den oberſten Beamten des Bayreuthiſchen Fürſtentums; von hier gelangte er zu Erhard Frankenberger, der nach Niederlegung ſeiner Propſtei im Jahre 1525 zum Regiſtrator des Plaſſenburger Archivs ernannt worden war. Frankenberger berichtete, der Markgraf ſei am 3. März 1531 um 5 Uhr Abends nach Kulmbach gekommen, habe ihn und den Landſchreiber nach der Plaſſenburg beſchieden und beiden befohlen, ihm vor ſeiner Abreiſe nach Prag alle Oppeln und Ratibor betreffenden Urkunden, welche in einem „weißen truhelein in das Plaſſenburger gewelbe geantwortet" ſeien, zuſammenzuſuchen, damit er ſie nach Prag mitnehmen könnte. Dem ſeien ſie nachgekommen, ſeitdem ſei nichts mehr nach der Plaſſenburg gekommen. „Man erſehe ſich aber weiters", fährt er fort, „in meiner ſonderlichen geſtellten verzaichnus uber brief, liebeln, regiſter und handlungen hungariſch und ſchleſiſch ſachen, die daniden zu Onolzbach gefunden und in ordnung gebracht oder gelegt worden ſind". Er verweiſt be-

ſonders auf zwei Schachteln, welche mit H. und J. ſigniert ſind, erſtere enthalte „eine copey der hinderlegten brieven denen von Breszlau", endlich ſolle man auch „bedenken, was fur brieve zu Oppeln uffm rathaus ligen." Das gleiche Verwaltungsverfahren wurde im Ansbachſchen eingeſchlagen. Aus dem Bericht Tettelbachs iſt erſichtlich, daß ſich zwar die beiden Schachteln fanden, aber nicht die vom Markgrafen verlangten Urkunden.*) Da griff der Brandenburger durch. Wie er gleich bei ſeinem Regierungsantritt in den ſchleſiſchen Landen ſich als einen kräftigen Regenten gezeigt, gegen die eingeriſſene Geſetzesloſigkeit, gegen Unredlichkeit im Handel, gegen Verteuerung von Brot und Fleiſch ſcharfe Beſtimmungen erließ**), wie er 1527 ſein ſchleſiſches Archiv zu Jägerndorf ordnen und repertoriſieren ließ***), ſo ließ er auch auf der Plaſſenburg der Unordnung nicht mehr die Zügel ſchießen. Frankenberger, der ſich bereits als Organiſator bewährt hatte, erhielt den Auftrag, wie er früher für einen beſtimmten Zweck die Ansbacher Regiſtratur durchſucht, die ſchleſiſchen und ungariſchen Beſtände aufgenommen hatte, ſo nunmehr ein durchgehendes Repertorium des geſamten Urkunden- und Aktenmaterials in Ansbach, wie auf der Plaſſenburg anzufertigen. 1534 begann er auf letzterer ſeine Arbeit. Wie groß damals noch die Aktenbeſtände zu Ansbach geweſen ſein müſſen, geht daraus hervor, daß Frankenberger für die Plaſſenburger Urkunden (1250—1540) nur einen Band, für die Ansbacher Akten deren vier (1259—1529) brauchte. Seine wiederholten Bemühungen die Vereinigung beider Regiſtraturen zu erzielen, blieben ohne Erfolg. Aber auch noch an anderen Orten befanden ſich damals brandenburgiſche Akten, die erſt ſpäter und nur zum Teil nach der Plaſſenburg kamen. Auf die Gründung des Jägerndorfer Archivs iſt bereits aufmerkſam gemacht worden. 1527 wurden alle Aktenbeſtände, welche ſich nicht auf Schleſien bezogen, ausgeſondert und nach

*) Nürnberg. Königliches Kreisarchiv.

**) München. Königliches Allgem. Reichsarchiv.

***) Neuſtadt, Ungariſches in deutſchen Archiven (Ungar. Revue 1885) bringt hierüber Näheres.

der Plaſſenburg gebracht. Das Jägerndorfer Archiv blieb gerade ein Jahrhundert an ſeinem Orte, als 1623 wieder einem Gewaltſtreich Öſterreichs der Brandenburger erlag. Die Jägerndorfer Akten kamen damals größtenteils nach Berlin, ein anderer Teil war ſchon vorher nach der Plaſſenburg geſchafft worden. Was aus den Akten der jüngeren Brüder Georgs geworden, darüber waltet noch ein Dunkel. Gelegentlich der Reiſe unſeres Kronprinzen nach Spanien im Jahre 1883 machte ich darauf aufmerkſam, daß Georgs Bruder Johann als Vicekönig zu Valencia begraben liege. Se. K. K. Hoheit ließ damals Nachforſchungen in ſpaniſchen Archiven vornehmen. So kam aus dem Stadtarchive von Valencia das längſt verloren geglaubte Patent Johanns zum Vicekönig zum Vorſchein*). Außerdem aber wiſſen wir, ganz beſonders von Georg, daß er wichtige Privilegien für ſicherer hielt bei dem Rate einer Stadt zu deponieren. Frankenberger erwähnt eine „copey der hinderlegten brieven denen von Breslau", auch auf die Stadt Oppeln macht er aufmerkſam. Im Münchener Reichsarchiv fand ich aus dem Jahre 1532 einen Original-Revers der Stadt Breslau über fünf Pergament-Urkunden, welche die Beamten des Markgrafen Georg ihm zur Verwahrung übergeben haben. Selbſt ſein Teſtament hat der Fürſt bei der mit ihm ſehr befreundeten Stadt niedergelegt**). Wir ſind nur ungenügend unterrichtet, ob alle dieſe hinterlegten Urkunden wieder nach der Plaſſenburg gekommen ſind.

Viel wichtiger aber iſt das weitere Schickſal des Stammarchivs ſelber. Noch vor Beendigung der Ordnungsarbeiten auf der Plaſſenburg und in Ansbach ſtarb Georg (1543), und mit dem Fürſten ging auch die angeregte Idee zur Vereinigung beider Aktenbeſtände zu Grabe. Die kurz vorher (1541) erfolgte

*) „Markgraf Johann von Brandenburg, der erſte Hohenzoller in Spanien". Eine Abſchrift des Patents iſt „Privateigentum" Sr. K. K. Hoheit des Kronprinzen, deſſen huldvollem Entgegenkommen ich die Benutzung verdanke.

**) Ausführliche Verhandlungen hierüber bei den Akten des Berliner Königlichen Hausarchivs und des Breslauer Stadtarchivs.

Teilung der fränkiſchen Fürſtentümer, die Vormundſchaftsregierung für Georgs unmündigen Sohn Georg Friedrich, das wilde Regiment Albrechts Alcibiades waren keine günſtigen Zeiten zur Durchführung ſolcher Pläne. In den tollen Kriegsmonaten des Jahres 1554 wurde gerade die Plaſſenburg, welche zum Bayreuthiſchen Fürſtentum Albrechts gehörte, am meiſten mitgenommen. Trotz aller Vorkehrungen geriet eine große Anzahl von Akten in die Hände der Belagerer. Mit vieler Not gelang es die mehr als 20 Kiſten, welche die Nürnberger heimlich entführt, unterwegs der Biſchof von Bamberg annektiert hatte, durch den Regensburger Reichsabſchied (1556) wieder zurückzuerhalten. Stephan Schirmer, ein Archivar, der kein Latein verſtand und deshalb einen Gerichtsſchreiber zum Aſſiſtenten erhielt, fertigte ein neues Repertorium an. Aus der Zweiteilung war eine Dreiteilung geworden, auf der Plaſſenburg das fränkiſch-hohenzollerſche Geſamtarchiv, daneben zwei Regiſtraturen mit reponierten Akten auf der Burg und in Ansbach. Die Rückkehr ruhiger Zeiten führte 1580 zur Wiederaufnahme der Ordnungsarbeiten, denen wir das mit einem gewiſſen Syſtem angelegte Regiſter Moningers in vier Folianten verdanken. Die Plaſſenburg ſchien wieder das Hausarchiv der Hohenzollern zu werden. Da erfolgte wieder die Teilung der Lande, welche der Ordnung der Archive ſicher nicht zu Statten kam. Recht traurig lauten die Berichte, welche wir aus dieſen Jahren erhalten. 1658 zählte das Archiv 232 Schublaend, die aber mit Akten und Briefen „ſehr unordentlich angefüllet" waren, 180 Schachteln ſtanden „in großer disordre" umher, 5 Kiſten, 11 Truhen „voll confundirter acten". Tafeln, Tiſche, Fenſter lagen bedeckt, ſelbſt der Fußboden war nicht frei, Staub, Geſchmeiß und Spinnengewebe hatten ſich überall gelagert, der Stock die Briefe zerfreſſen. Erſt als der jüngere Spieß 1769 in den Archivdienſt trat, ein Mann, der ſich theoretiſch und praktiſch große Verdienſte erwarb und ſich namentlich viele Mühe gab, das in den Fürſtentümern überall zerſtreute Aktenmaterial auf der Burg zu vereinigen und Ordnung in das Archiv zu bringen, erfolgte eine gründliche Beſſerung. Der

Miniſter Hardenberg kam ihm entgegen, als 1792 die fränkiſchen Fürſtentümer in den preußiſchen Staatsverband einverleibt wurden. Er ließ alle Akten, deren die Verwaltung nicht mehr bedurfte, ausrangieren, freilich mit der Abſicht ſie nach Berlin zu ſchaffen. Die Kriegsunruhen verhinderten jedoch die Ausführung, erſt 1797 gelangten namentlich Familienſachen nach Berlin. Es war nicht die erſte Auslieferung von Plaſſenburger Akten, ſchon der große Kurfürſt hatte 1684 eine große Anzahl Familien-Urkunden erhalten. Als 1806 die Franzoſen in die Fürſtentümer einrückten, wurde das Archiv ſchleunigſt in Kiſten verpackt und in dieſem Zuſtande bis 1812 gelaſſen, in welchem Jahre ein zweiter Transport Akten nach Berlin ging. Als 1813 die Fürſtentümer Ansbach-Baireuth definitiv an Bayern kamen, wurde das Plaſſenburger Archiv allmählich nach dem Bamberger Archiv geſchafft, deſſen Chef Öſterreicher zuerſt 1813 die Kloſterurkunden hinüberbrachte. Am 23. Dezember 1819 brachte der letzte Wagen den Reſt der Plaſſenburger Akten nach Bamberg. Die Ansbacher Sachen kamen nach Nürnberg, die auswärtige Beziehungen berührenden Sammlungen beider Archive, die ſchleſiſchen und ungariſchen Akten nach München. 1824 vermehrte eine Auslieferung von ehemaligen Plaſſenburger Archivalien nach Berlin die dortige Sammlung. Als 1849 die Trennung des Berliner Geh. Haus- und Kabinetsarchivs in ein K. Haus- und Geh. Staatsarchiv erfolgte, wurden die dortigen Plaſſenburger Sammlungen ebenfalls nach dieſem Prinzipe geſondert. Der Artikel XII des Friedensvertrages vom 22. Auguſt 1866 ſetzte noch einmal eine Auslieferung von Akten des Bamberger Kreisarchivs an Preußen feſt. Die Verhandlungen, welche Löher und Märcker vom 22. Juni bis zum 1. Auguſt 1868 leiteten, führten zu einer Überführung, die 1868 begann und 1884 zu Ende geführt wurde. Schließlich iſt noch zu erwähnen, daß ich auch im Archive des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg eine ganze Reihe von Paketen ſah, welche den Beſtänden des ehemaligen Plaſſenburger Archivs entſtammen und durch verſchiedene Zufälligkeiten dorthin gelangten. Demnach befindet ſich jetzt das alte Hausarchiv der Hohenzollern an ſechs verſchiedenen Orten.

In der 10. Sitzung am 15. Febr. 1886 legte Herr Dr. Grotefend die bis jetzt erschienenen Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde vor und besprach im Anschluß daran die Statuten der Gesellschaft, nach welchen dieselbe eine umfassende Sammlung und allmähliche Herausgabe der Quellen zur Geschichte der Rheinlande beabsichtigt. Hierauf referierte Herr Dr. Schellhaß im Anschluß daran, daß in einer der vorhergehenden Sitzungen die Frage aufgeworfen war, ob etwa der Name Wenden sich im Mittelalter durch eine Korrumpierung des Namens Vandalen gebildet habe, über den Namen der Wenden. Er zeigte, meist im Anschluß an Kaspar Zeuß: die Deutschen und ihre Nachbarstämme, daß dieser Name wohl auf eben so hohes Alter, wie der vandalische Anspruch erheben könne. Finde er sich doch schon bei Plinius (nat. hist. 4, 13: Venedae), Tacitus (Germ. 46: Veneti) und Ptolemaeus (3, 5: Οὐενέδαι) sodann auf der tabula Peutingerana (Venadi) und Jordanes. Was die Bedeutung des Namens betreffe, so bezeichne er das Hin- und Herschweifen, womit die Germanen — denn das Wort sei deutschen Ursprungs und eines Stammes mit Vandali, Vindili, Vinili — ganz gut das Charakteristische in der Lebensweise ihrer östlichen Nachbarn erkannt hätten. Diese selbst hätten sich nie Wenden, sondern stets Slaven, resp. in früherer Zeit Anten genannt. Daher die Erscheinung, daß die Autoren des oströmischen Kaisertums, wie Prokop, die den slavischen Stamm im Südosten kennen lernten, zwar des slavischen, aber nicht des wendischen Namens Erwähnung thäten. Referent wies sodann noch auf die Gewohnheit der Schriftsteller der spätrömischen Kaiserzeit und auch des Mittelalters hin, neu einwandernde Völker mit dem Namen der Stämme zu bezeichnen, in deren Gebiet diese sich niedergelassen, ja sie geradezu mit ihnen zu identifizieren und als ihre Nachkommen aufzufassen. So sehe Adam von Bremen in den Wenden oder, wie er sie nennt, den Winili die früheren Vandalen, natürlich deshalb, weil in der Gegend zwischen Elbe und Oder die Vandalen vor ihren Wanderungszügen nach Süden gehaust hätten. Mit der Warnung sich nicht durch den

ähnlichen Klang von zwei Völkernamen dazu verleiten zu laſſen, ohne Weiteres eine Verwandtſchaft anzunehmen, ſchloß Referent.

Herr Dr. Grotefend fügte noch bei, daß Albert Krantzius († 1517) und andere Forſcher der letzten Jahrhunderte in den Wenden auch nur Vandalen geſehen hätten, wie denn Krantz eine Mecklenburgiſche Geſchichte unter dem Titel Vandalia geſchrieben habe. Ferner ſei es ſeitdem Brauch bei den mecklenburgiſchen Herzögen geworden, ſich anſtatt des deutſchen Titels forst to Wenden (d. h. des weſtlichen Teils von Mecklenburg mit Güſtrow als Hauptſtadt) auf lateiniſch duces Vandalorum zu nennen.

Daran ſchloß ſich eine gemeinſchaftliche Sitzung der Abteilungen für Geſchichte und Soziale Wiſſenſchaften, in welcher Herr Profeſſor Dr. Oelsner über neuere Forſchungen betreffend die Bevölkerungsverhältniſſe der deutſchen Städte im Mittelalter ſprach. Ein Auszug dieſes Vortrages befindet ſich im Berichte der Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften.

In der elften Sitzung Montag den 8. März berichtete Dr. Oelsner über den 20. Band der durch die hiſtoriſche Kommiſſion bei der Königl. Bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebenen „Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland (neuere Zeit)", die „Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie ſeit dem Auftreten des Humanismus" von Fr. X. von Wegele, München und Leipzig 1885. VII, 1093. — Referent erörterte im Eingange die Stellung der Hiſtoriographie unter den Wiſſenſchaften, an Wegele ſelbſt anknüpfend, der erſt dem 19. Jahrhundert die Begründung einer deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft zuſchreibt. Wenn aber der Wert der mittelalterlichen Geſchichtswerke vornehmlich darin beſteht, daß ſie als Quellen dienen — weshalb Wattenbach und Lorenz ihre Lehrbücher mit Recht „Deutſchlands Geſchichtsquellen" betitelt haben —, ſo gilt dies, dem bekannten Worte Rankes entſprechend, von den Hiſtorikern der neueren Zeit durchaus nicht in gleichem Maße, und wir werden ſie wohl am zutreffendſten als Erſcheinungen der allgemeinen Nationalliteratur, den Entwicklungsgang der Hiſtoriographie alſo als einen Zweig der Literaturgeſchichte

aufzufaſſen haben. Auch in ihr ſpiegelt ſich, wie in der poetiſchen Produktion, das politiſche und Kulturleben der Zeiten wieder, und ſo gliedert ſich Wegeles Werk denn auch nach den fünf Hauptabſchnitten der neueren Geſchichte: dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation (das vielleicht wegen des großen Fortſchrittes, der zwiſchen ihnen liegt, in die Zeit des älteren Humanismus und in die der Reformation und des jüngeren Humanismus zu trennen geweſen wäre), dem der Gegenreformation und des Stillſtandes, dem polyhiſtoriſchen Zeitalter (von 1648—1740), dem der klaſſiſchen Nationallitteratur (von Friedrich d. Gr. bis zu den Freiheitskriegen) und der neueſten Zeit (von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart). Das Referat beſchränkte ſich auf die erſten zwei Dritteile des umfangreichen Buches, auf das 16. und 17. Jahrhundert, weil uns hier eine ungeahnte Fülle und Höhe der Geſchichtſchreibung zum erſten Male in zuſammenfaſſender Überſicht entgegentritt. Denn Wegele ſtellte ſich nicht die leichtere Aufgabe, ſeinen Leſern in einer Reihe von Monographien nur die vornehmſten Vertreter des Faches vorzuführen, ebenſo wie er andererſeits nicht nach bibliographiſcher Vollſtändigkeit ſtrebte. Sein Ziel war vielmehr, innerhalb der jeweiligen Hauptrichtungen die Hauptleiſtungen eingehend zu charakteriſieren — ſo ſind z. B. Leibnitz 40 Seiten gewidmet —, aber auch alle anderen nennenswerten Arbeiten nach ihrer Bedeutung zu würdigen. In jedem Zeitraum ordnet er den Stoff nach den „hiſtoriographiſchen Formen und Arten", d. h. je nachdem die Autoren die Univerſalhiſtorie, die alte, die nationale, die territoriale bzw. ſtädtiſche, oder endlich die Zeitgeſchichte behandeln. Sehr bald ſtellt ſich der politiſchen die Litteratur- und Rechtsgeſchichte, der profanen die Kirchengeſchichte zur Seite; auch die Hülfswiſſenſchaften treten in den Kreis ein, z. B. die Genealogie, minder glücklich freilich bei Stabius und Bonſtetten, die den Stammbaum der Habsburger der eine bis auf Noah, der andere auf die Scipionen zurückzuführen bemüht ſind, deſto verdienſtlicher in des Franz Irenicus (Friedlieb) Hauptwerk, der „Schilderung Deutſchlands in 12 Büchern". Überhaupt

hat die moderne Geſchichtsliteratur auch ſchon vor dem 19. Jahrhundert manches von echt wiſſenſchaftlichem Geiſte getragene Werk aufzuweiſen: von religiöſen und nationalen Motiven aus (letztere waren merkwürdigerweiſe gerade durch den Humanismus geweckt worden), nahm das kritiſche Verfahren ſeinen Anfang und errang ſehr bald unvergängliche Erfolge, ſo in den Annales Bojorum des Aventin (geb. 1477) und in des Flacius Illyricus (geb. 1520) „Magdeburger Centurien". Beide Werke z. B. begegnen ſich, jenes vom vaterländiſchen, dieſes vom reformatoriſchen Geiſte ausgehend, in einer noch heute beachtenswerten Darſtellung des Kampfes zwiſchen Heinrich IV. und Gregor VII.; die Bekämpfung manches „frommen" Betruges, u. A. die Enthüllung der Sage vom römiſchen Epiſkopat des Apoſtels Petrus, der Nachweis der Unechtheit der Pſeudo-Iſidoriſchen Dekretalen, ſind kritiſche Meiſterſtücke der Centuriatoren. — Das Referat ging auf dieſe und andere hervorragende Schriftſteller jener zwei Jahrhunderte genauer ein, insbeſondere noch auf die univerſal-hiſtoriſchen Lehrbücher des Wimpheling, Beatus Rhenanus, Carion-Melanchthon und Sleidan, auf die deutſch-geſchichtlichen Darſtellungen und Editionen eines Celtes, Cuſpinian und Peutinger, eines Goldaſt, Freher und Allen voran Leibnitz, auf die zeitgeſchichtlichen Werke eines Sleidan, Khevenhüller, Chemnitz und Pufendorf, auf die Verſuche gemeinſamer Arbeit, ſei es in Zeitſchriften wie den Acta Eruditorum, ſei es in Vereinigungen wie dem Collegium historicum imperiale (dem hiſtoriſchen Reichskolleg) — immer an der Hand des Wegeleſchen Buches, das mit ſtaunenswerter Beleſenheit und ſicherſter Beherrſchung des Stoffes zugleich eine lichtvolle Anordnung, ein klares, ruhiges Urteil und einen leicht dahinfließenden, beredten Ausdruck verbindet. Das Einteilungsprinzip des Verfaſſers brachte es mit ſich, daß in ſeinem Buche mancher Autor, wie Sleidan, Pufendorf, je nach der ſtofflichen Verſchiedenheit ſeiner Werke an zwei oder mehreren Stellen behandelt werden mußte; Wegele war ſich dieſes kleinen Übelſtandes wohl bewußt, doch waren ja eben die Entwicklungsſtufen der Hiſtoriographie, nicht die

Individualitäten der Historiographen der Gegenstand seiner Darstellung. An scharfer Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten läßt er es wahrlich nicht fehlen; bald am Eingange einer Besprechung, bald in zusammenfassenden Schlußworten wird das bleibende Verdienst, das Wichtigste oder das Neue einer literarischen Erscheinung genau präzisiert. Zu bedauern sind einige sprachliche Inkorrektheiten, die den Eindruck eines nicht genügend revidierten Diktats machen, z. B. S. 21 „als Nebenbuhlerin . . . nebenbuhlerisch", S. 499 das doppelte „zu entwerfen", S. 94 „und aber auch", S. 192 „schon einmal, als viel jüngerer Mann, war an Melanchthon die Aufforderung herangetreten", ähnlich S. 251 „durch Rotenhan, einem fränkischen Edelmann und Mitgliede", S. 266 „infolge seiner Studien und dem Eindrucke der Epoche", S. 332 „die Herstellung eines auf den ursprünglichen . . . Quellen aufgebautes Werk", vollends S. 260 „der Schwerpunkt . . . wendet auf lange hinaus dem Zentrum den Rücken". Doch würde es keinem Übelwollen gelingen, den hohen Wert des Buches durch derartige Ausstellungen herabzusetzen, und uns einem Werke gegenüber, dem wir so reiche Belehrung verdanken, übel anstehen, bei solcher Bemängelung zu verweilen.

An den Vortrag knüpfte sich eine eingehende Besprechung, an welcher sich besonders die Herren Dr. Quidde und Dr. Neustadt beteiligten und die sich teils auf die einleitenden Bemerkungen über die Historiographie als Wissenschaft, teils auf die Beurteilung des Wegeleschen Buches selbst bezog.

In der am 10. Mai 1886 stattgefundenen zwölften Sitzung wurden lediglich geschäftliche Angelegenheiten verhandelt. Unter andern beschäftigte man sich mit der Angelegenheit der Bibliotheca historica. Da die Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen sich zur Wiederaufnahme der Bibliotheca historica bereit erklärte, falls sie die nötige Unterstützung der interessirten Fachkreise findet, hatte Herr Professor Dr. Oelsner auf Ansuchen der Abteilung den Entwurf zu einem Rundschreiben, welches die historischen Vereine und Institute um Unterstützung des Unternehmens angehen sollte, ausgearbeitet. Derselbe wird

als Grundlage angenommen und der Vorsitzende mit den weiteren Schritten beauftragt.

In der 13. Sitzung am 24. Mai 1886 ergriff Herr Professor Dr. Oelsner das Wort, um Leopolds von Ranke zu gedenken. In markigen Zügen zeichnete Redner, welcher noch zu Rankes Schülern gehört hat, die Bedeutung des großen Todten und schloß mit dem Wunsch, daß auch im Namen des Hochstiftes, dessen Ehrenmitglied der Verstorbene gewesen, ein Zeichen der Trauer am Grabe niedergelegt werden möge.*)

Hierauf lenkte Herr Dr. Quidde die Aufmerksamkeit der Abteilung auf zwei wichtige Seiten der Deutschen Verfassungsgeschichte des späteren Mittelalters, die Auflösung und spätere Neubildung der Reichskriegsverfassung und die Entwicklung des Reichstages. Redner ging dabei aus von seinen eigenen bei Bearbeitung der Deutschen Reichstagsakten gelegentlich des Romzuges König Ruprechts (1401) gemachten Beobachtungen. Der Kriegsdienst zum Romzug wurde damals fast ausschließlich von den Städten als eine ihnen von Reichs wegen obliegende Pflicht ohne Entgelt, von den Fürsten und Herren dagegen nur gegen Erstattung des Soldes geleistet, während der Beschluß, den Romzug zu unternehmen, auf einer Versammlung des Königs mit Fürsten und Herren ohne Zuziehung der Städte zu Stande gekommen war. Des weiteren anknüpfend an einige während der letzten Jahre erschienene Dissertationen**), die kurz besprochen wurden, gab Redner einige der Hauptgesichtspunkte an, welche für die Auffassung dieser Verhältnisse und der erwähnten Verfassungsinstitute zu beachten sind, und wies auf damit zusammenhängende Fragen hin, deren Lösung noch aussteht. In der Fortsetzung

*) Das ist dann auch geschehen. Herr Geh. Reg.-Rath Dr. von Loeper hatte die Gefälligkeit das Hochstift zu vertreten.

**) H. Fischer, Die Teilnahme der Reichsstädte an der Reichsheerfahrt vom Interregnum bis zum Ausgang Kaiser Karls IV. Leipzig 1883. — P. Brücke, Die Entwicklung der Reichsstandschaft der Städte von der Mitte des 13. bis znm Ende des 14. Jahrhunderts. Hamburg 1881. — C. Wacker, Der Reichstag unter den Hohenstaufen. Leipzig 1882. — H. Ehrenberg, Der Deutsche Reichstag in den Jahren 1273—1378. Leipzig 1883.

seiner „Studien zur Deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte" beabsichtigt Redner, auf diese Dinge zurückzukommen.

Hierauf sprach Herr Dr. Neustadt über: Eine ungarische Denkschrift aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zu den vornehmsten Geschichtsquellen des sechzehnten Jahrhunderts zählt die unter dem Namen der Acta Tomiciana bekannte große Sammlung von Aktenstücken aus der Regierungszeit des Königs Sigismund I. von Polen, dessen Kanzler Peter Tomicki den Akten den Namen gegeben. Sein ehemaliger Sekretär Stanislaus Górski hat sie gesammelt, jedoch nicht in der Absicht sie zu veröffentlichen, aus politischen Gründen. Erst 1852 hat der Graf Titus Dziatynski mit ihrem Abdruck begonnen. Die bis jetzt erschienenen neun Bände reichen bis zum Jahre 1527. Sie sind von nicht geringem Werte für die Geschichte Ungarns, ja in gewissen Stücken des deutschen Reiches. — Bis 1526 waren nämlich Polen und Ungarn politisch auf einander angewiesen, der letzte Jagiellone auf ungarischem Throne, der unglückliche Ludwig, der auf den Feldern von Mohács mit seinem Reiche zusammenbrach, war ein Neffe des Polenkönigs, Ludwigs Vater war Sigismunds Bruder. Die Mißwirtschaft die unter diesem schwachen Wladislaw im Lande um sich griff, war ein steter Gegenstand lebhafter Teilnahme am polnischen Hofe. Wir haben in den Acta Tomiciana (III, 297—307) eine auf Wunsch desselben eigens zu dem Zwecke abgefaßte Denkschrift, nach Krakau Vorschläge zu machen, welche den Verfall des Reiches aufzuhalten vermöchten. Sie ist anonym und undatiert. Ihr Inhalt ist kurz folgender.

An der Spitze einer kleinen, aber mächtigen Kamarilla am Hofe des Königs Wladislaw II. von Ungarn steht der Kanzler, der Bischof von Fünfkirchen (Georg Szakmáry) und mit ihm verbunden der Palatin (Emerich Perényi), denn letzterer verdankt dem Kanzler die Gunst des Königs, er hängt ganz von ihm ab, er ist sein oberstes Faktotum. Der Kanzler hat mit ihm ein förmliches Bündnis geschlossen, an ihm will er ein Gegengewicht schaffen gegen die Übermacht des Woiwoden von

Siebenbürgen (Johann Zápolya). Zur Erreichung dieſes Zweckes ſpielt er mit dem Ehrgeiz des Mannes, befördert ihn in die mächtige Stellung eines Bans von Kroatien und Slavonien und unterſtützt ihn in jeder Hinſicht. Aber er hebt ihn, um ſelbſt gehoben zu werden. Denn der Palatin beſitzt einen großen Einfluß auf den Kleinadel, der Kanzler will ſich hinter ihn ſtecken, falls ſeine Politik Schiffbruch leiden ſollte. Die Politik beider aber geht dahin ſich die ſouveräne Stellung, welche ſie ſchon jetzt am Hofe inne haben, bei Lebzeiten des alten Königs zu ſichern, um nach ſeinem Tode mit der Statthalterſchaft die Zügel der Regierung ergreifen zu können. Der erſteren Abſicht dient die völlige Vernachläſſigung der Rechte der übrigen Magnaten, die ſie höchſt ſelten zu Regierungsgeſchäften heranziehen und dann auch nur in Kriegs- und Finanzfragen, wann es ſich um Bewilligung neuer Steuern handelt. Dagegen ſuchen ſie ihre Kreaturen in die einflußreichſten Kronämter zu bringen. So ſoll der Biſchof von Groß-Wardein (Sigismund Thurzó) das Finanzportefeuille erhalten; die neuen Kommandanten vom Ofener Schloß ſind ihnen ein Dorn im Auge, ſie wollen ſie um ihre Stellen bringen. Zu ihren Anhängern zählt auch der Hofmeiſter (Moyſes Buzlai) und der Münzmeiſter (Blaſius Raſkai). Den andern Zweck ſuchen ſie durch ihre öſterreichiſche Politik zu erreichen. Sie beabſichtigen nämlich den unmündigen Prinzen Ludwig von ſeiner Schweſter und der gemeinſamen Erziehung zu trennen, wie ſie vorgeben, um ihm, als einem bereits gekrönten Könige, einen eigenen Hof zu gewähren und ihn der Umgebung der Frauen zu entziehen, wie andere meinen, um die alten Erzieher durch neue, ihnen willfährigere zu erſetzen, und ſo dieſe, wie den Prinzen ganz unter ihren Einfluß zu bringen. Derſelbe ſoll geſtärkt werden durch eine engere Verbindung mit dem Kaiſer. Zu dem Zwecke wollen ſie dem Kaiſer die Vormundſchaft über die königlichen Kinder, insbeſondere über den Kronprinzen zuſchieben. Um den König aber für dieſe Idee zu gewinnen, planen ſie eine Heirat der unvermählten Schweſter des Königs, der polniſchen Prinzeſſin Eliſabet, mit dem Kaiſer (Maximilian), ferner eine Doppelheirat zwiſchen den Enkeln des

Kaiſers (Karl oder Ferdinand und Maria) und den Kindern ihres Königs (Anna und Ludwig). Doch der Kaiſer iſt nur vorgeſchoben. Sie wiſſen, daß er mit ſeinen Feldzügen beſchäftigt iſt, daß er als Vormund ſich um die Angelegenheiten des ungariſchen Reiches nicht kümmern kann, daß er alſo Andern die Stellvertretung überlaſſen muß. Dann aber wird er ſie niemand übertragen, als ihnen. Sie werden ſie antreten nach Niederhaltung der Großen, zuerſt unter einem Amtstitel; allmählich aber werden ſie ſich gerade der Abweſenheit des Kaiſers nicht nur zu ihrem Vorteil, ſondern auch zu Jenes Nachteil bedienen und denſelben unter Benutzung des „eingefleiſchten Deutſchenhaſſes“ der Ungarn und der allgemeinen Mißachtung, in der er bei ihnen ſteht, ganz aus ſeiner Vormundſchaft verdrängen, ſich ſelbſt die Alleinherrſchaft anmaßen. Trotz dieſer Abſicht gegen den Kaiſer werden ſie ſich vorläufig die reichen Belohnungen und Ehren, die er ihnen in Ausſicht geſtellt hat, nicht entgehen laſſen. Schon ſtrebt der Kanzler nach einem fetten Bistum, ja nach dem Purpur. Dann will er ſeinem Vaterlande den Rücken kehren, wie die Kardinäle alle, im Auslande leben. Dem Palatin wird dann allein die Macht bleiben. Dem jungen Ludwig aber ſteht das traurige Schickſal des Ladislaus Poſthumus bevor. Freilich ſtoßen ſie mit dieſer ganzen Politik den König von Polen vor den Kopf, denn er iſt der natürliche Vormund der königlichen Kinder, da er ihr Oheim iſt und die Intereſſen ſeines Reiches mit denen des ungariſchen eng verbunden ſind. Aber ſie wollen ihn nicht zum Vormund. Zum Vorwand nehmen ſie einen Grund, der gerade gegen den Kaiſer ſpricht, den Umſtand, daß der König von Kriegen ſtark in Anſpruch genommen iſt. In Wahrheit fürchten ſie, daß er ihre Pläne durchſchauen und ſie ſtürzen werde. Daher werden ſie nach Wladislaws Tode Alles aufbieten, um die Übernahme der Vormundſchaft durch den Polenkönig zu verhindern. Schon hat der Palatin geſagt, daß er die Moldau und Wallachei gegen ihn aufregen werde. Von der Löſung der Vormundſchaftsfrage hängt das Heil des Reiches ab. Denn ihre Mißwirtſchaft hat den König und das Reich

an den Rand des Abgrundes gebracht, während sie selbst zu Macht und Reichtum gelangt sind. Wird erst die Vormundschaft des Kaisers, also die unumschränkte Herrschaft des Kanzlers und seines alter ego perfekt, dann kann niemand mehr den Untergang des Reiches aufhalten. Nur ein Mittel kann noch helfen. Zu Martini ist ein Reichstag angesagt, auf ihm wollen sie ihre Pläne durchsetzen. Der König von Polen muß vorher eine persönliche Zusammenkunft mit seinem Bruder suchen, unter irgendwelchem Vorwand, und ihn auf die gefährlichen Wege seiner Minister aufmerksam machen. Zur Verwirklichung dieses Planes soll der Adressat (Szydlowiecki, Vizekanzler des Königs von Polen) sofort in aller Eile nach Ofen kommen. Denn bekommen die Beiden erst Wind von der Sache, so werden sie nichts mehr verhindern, als das Zustandekommen des Kongresses. Überall hat der Kanzler seine Spione. Der Briefschreiber hat nur mit Gefahr seines Lebens persönlich auf König Wladislaw zu Gunsten seines Bruders, des Königs Sigismund, einwirken können. Auch die briefliche Mitteilung von der Politik des Kanzlers geschieht nicht ohne Gefahr. Daher bittet er den Adressaten, den Brief allein seinem Könige zu zeigen und dann zu verbrennen.

Wahrscheinlich hat der Pole vorher noch eine Abschrift genommen, die wir aus der Kanzlei besitzen.

Der Verfasser der Denkschrift giebt sich selbst gelegentlich als einen Magnaten zu erkennen, der zu der Hochzeit des Polenkönigs geladen war. Aus der noch erhaltenen Liste der ungarischen Gäste scheiden die Bischöfe von Fünfkirchen und Groß-Wardein, sowie der Markgraf Georg von Brandenburg als enragierte Parteigänger des Hofes aus; ferner, der Bischof von Raab, der als Neffe und Günstling des Kardinals Bakács sich schwerlich erlaubt haben würde, in so wenig schmeichelhafter Weise von seinem Oheim in der Denkschrift zu reden; endlich der Graf Peter von Frangipani, weil der Verfasser sich im Schreiben gegen die Beschuldigung des Kanzlers, als ob er ihn aus dem Amte zu drängen suche, verteidigt, das Kanzleramt aber sich in jener Zeit in Ungarn bei der großen Unwissenheit

des Adels ausschließlich in den Händen von Prälaten befand. Dann bleibt nur übrig der Erzbischof Gregor von Colocsa, ebenfalls ein Graf von Frangipani, seit dem Mai 1504 Inhaber des Stuhles. Dieser Schluß wird bestätigt durch die wohl nicht zufällige Thatsache, daß der Verkehr zwischen dem Briefschreiber und dem polnischen Kanzler beständig durch den Propst von Colocsa vermittelt wird. Sehr hinderlich für eine schlagende Beweisführung ist die schlechte Ausgabe der Sammlung, die Verstümmelung des dieser Denkschrift zeitlich vorhergehenden Gesandtschaftsberichtes Tomickis, der, wie aus der Antwort des Königs hervorgeht, von der Kanzlerfrage gesprochen haben muß. Wahrscheinlich sind wir dadurch auch um die Aufklärung eines zweiten Punktes gekommen, der Beziehungen des Verfassers zum König von Polen. Ihn nennt er „unsern gemeinsamen Herrn", ein Ausdruck, der durch vielfache Gunstbezeugungen keineswegs genügend erklärt wird, obwohl es ja dem mit mittelalterlichen Urkunden Vertrauten nichts Neues ist, daß auch auswärtige Fürsten von Andern, als ihren Untergebenen mit „Herr" angeredet werden.

Sicherer läßt sich die Zeit der Abfassung feststellen. Die Denkschrift gedenkt der Hochzeit des Königs Sigismund (7. Februar 1512), der Entthronung des Sultan Bajazet (25. April d. J.), des letzten Reichstages von Peter Paul (29. Juni) und der Audienz des Briefschreibers (1. Juli). Nach diesem Tage muß die Abfassung stattgefunden haben. Da ferner des Martini-Reichstages, der Rückkehr des ungarischen Gesandten Miedzyrzeski (Anfang Oktober) als kommender Dinge, der wichtigen Anwesenheit des kaiserlichen Gesandten Cuspinian (Anfang September) noch gar nicht gedacht wird, muß der Brief noch vor Anfang September geschrieben sein. Zwischen Juli und August 1512 liegt die Entscheidung. Die Entschuldigung des Erzbischofs mit der Antwort so lange gezögert zu haben, um den Reichstag noch abzuwarten, erlaubt wohl den Schluß, daß er nach Beendigung desselben unverzüglich sich an die Abfassung gemacht habe. Dann hat er die Denkschrift noch im Juli geschrieben.

Das Motiv der Denkſchrift liegt nicht, wie man angenommen hat, bei den perſönlichen Intereſſen des Erzbiſchofs. Er ſpricht zwar von dem Streben des Kardinals von Gran nach der Tiara, ohne jedoch daran eine Bemerkung über die etwaige Sedisvacanz und die dadurch für ihn eintretenden Chancen zu reihen, was er in einem privaten und vertraulichen Schreiben an ſeinen Freund zu verſchweigen keinen Grund hatte. Über gewiſſe Dinge, die „dem Vorteil und der Würde des Königs von Polen entſprechen", zieht Szydlovieckí Information ein; daß der Erzbiſchof nächſt den perſönlichen Verhältniſſen des Königs Wladislaw nur und weitaus am längſten die polniſche Vormundſchaftsfrage erörtert, zeigt auch, über welche Dinge.

Für die Glaubwürdigkeit des Verfaſſers ſpricht nicht bloß deſſen eigene Verſicherung, „lieber den Vorwurf der Langſamkeit, als ungenügender Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit verdienen zu wollen". Seine Informationen hat er zum teil von den handelnden Perſonen, über die Heiratsverhandlungen von dem betreffenden Geſandten, über den Palatin von Ohrenzeugen. Aber die beſten Zeugen ſind Aug' und Ohr des in hochangeſehener Stellung befindlichen Prälaten ſelber. Daß er von dieſen guten Mitteln auch einen guten Gebrauch gemacht hat, beweiſt die Beurteilung ſeines beſten Freundes, des Woiwoden von Siebenbürgen, über den er in demſelben Schreiben, in dem er erklärt in noch herzlichere Beziehungen zu ihm treten zu wollen, ein geradezu vernichtendes Urteil fällt. Die Liebe zum Polenkönig, der Haß gegen die Hofkamarilla haben ſie zuſammengeführt, eins trennt ſie, ihr Verhältnis zum Könige, über deſſen Lage ſich der Erzbiſchof in ſcharfem Gegenſatz zu den hochverräteriſchen Plänen des Woiwoden in rührender Weiſe ausſpricht. Trotzdem führt er eine freimütige Sprache vor dem König. Freilich iſt auch er ein Fanatiker ſeiner Überzeugung. Aber genug, der Mann hat Überzeugung! Nur eine gewiſſe Einſeitigkeit kann in aufgeregten Zeitläuften etwas durchſetzen. Die Zeit in welcher er lebte, hatte ſeinem Vaterlande gerade keinen Überfluß an Charakteren beſchieden. Wir

müſſen uns freuen, wenn wir jemand finden, den wir einen Charakter nennen dürfen. Wie er mitten im Parteigetriebe daſteht, Miniſtern und Hofſchranzen gegenüber, deren Handlungsweiſe er für ehrlos hält und verabſcheut, vor einem Könige, deſſen Schwächen er kennt, und den er doch achtet und liebt, ganz allein und verlaſſen, ſelbſt von dem Manne, auf den er ſich verlaſſen zu können glaubte; und wie er nicht verzagt, nicht am Freunde, nicht am Könige, nicht am Wohl des Reichs; wie er neue Pläne erſinnt, die den Intereſſen des Reichs, des Königs, des Freundes dienen können; wie er dabei mutig Trotz bietet allen Gefahren, die ſein Leben bedrohen, ſo erregt er unſere Bewunderung in hohem Grade.

Der hiſtoriſche Wert der Denkſchrift ſteigert ſich durch die Erwägung, daß Bonfini in ſeiner ungariſchen Geſchichte mit 1496 abbricht, Tuberone und Dubrawsky für die Zeit vom Preßburger Frieden (1491) bis zum Bauernkriege (1514) ſehr ſummariſch ſind, Szerémy mehr Klatſch als Geſchichte bringt, Brutus ſelbſt erſt aus dieſen Quellen und unſeren Akten ſchöpft, Iſthvánffy aber ein unzuverläſſiger Fabulator im Stile der Hajek iſt, ſo daß wir für die letzte Regierungszeit Wladislaws neben einem unzulänglichen Urkundenmaterial auf fremde Quellen angewieſen ſind. Nur ſo hochintereſſante Berichte, wie die noch ungedruckten Briefe des Markgrafen Georg von Brandenburg aus dieſer Zeit laſſen ſich der Denkſchrift an die Seite ſtellen.

2. Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Januar bis zum 31. Mai 1886 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Wilhelm Landauer-Donner, hier.

„ Alfred von Neufville, hier.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Oberlehrer Auguſt Schlimbach, hier.

Am 13. Januar fand eine interne Sitzung ſtatt, welche geſchäftlichen Arbeiten gewidmet war: es fand zunächſt die Wahl

der Vorsitzenden und des Schriftführers statt. Es wurde Herr Dr. V. Valentin zum ersten, Herr Professor O. Sommer zum zweiten Vorsitzenden, Herr Sauerländer zum Schriftführer gewählt. Die Abteilung beschloß sodann Anträge betreffend eine Ausstellung von Werken Ludwig Richters sowie eines damit verbundenen Sonntagsvortrages an den AGA zu richten. Hieran schloß sich eine öffentliche wissenschaftliche Sitzung. Herr Dr. Pallmann legte zunächst einige neue Erscheinungen aus der Kunstliteratur vor, welche dem Hochstifte von den Verfassern eingesandt worden waren. Nämlich: „Ausgewählte Ansprachen, Reden und Vorträge von Karl von Stegmann, Direktor des Bayerischen Gewerbemuseums Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayerischen Gewerbemusenms. 1886. 8°. 4 Bl. und 88 S." und: „Die Rochus-Kapelle zu Nürnberg und ihr künstlerischer Schmuck. Kunstgeschichtliche Studie von Hans Stegmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1885. 4°. 58 S., 3 Holzschnitte im Text und 7 Tafeln Photographien.

An der Hand des ersten Buches gab Herr Dr. Pallmann einen Überblick über das Kunstgewerbe der Gegenwart in Deutschland und besonders in Bayern. Hauptsächlich sei es der Verfasser dieser Vorträge gewesen, der auf die Hebung der Gewerbe im letzteren Lande und insbesondere auf die künstlerische Gewerbethätigkeit der alten Industriestadt Nürnberg einen großen Einfluß ausgeübt habe.

Das zweite Buch, von dem Sohne dieses verdienten Mannes geschrieben, fand eine eingehende Besprechung; es wurde an demselben die gründliche archivalische Forschung gerühmt, mit der eine nicht minder scharfe künstlerische Beobachtung sich verbinde. Zu bedauern sei nur, daß das sehr schön ausgestattete Werk einige Druckfehler aufweise, welche hätten vermieden werden können.

Auf ein drittes kurz vorher erschienenes Werk machte Herr Dr. Pallmann aufmerksam, welches so recht geeignet sei, einen prächtigen Schmuck des deutschen Hauses zu bilden und zugleich die in Deutschland im allgemeinen fehlende Liebhaberei an

Büchern zu wecken. Könneckes Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, eine Ergänzung zu jeder deutſchen Literaturgeſchichte, gebe in ſeinen trefflichen Nachbildungen ein genaues Bild der literariſchen und buchhändleriſchen Thätigkeit vergangener Zeiten. Er werde nicht nur der heranwachſenden Jugend zur Freude und Belehrung dienen, ſondern auch durch ſeinen vielſeitigen künſtleriſchen Inhalt gewiß dazu beitragen, daß Erwachſene, mehr als bisher geſchehen, Originale aus dem reichen Schatze unſerer Literatur zu erwerben ſuchen und auch — leſen werden.

Herr Oberlehrer Dr. Schlegel ſprach ſodann in höchſt anregender Weiſe über die Hagia Sophia in Konſtantinopel, welche er im Jahre 1882, als er zum Zwecke kunſtgeſchichtlicher Studien den Orient bereiſte, unter ſelten günſtigen Verhältniſſen beſuchen und eingehend ſtudieren konnte. Unter Vorlegung von Plänen und Anſichten berichtete er über die wechſelvolle Baugeſchichte bis zur Reſtaurierung des Bauwerkes durch Salzenberg und ging auf die Eigentümlichkeit des Baues in konſtruktiver und dekorativer Beziehung näher ein. Der Redner ſchloß ſeinen Vortrag mit der Schilderung des Eindrucks, den er bei ſeinem Beſuche während des Ramaſſanfeſtes gewann, als es ihm vergönnt war, den großartigen Bau im Glanze tauſender von Lampen zu ſehen.

Am 10. Februar fand eine interne Sitzung ſtatt, welche ſich mit der Frage der Neubeſetzung der Inſpektorſtelle am Städelſchen Kunſtinſtitute beſchäftigte. Nach vorheriger Beratung war eine Einladung an die Herren Vorſitzenden der mit der Kunſt in engerer Beziehung ſtehenden Vereine ergangen: die Herren waren alle erſchienen, ſo daß außer den Mitgliedern der Abteilung K, ſo weit ſie erſchienen waren, die Herren Otto Cornill und von Hoven für die Künſtlergeſellſchaft, Kohn für den Architekten- und Ingenieurverein, Konſul Becker für den Kunſtgewerbeverein, Dr. Grotefend für den Verein für Geſchichte und Altertum, Donner-von Richter für den Verein für das hiſtoriſche Muſeum an der Beratung teilnahmen.

Man war allſeitig in vollſter Übereinſtimmung darüber, daß die Inſpektorſtelle nach Aufhebung der Direktorſtelle unter allen Umſtänden durch einen mit der Kunſt und der Kunſtwiſſenſchaft vertrauten Mann beſetzt ſein müſſe, da von den Adminiſtratoren eine fachgemäße Vertrautheit mit dieſem Gebiete weder verlangt noch erwartet werden dürfe. Wenn nun dieſe Stelle mit einem jungen Kaufmann beſetzt worden ſei, welcher der Kunſt ſelbſt ebenſo wie der Kunſtwiſſenſchaft durchaus ferne ſtehe, ſo ſei die einzige Möglichkeit, daß eine fachgemäße Stimme bei der Leitung des Städelſchen Inſtitutes zur Geltung komme, ausgeſchloſſen. Dieſe Erkenntnis habe ſich in den weiteſten Kreiſen der Bürgerſchaft Bahn gebrochen und habe nicht minder auswärts in allen für die Kunſt intereſſierten und unſere Städelſche Sammlung hochſchätzenden Kreiſen ebenſo großes Erſtaunen wie Entrüſtung hervorgerufen. Da ſei es denn am Platze, daß die Vertreter der Kunſt nach ihrer praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Seite hin dieſer Stimmung Ausdruck gäben und an die Adminiſtration das Geſuch richteten, die ſo wichtige Stellung eines Inſpektors mit einer geeigneten Perſönlichkeit zu beſetzen. Man einigte ſich über folgende Eingabe, welche an die Adminiſtration des Städelſchen Kunſtinſtitutes gerichtet wurde.

Frankfurt, den 13. Februar 1886.

Hochverehrliche Adminiſtration!

Als durch den Tod des Herrn Gerhard Malß die Inſpektorſtelle an dem Städelſchen Kunſt-Inſtitut erledigt wurde, ſah man in allen hieſigen Kreiſen, welche ſich für Kunſt und Wiſſenſchaft intereſſieren und denen das Gedeihen aller dieſen edlen Zwecken gewidmeten Anſtalten unſerer Stadt am Herzen liegt, mit geſpannter Erwartung der Wiederbeſetzung dieſer ſo wichtigen Stelle entgegen.

Man erwartete, daß die Adminiſtration dieſe Gelegenheit nicht verſäumen würde, an dieſe Stelle einen Mann zu berufen, der nicht allein ein treuer und pünktlicher Ordner und Verwalter der Kunſtſchätze ſein würde, wie dies der verſtorbene

treffliche Inspektor Malß in hohem Grade gewesen ist, sondern der auch noch mehr als dieser durch künstlerische oder kunstwissenschaftliche Bildung bei den unabläßig an eine Anstalt, wie es das Städelsche Institut ist, herantretenden Anforderungen des Kunstlebens und der Kunstwissenschaft ein erprobter Ratgeber und Förderer sein könnte.

Man war daher auf das peinlichste überrascht von der getroffenen Wahl, als man erfuhr, daß die Stelle durch einen jungen Mann besetzt worden sei, der lediglich die Laufbahn eines Kaufmanns durchgemacht hat und dessen künstlerische Bildung, seinem bisherigen Lebensgang entsprechend, höchstens die eines Verkäufers in einem Kunstgeschäfte sein kann, während eine Vertrautheit mit der Kunstwissenschaft in keiner Weise vorausgesetzt werden kann.

Dieser für das Kunstleben unserer Stadt hochwichtige Posten, welcher seit der Nichtwiederbesetzung der Stelle eines Direktors die einzige Bürgschaft einer die Interessen der Kunst allseitig fördernden Leitung des Institutes darbot, ist damit zu einem Privat-Sekretariat der Administration herabgedrückt worden. Jeden Freund unseres herrlichen Kunst-Instituts erfüllen daher ernste Sorgen, daß die Wirksamkeit des Instituts, welches ohnehin mehr und mehr aufgehört hat, ein belebendes Element für die künstlerische Thätigkeit und die künstlerische Bildung in unserer Stadt zu sein, diese Aufgabe ganz bei Seite setzt. Die unausbleibliche Folge muß die sein, daß die Würde und das Ansehen dieser edlen Stiftung nach innen und außen gefährdet und die gedeihliche Entwicklung ihrer hohen Zwecke für ein ganzes Menschenalter und darüber hinaus aufs Spiel gesetzt wird.

Selbst in kleineren Städten greift man bei Besetzung derartiger Stellen nur nach den tüchtigsten Kräften, wie viel mehr ist dieses in unserer Stadt geboten, wo unsere für Kunst und Wissenschaft thätigen Anstalten in noch höherem Grade als anderwärts den Beruf haben, zu der mehr praktischen und kommerziellen Richtung der Bürgerschaft die notwendige Ergänzung eines geistigen Gegengewichtes zu bilden.

In dieſem Sinne hat der hochherzige Stifter in ſeinem Teſtamente ausdrücklich ausgeſprochen, daß, wie das Kunſtinſtitut „zum Beſten hieſiger Stadt und Bürgerſchaft" (§ 1) geſtiftet iſt, ſeine Abſicht darauf gerichtet ſei, daß das Inſtitut „der hieſigen Stadt zu einer wahren Zierde gereichen und zugleich der Bürgerſchaft nützlich werden möge" (§ 2). Gerade um dieſes zu erreichen, hat er der Adminiſtration ausgedehnte Befugniſſe gegeben (§ 7), aber auch zugleich erklärt, daß die Adminiſtrationsbefugniſſe ſich aus „dem Zweck und der Abſicht" dieſer Stiftung ergeben (§ 5). Hieraus erhellt, daß die Adminiſtration der Bürgerſchaft gegenüber eine Verpflichtung hat, die Anſtalt dem Zwecke und der Abſicht des Stifters gemäß zu leiten. Wenn eine Beſetzung der fraglichen Stelle in der obenerwähnten Weiſe wirklich einträte, ſo wäre es zweifellos, daß die Abſicht des Stifters nicht erreicht würde. Die Bürgerſchaft aber darf erwarten, daß ihren durch den Stiftungszweck gewährleiſteten Intereſſen Rechnung getragen wird.

Von dieſen Geſichtspunkten ausgehend haben die Vorſtände

der „Künſtlergeſellſchaft",
des „Architekten- und Ingenieur-Vereins",
des „Freien Deutſchen Hochſtifts Akademiſchen Geſamtausſchuſſes",
des „Vereins für das hiſtoriſche Muſeum",
des „Mitteldeutſchen Kunſtgewerbe-Vereins",
des „Vereins für Geſchichte und Altertumskunde"

als die berufenen Vertreter der für Kunſt und Wiſſenſchaft thätigen Kreiſe der Bürgerſchaft ſich vereinigt und wenden ſich an die verehrliche Adminiſtration mit der dringenden Bitte, die getroffene Wahl rückgängig zu machen und an Stelle des Gewählten eine geeignete Perſönlichkeit zu ernennen.

Wir geben dieſes um ſo mehr der Erwägung anheim, als wir es für unſere Pflicht erachten, mit unſerem ganzen Einfluſſe dahin zu wirken, daß das Intereſſe des Inſtituts und der Bürgerſchaft, zu deren Beſten es geſtiftet worden iſt, nicht geſchädigt werde.

In der Erwartung einer günstigen Beantwortung unserer Vorstellung zeichnen

Hochachtungsvoll

Der Vorstand der Frankfurter Künstlergesellschaft
F. von Hoven z. Z. Vorsitzender. Eugen Klimsch.
Der Vorstand des Architekten- und Ingenieur-Vereins
C. Kohn. Askenasy.
Des freien deutschen Hochstifts Akademischer Gesamtausschuß
Dr. V. Valentin. Dr. H. Pallmann, Verw.-Schr.
Der Vorstand des Vereins für das historische Museum
Donner-von Richter, Vorsitzender. Chr. L. Thomas.
Der Vorstand des mitteldeutschen Kunstgewerbevereins
C. Becker.
Der Vorstand des Vereins für Geschichte und Altertumskunde
Dr. H. Grotefend Vorsitzender. G. W. Mappes Schriftführer.

Wir fügen, um den Verlauf dieser Bemühungen im Zusammenhange zu schildern, hier sogleich die weitere Korrespondenz an, für deren Fortführung eine Reihe von Sitzungen stattfand.

Die Administration des Städelschen Kunst-Instituts
an
die hochverehrlichen Vorstände der Frankfurter Künstlergesellschaft, des Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Freien Deutschen Hochstifts Akademischen Gesamt-Ausschusses, des Vereins für das historische Museum, des mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde dahier, zu Händen des Herrn F. von Hoven, Vorsitzenden der Frankfurter Künstlergesellschaft.

Indem wir Ihnen den Empfang Ihrer geschätzten Zuschrift v. 13. d. M., erhalten den 16. ds., hiermit bestätigen, können wir nicht umhin, gleichzeitig das Gefühl peinlichen Befremdens zu konstatieren, welches durch die Kenntnisnahme derselben bei uns erregt worden ist. Wir sind weit davon entfernt, die Berechtigung der einzelnen unterzeichneten, der Kunst mehr oder minder nahe verwandten Vereine, sich als zur Vertretung

künſtleriſcher Intereſſen in unſerer Stadt vorzugsweiſe berufen anzuſehen, bemängeln zu wollen; ſelbſtverſtändlich beſtreiten wir ihnen ebenſowenig wie jedem Dritten das volle Recht, ſich mit Wünſchen und Anträgen an die Adminiſtration des Städelſchen Inſtituts zu wenden. Wir wollen es auch gewiß nicht bezweifeln, daß es die aufrichtige Liebe zur Kunſt uno die lebhafte Teilnahme an dem Wohle unſeres Inſtituts ſind, welche die verehrlichen Vereine zu dem außerordentlichen und gewichtigen Schritte der gemeinſchaftlichen Eingabe veranlaßt haben. Allein ſowohl das an uns geſtellte Erſuchen, wie deſſen Motivierung müſſen wir entſchieden ablehnen.

Man kann den Poſten und die Aufgabe eines Inſpektors und Konſervators an unſerem Inſtitute in verſchiedener Weiſe auffaſſen, wir werden in eine Erörterung dieſer Frage hier nicht eingehen. Aber man kann es einer gewiſſenhaften Adminiſtration — ohne deren Stellung zu nahe zu treten — nicht zumuten, daß ſie in einer ſo wichtigen Angelegenheit wie der vorliegenden, einen Beſchluß, den ſie nach gründlicher Prüfung aller dabei in Betracht kommenden inneren und äußeren Verhältniſſe gefaßt, binnen der kurzen Friſt von nur wenigen Wochen rückgängig mache.

Daß bei dieſer Beſchlußfaſſung die Gründe, die für eine andersgeartete Beſetzung der Inſpektorſtelle geltend gemacht werden können, zur ſorgfältigen Erwägung gekommen ſind, verſteht ſich von ſelbſt; irgend welche neue Momente haben wir aus dem gefälligen jenſeitigen Schreiben nicht zu entnehmen vermocht.

Dagegen haben wir allen Anlaß, uns gegen eine Reihe in dieſer Vorſtellung enthaltener völlig unzutreffender Bemerkungen auf das Ernſtlichſte zu verwahren, ja einige derſelben müſſen wir als für die Adminiſtration direkt verletzend bezeichnen. Wenn in der Eingabe geſagt wird, daß die Beſetzung des Inſpektorats in dem von der Jenſeite gewünſchten Sinne „die einzige Bürgſchaft einer die Intereſſen der Kunſt allſeitig fördernden Leitung darbot", daß „das Inſtitut aufgehört hat, ein belebendes Element für die künſtleriſche Thätigkeit und die

künſtleriſche Bildung in unſerer Stadt zu ſein", daß durch die getroffene Wahl „die Würde und das Anſehen der edlen Stiftung nach innen und außen gefährdet und die gedeihliche Entwicklung ihrer hohen Zwecke für ein ganzes Menſchenalter und darüber hinaus aufs Spiel geſetzt wird", ſo ſind das durch Nichts begründete Behauptungen, welche die unterzeichnete Adminiſtration nicht unterlaſſen kann und will, hiermit förmlichſt zurückzuweiſen. Was aber die Adminiſtration geradezu als eine ſchwere Bezichtigung empfinden, wogegen ſie den energiſchſten Einſpruch erheben muß, das iſt der Vorwurf, daß ſie durch die von ihr beſchloſſene Beſetzung der Inſpektorſtelle gegen die Abſicht des Stifters gehandelt habe. Seine Abſicht hat der Stifter ſehr klar in dem § 2 ſeines Teſtamentes ausgeſprochen „Da meine Abſicht u. ſ. w. ſo will ich u. ſ. w." „Zugleich aber verordne ich u. ſ. w."; ferner hat er in § 3 was die Vermögensverwaltung und den Unterricht betrifft, wegen der Sammlungen aber in § 5 für „die ganze Einrichtung" des Kunſtinſtituts weitere ausführliche Vorſchriften getroffen.

In allen dieſen Beſtimmungen iſt von der Vermehrung der Sammlungen, von der Öffnung der Galerie an beſtimmten Tagen und Stunden, von dem Kunſtunterrichte, der Wahl der Lehrer, der Aufnahme der Schüler, von der Anlage des Vermögens und auch von der Anſtellung des Stiftungs-Perſonales die Rede, der Poſten eines Inſpektors oder Direktors aber findet ſich darin auch nicht mit einem Worte erwähnt.

Und doch iſt man zu der Annahme gewiß vollberechtigt, daß wenn die Schaffung eines Inſpektorats von der maßgebenden Bedeutung, wie ſie die Vorſtellung in Ausſicht nimmt, — ſo daß dasſelbe „die einzige Bürgſchaft für eine kunſtförderliche Leitung des Inſtituts darbiete", daß von deſſen Beſetzung die gedeihliche Entwicklung des Inſtituts „für ein ganzes Menſchenalter abhänge" — daß, wenn dies in der Abſicht des Stifters gelegen hätte, dieſer dann neben den mannichfachen ſonſtigen Anordnungen doch auch einer ſo wichtigen Inſtitution irgendwie Erwähnung gethan hätte; der Stifter hat offenbar an einen ſolchen Inſpektor gar nicht gedacht.

Die Administration ist kraft der ihr in den §§ 3, 5 und 7 des Städelschen Testaments erteilten „unbeschränkten Macht und Gewalt" allerdings befugt auch über den von dem Stifter vorgezeichneten Rahmen hinauszugehen und im Interesse der Kunst und der Anstalt ihr zweckmäßig scheinende weitere Einrichtungen zu treffen, aber zu behaupten, daß sie durch die Grenzen, die sie für die Thätigkeit des von ihr überhaupt erst geschaffenen Inspektorats gezogen hat, „zweifellos" gegen die Absicht des Stifters handle, ist ein durchaus ungerechtfertigtes und bei der Schwere der darin gegen die Administration erhobenen Beschuldigung unverantwortliches Vorgehen, und wir können es nur auf das lebhafteste bedauern, daß die verehrlichen Vorstände solche — auch bereits der Öffentlichkeit übergebene — Behauptungen haben aufstellen können.

Die Erklärung in dem Schlußsatze der Eingabe, daß die unterzeichneten Vorstände es als ihre Pflicht erachten, mit ihrem ganzen Einflusse dahin zu wirken, daß das Interesse des Instituts und der Bürgerschaft, zu deren Besten es gestiftet wurde, nicht geschädigt werde, können wir ihrem Wortlaute nach gewiß nur mit Freuden begrüßen; sollte damit jedoch eine versteckte Drohung gegen die Administration gemeint sein, so sehen wir der Ausführung einer solchen im Bewußtsein unseres guten Rechtes und unserer stiftungsgemäßen Pflichterfüllung mit vollkommener Ruhe entgegen.

Frankfurt-Sachsenhausen, den 23. Februar 1886.

Hochachtungsvoll

Die Administration des Städelschen Kunstinstitutes

gezeichnet:

Dr. Schlemmer. Dr. Jeanrenaud.

Moritz Gontard. Dr. v. Schweitzer. Wilhelm Metzler.

Frankfurt a. M., den 13. März 1886.

An die verehrliche Administration des Städelschen Kunstinstituts!

Aus Ihrer geschätzten Zuschrift vom 23. Februar d. J., die wir die Ehre hatten, am 25. Februar zu empfangen, ersehen wir zu unserem lebhaften Bedauern, daß Sie dem durch die

unterzeichneten Vereine an Sie gerichtetem Ersuchen um anderweitige Besetzung der Inspektorstelle an dem Städelschen Kunst-Institut eine unbedingte Ablehnung entgegenstellen.

Anstatt uns einer auf den Geist der Sache eingehenden Offenlegung der Gründe zu würdigen, welche Sie zu der in allen hiesigen und auswärtigen Kunstkreisen Befremden erregenden Wahl veranlaßt haben, berufen Sie sich auf den toten Buchstaben des Testaments, auf die nach dem formalen Rechte Ihnen zustehende „unbeschränkte Macht und Gewalt", welche wir nicht bestritten haben. Wäre dies unsere Absicht gewesen, so hätten wir unsere Vorstellung nicht in das Gewand einer Bitte gekleidet.

Ebensowenig haben wir Ihnen, wie es in Ihrem schätzbaren Schreiben heißt, zugemutet, daß „binnen einer kurzen Frist von nur wenigen Wochen" eine Rückgängigmachung der stattgehabten Ernennung zu erstreben sei, denn von irgend einem Termin ist in unserer Eingabe keine Rede.

Noch unzulässiger ist die Auslegung, die Sie unseren Worten: „wenn eine Besetzung der fraglichen Stelle in der erwähnten Weise wirklich einträte, so wäre es zweifellos, daß die Absicht des Stifters nicht erreicht würde" dadurch geben, daß Sie uns die Behauptung in den Mund legen: die Administration handle zweifellos gegen die Absicht des Stifters, wenn sie für die Thätigkeit des Inspektors gewisse Grenzen ziehe". — Von unserer Äußerung zu Ihrer Auslegung ist der Weg so weit, wie von einem bedauernswerten Fehlgriff zu einer absichtlichen Statutsverletzung, deren Möglichkeit wir von den hochachtbaren Persönlichkeiten der Administration auch nicht im entferntesten voraussetzen.

Über den eigentlichen Kernpunkt der Sache aber, die Frage nämlich, wie die Aufgabe eines Inspektors und Konservators an dem Städelschen Kunst-Institute aufzufassen sei, gehen Sie einfach hinweg mit dem Bemerken: „wir werden in eine Erörterung dieser Frage hier nicht eingehen". Gegenüber dieser ebenso bequemen wie nichts beweisenden Form der Abfertigung bleiben die unterzeichneten Vereine der Ansicht, daß gerade

das Gegenteil, nämlich eine sachgemäße, objektive Besprechung der hochwichtigen Frage durchaus wünschenswert und geboten sei.

Wenn Sie bemerken, der Stifter habe „offenbar" an einen Inspektor, wie die unterzeichneten Vereine ihn verstehen, „gar nicht gedacht", so geben wir Ihnen dieses gerne zu, insoweit der Stifter ihn nicht ausdrücklich genannt hat, da er nach § 7 seines Testaments es weder für „rätlich noch für nützlich erklärt, alle künftigen Einrichtungen im Voraus durch Instruktionen zu bestimmen". Aber im Laufe der Jahre hat eine frühere Administration in richtiger Anwendung der in § 3 des Testaments ihr gewährten Befugnis der „Anstellung des nötigen Stiftungspersonals" aus eigener Initiative nicht nur einen Direktor angestellt, an den der Stifter ebensowenig „gedacht" hatte, sondern gleichzeitig auch die Schaffung eines Inspektorates für die Sammlungen als nötig erachtet.

Und in der That dürfte zu dieser Stunde keine Kunstanstalt von der Bedeutung und dem Range des Städelschen Instituts aufzuweisen sein, welche nicht neben der Hauptverwaltung eine mit umfassender Vorbildung und Spezialkenntnissen ausgerüstete Persönlichkeit besäße, die den Anforderungen der Kunstwissenschaft sowohl wie des Kunstmarktes gewachsen wäre.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese den Maßnahmen Ihrer eigenen Administration entspringenden Betrachtungen zu der von Ihnen getroffenen Wahl in einem schroffen Gegensatze stehen, der durch den Inhalt Ihres geehrten Schreibens keineswegs erklärt, geschweige denn gerechtfertigt wird.

Die unterzeichneten Vereine, die in ihrer Gemeinschaft die Auffassung einer überwiegenden Mehrheit derer zu vertreten glauben, welche aus Beruf und Neigung den Bestrebungen des Kunst-Instituts nahestehen, bezweifeln in keiner Weise die wohlmeinenden redlichen Absichten der verehrlichen Administration, sehen sich aber gezwungen, auf dem von ihnen in dieser Frage eingenommenen Standpunkt mit Bestimmtheit zu verharren und warnen nochmals auf das ernstlichste vor einer Mißachtung oder Verkennung derjenigen Grundsätze, die ihres Erachtens allein geeignet sind, die schöne, Ihrer Obhut anvertraute

Anſtalt, im Intereſſe der Kunſt und unſerer gemeinſamen Vaterſtadt einer zeitgemäßen Wirkſamkeit und höheren Blüte entgegenzuführen.

Hochachtungsvoll

(Die Vorſtände der Vereine wie oben.)

Die Adminiſtration des Städelſchen Kunſtinſtituts

an

die hochverehrlichen Vorſtände der Frankfurter Künſtlergeſellſchaft, des Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Freien Deutſchen Hochſtifts Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes, des Vereins für das hiſtoriſche Muſeum, des mitteldeutſchen Kunſtgewerbe-Vereins und des Vereins für Geſchichte und Altertumskunde

Dahier

zu Händen des Herrn F. von Hoven,
Vorſitzenden der Frankfurter Künſtlergeſellſchaft.

Wir haben Ihre geſchätzte Zuſchrift vom 13. am 16. d. M. erhalten und daraus zu unſerer aufrichtigen Befriedigung den Eindruck gewonnen, daß die erſte Erregung in den von Ihnen vertretenen Kreiſen inzwiſchen einer ruhigeren Erwägung und einer gerechteren Beurteilung der in Betracht kommenden Verhältniſſe Platz gemacht hat.

Wir würden daher an ſich keinen Anlaß zu einer erneuten Rückäußerung gehabt haben, wenn uns nicht daran gelegen wäre, verſchiedenen Mißverſtändniſſen zu begegnen, welche durch Ihre geehrte Zuſchrift hervorgerufen werden könnten.

Zunächſt müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß wir uns für die Ablehnung des von Ihnen geſtellten Erſuchens keineswegs auf die uns verliehene „unbeſchränkte Macht und Gewalt“ berufen haben. Wir haben lediglich geltend gemacht, daß einer gewiſſenhaften Adminiſtration — gleichviel wie beſchränkt oder unbeſchränkt deren Macht ſein möge — nicht zugemutet werden darf, einen in einer wichtigen Angelegenheit eben erſt gefaßten Beſchluß alsbald wieder umzuſtoßen. Und darum handelte es ſich bei dem Erſuchen der verehrlichen Vorſtände; wenn dieſelben erklären: ſie hätten uns keinen Termin

für die Rückgängigmachung der Ernennung gesetzt, so kann sich dies nur auf die Ausführung eines eventuellen abändernden Beschlusses der Administration beziehen; daß dieser Beschluß selbst alsbald, d. i. also binnen der kurzen Frist von wenigen Wochen gefaßt werden sollte, war doch wohl sicherlich die Meinung der Herren Gesuchsteller, wenigstens vermochten wir die „dringende Bitte" ihrem Wortlaute nach nicht anders zu verstehen.

Zu besonderer Genugthuung gereicht uns die Erklärung der verehrlichen Vorstände, daß der Vorwurf einer absichtlichen Statutsverletzung nicht in ihrer Meinung gelegen habe, doch war die Auslegung, welche die Administration den Worten in der jenseitigen Eingabe vom 13. Februar d. J. geben mußte, fast unvermeidlich. Wenn behauptet wird, daß eine Administration so gehandelt habe, daß die Absicht des Stifters zweifellos, — d. h. so daß darüber überall kein Zweifel bestehen kann, — nicht erreicht werde, so ist das doch kaum verschieden von der Behauptung, die Administration habe gegen die zweifellose Absicht des Stifters gehandelt.

Aber auch in der abgeschwächten Bedeutung, welche die verehrlichen Vorstände ihren Worten geben, können wir die Richtigkeit der darin enthaltenen Behauptung nicht einräumen. Daß man sich die Stellung eines Inspektors am Städelschen Institute in verschiedener Weise denken kann, haben wir ausdrücklich anerkannt. Wenn sich die verehrlichen Vorstände für ihre Auffassung auf einen früheren Vorgang in der Verwaltung berufen, so soll ihnen dies nicht bestritten werden, obwohl andere Vorgänge mit gleichem Rechte in gegenteiligem Sinne geltend gemacht werden können. Dagegen müssen wir entschieden an der in unserem Schreiben vom 23. v. M. ausgeführten Darlegung festhalten, daß der Stifter die jenseitige Auffassung nicht geteilt hat; er, der andere weit unbedeutendere Fragen in seinem Testamente eingehend beordnet hat, würde seine Meinung sicherlich in einer jeden Zweifel ausschließenden Form ausgesprochen haben, wenn er geglaubt hätte, daß ohne Anstellung eines mit speziellen Fachkenntnissen ausgestatteten Inspektors Zweck und Absicht seiner Stiftung nicht erreicht werden könnten.

Wenn wir uns daher auch zu unserem Bedauern außer Stande gesehen haben, den Wünschen der verehrlichen Vorstände in dieser Frage zu entsprechen, so geben wir uns doch der Zuversicht hin, daß durch die von uns getroffene Wahl das Interesse des Instituts nicht geschädigt werden wird, hoffen vielmehr, daß die Städelsche Stiftung nach wie vor der hiesigen Stadt zur Zierde und zum Nutzen gereichen und eine segensreiche Wirksamkeit im Geiste des Stifters entfalten möge.

Mit diesem Wunsche, der ja in gleichem Sinne, wenn schon in anderer Form in den Ausgangsworten Ihrer verehrlichen Zuschrift Ausdruck gefunden hat, schließen wir unsere ergebene Erwiderung und damit zugleich, da wir uns einen Erfolg von der Fortsetzung des Schriftenwechsels nicht zu versprechen vermögen, unsererseits diesen selbst und zeichnen

hochachtungsvoll

die Administration des Städelschen Kunstinstituts.

Frankfurt a/M.-Sachsenhausen, den 23. März 1886.

Auf dieses Schreiben glaubten die Vereine sich einer weiteren Äußerung enthalten zu können: es lag zu offenkundig zu Tage, daß die Administration nicht gesonnen sei auf die Hauptsache einzugehen und sich damit begnügen wolle an Nebensachen herumzumäkeln. Für die Vereine und für die Bürgerschaft liegt das Verhältnis klar. Eine Kunstanstalt wie das Städelsche Institut, das außer einer ständig zu mehrenden Kunstsammlung, eine Bibliothek und eine Kunstschule umfaßt, bedarf einer fachmännischen Leitung. Die Administration soll, wie ihr Name sagt, das Ganze verwalten, ist aber in ihrer Zusammensetzung außer Staude, die sachmäßige Leitung selbst zu übernehmen. An der Spitze jeder Kunstsammlung steht ein kunstwissenschaftlich gebildeter Direktor. An der Spitze der Gemäldegalerie zu Berlin steht als Direktor Dr. Julius Meyer, Geh. Reg. Rat. Nebenher fungiert eine Sachverständigenkommission; sie besteht aus: Dr. H. Grimm, Geh. Reg. Rat, Prof. ord.; Dr. M. Jordan, Geh. Ober-Reg.-Rat, Direktor; L. Knaus, Prof.; G. Spangenberg, Prof., sowie den Stellvertretern: A. v. Beckerath; Dr. Dohme, Direktor; Geselschap, Prof.; Graf Harrach,

Landschaftsmaler. Ganz entsprechend hat die Abteilnng für Skulpturen Dr. W. Bode zum Direktor, das Antiquarium Dr. Curtius, Geh. Reg.-Rat, Prof.; das Kupferstichkabinet Dr. F. Lippmann, und neben ihnen Sachverständigen-Kommissionen. (Vgl. R. Springer, Kunsthandbuch, 1886 [4. Aufl.] S. 26 ff.) Also es stehen nicht nur die hervorragendsten wissenschaftlichen Kräfte als Direktoren an der Spitze, sondern um deren Wirken nicht zu einem absoluten werden zu lassen, wie es besonders bei den Ankäufen der Fall sein könnte, tritt an ihre Seite je eine Sachverständigenkommission, die aus hervorragenden Gelehrten und Künstlern besteht und ohne deren Zustimmung kein Ankauf stattfinden kann. Hier im Städelschen Kunstinstitut versieht die Administration nicht nur die Verwaltung der ganzen Stiftung; sie ist Direktor der einzelnen Sammlungen und nebenbei noch die Sachverständigenkommission — alles in einer Person. Daß dies ein unzuträglicher Zustand ist, liegt auf der Hand. Wenn heute eine solche Stiftung gemacht würde und es würden als Verwalter an die Spitze fünf Laien gestellt, ihnen aber zugleich die Auflage gemacht als technische Behörde an der Spitze der Kunstsammlung und der Kunstschule zu fungieren, wer wäre kühn genug eine solche Stellung anzunehmen? Ist etwa im Hochschen Konservatorium die Administration zugleich technischer Direktor der Schule? Und in der That hat die erste Administration eingesehen, daß in erster Linie ein technischer Direktor notwendig sei. Man berief, nach der Überzeugung der früheren Zeit, einen Künstler, Philipp Veit. Heutzutage beruft man kunstwissenschaftlich gebildete Männer — man lese das Verzeichnis in R. Springers Kunsthandbuch! Nun ist aber allmählich die Administration zu dem Glauben gekommen, daß das Dirigieren ein Bestandteil des Administrierens sei: man hat Philipp Veit gehen lassen, nachdem man eigenmächtig eingegriffen und gegen sein Votum eine Anschaffung ausgeführt hatte. Aber immerhin war künstlerischer und in diesem Falle zugleich kunstwissenschaftlicher Rat in der Person des als Kunstforscher bekannten Passavant vorhanden: ein solcher Mann war ursprünglich neben dem Direktor Philipp Veit der Inspektor der Anstalt!

Ihm wurde Gerhard Malß als Gehilfe zur Seite gegeben und folgte ihm als Inspektor. Malß war ausübender Künster gewesen, hatte für Kunstwissenschaft das lebhafteste Interesse, und so gelang es ihm durch Studium und persönlichen Verkehr auf diesem Gebiete eine recht respektable Kenntnis zu erlangen. Malß war aber ein musterhafter Beamter, und besonders das Kupferstichkabinet hat seiner unverdrossenen Thätigkeit viel zu verdanken. Er war jedoch keine Persönlichkeit eigenen imponierenden Urteils, und so gewöhnte sich unter seinem Inspektorat die Administration mehr und mehr daran in allen Dingen nach eigenem Gutdünken zu verfahren und im Vertrauen auf den Wortlaut des Testamentes auf jeden guten Rat, der von Außen herantrat, auf jeden Ruf nach Belebung und Kräftigung einer maßgebenden Beeinflußung und Förderung des künstlerischen Lebens mit der souveränen Empfindung eines unnahbaren Absolutismus herabzusehen. Da starb Malß und nun geschah der letzte Schritt: der neue Gehilfe sollte auch jeglichen künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Verständnisses baar sein, damit die Leitung nun vollständig und unbedingt Sache der Administration wäre, der Gehilfe aber einfach nur seine ausübende Kraft zur Verfügung stellte. Man kann nicht leugnen, daß von diesem Gesichtspunkte aus die getroffene Wahl eine durchaus sachgemäße war. Ebenso wenig kann man aber leugnen, daß mit dieser Ernennung die letzte Bürgschaft einer sachgemäßen Leitung verloren gegangen ist. Es ist selbstverständlich nicht die Meinung der Vereine, daß mit der Ernennung eines künstlerisch oder kunstwissenschaftlich gebildeten Inspektors das Ideal erreicht wäre: es wäre im Gegenteil nur das geringste, was man zu fordern berechtigt ist. Das Richtige wäre, daß ein technischer Direktor, der von der praktischen Kunst und der Kunstwissenschaft sowie vom Wesen und der Aufgabe einer Kunstanstalt etwas verstände, an die Spitze gestellt würde, daß neben ihn eine Sachverständigen-Kommission für die Ankäufe träte, und daß über dem Ganzen als die Verwaltungsbehörde die Administration stände, um in allen wichtigen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen. Handelt es sich doch z. B. bei Ankäufen nicht blos um das

einzelne Bild, sondern um das System, nach welchem die Vervollständigung zu erfolgen hat — es sei denn, daß eine öffentliche Anstalt den Charakter einer Privatsammlung annehmen dürfte. Und wie seltsam berührt es, wenn man in dem Springerschen „Handbuch" die Übersicht der Kunstschulen durchsieht, wenn überall mehr oder minder ausführlich der Lehrplan der Anstalt mitgeteilt wird, deren jede ein bestimmtes Ziel bei der Ausbildung verfolgt und dies auf wohlerwogenem Wege zu erreichen sucht. Da kommt man S. 195 an die Kunstschule zu Frankfurt am Main. Es werden neben der Elementarschule die Ateliers der Kunstschule aufgeführt; dann heißt es: „Der Lehrgang wird vom Lehrer selbst bestimmt". Ein vernichtenderes Urteil als in diesen wenigen Worten liegt, kann über eine Anstalt nicht ausgesprochen werden. Es sagt, daß in dieser Schule ein Lehrplan nicht existiert, daß es überhaupt keine Schule, sondern ein Nebeneinanderbestehen von Ateliers ist, in welchen der leitende Künstler macht, was er will. Wie sollte es auch anders sein? Wo ist denn die technische Behörde, die hier die fachgemäßen Vorschriften machen könnte, welche die Autorität besäße, hier leitend und ordnend einzugreifen? Und wie ganz anders könnte es sein! Statt daß die jungen Frankfurter nach auswärts gehen müssen, wenn sie etwas Tüchtiges lernen wollen, müßte Frankfurt der Stützpunkt einer großgedachten Kunstschule sein, welche Auswärtige hierherzöge, wie es unter Philipp Veit im besten Werden war — man denke an Rethel, an Schwind! Es ist wahrlich nicht genug geschehen, wenn gelegentlich ein mehr oder weniger wertvolles Bild gekauft wird. Wenn das Städelsche Kunstinstitut seine Aufgabe erfüllen sollte, so müßte es hier der Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens und Wirkens sein, so müßte es die hiesigen Künstler zu fördern suchen und das Interesse an der Kunst zu wecken und zu verbreiten suchen. Eine solche Anstalt hat nicht genug gethan, wenn sie dasteht und zu bestimmten Stunden ihre Thore aufmacht — sie muß ein Lebenselement in der Existenz der Bürgerschaft werden, sie muß speziell in unserer Handelsstadt das Ferment auf einem für die Kultur wichtigsten Gebiete des Lebens und Denkens sein. Dazu

bedarf es aber eines anderen treibenden Elementes als es naturgemäß die Administratoren sein können, welche, von ihrem Standpunkte von Kunstliebhabern aus sich zweifellos hingebungsvoll ihrer Aufgabe widmen, auch vielleicht im Buchstaben des Testamentes eine Berechtigung dafür finden können, von denen aber eine Leitung des Institutes über diesen Gesichtspunkt hinaus zu verlangen, eine Ungerechtigkeit wäre. Es ist aber keine Ungerechtigkeit zu verlangen, daß für eine solche Leitung die geeigneten Kräfte gewonnen werden. Dahin ging die Bitte der Vereine.

In der internen Sitzung vom 31. März legte Herr Dr. Valentin zunächst das letzte Werk des leider so früh verstorbenen Mitgliedes der Abteilung K., Rudolf Redtenbacher, vor: „Die Architektur der italienischen Renaissance, Entwicklungsgeschichte und Formenlehre derselben. Ein Lehr- und Grundbuch für Architekten und Kunstfreunde von Rudolf Redtenbacher, Architekt. Frankfurt a. M. Heinrich Keller 1886." 8. XVI und 568 S. Der Vortragende wies darauf hin, wie das Buch in der That dazu angelegt sei, ein Handbuch für den steten Gebrauch aller derer zu werden, welche sich mit der Geschichte der italienischen Renaissance eingehender vertraut machen wollen. Redtenbachers Arbeit beruhe, wie er dies selbst hervorhebe, in ihrem kulturhistorischen Teil besonders auf den bezüglichen Arbeiten Burckhardts; in ihrem baugeschichtlichen und besonders in der Lehre von der Formbehandlung trete nicht nur die Selbstständigkeit eigner Forschung hervor, sondern in sehr erfreulicher Weise mache bei der Beurteilung sich die Thatsache geltend, daß hier ein auch in praktischer Weise mit der Baukunst Vertrauter das Wort ergreife. Es zeige sich dies besonders in der Nachweisung der Entstehungsgründe für künstlerische Formen, wobei Redtenbacher mehr als es sonst in der Architekturgeschichte üblich sei und gewiß in sehr richtiger Weise, von dem Gedanken ausgehe, daß in erster Linie das praktische Bedürfnis zu befriedigen sei und daß dies in höherem Grade für die Wahl der Formen maßgebend sei als das Bestreben eine „Idee" zum Ausdruck zu bringen. Er glaube daß dieser Gedanke noch schärfer und bestimmter als leitender Grundsatz bei der Behandlung der

Kunſtgeſchichte überhaupt an die Spitze geſtellt werden müſſe. Was man gewohnt ſei als „Idee“ zu betrachten, ſei meiſt erſt das Ergebnis der durch die Notwendigkeit veranlaßten und in ihrer Durchführung geleiteten Kunſtſchöpfung, werde dann aber leicht als das die Schöpfung veranlaſſende und ſie beſtimmende Moment erfaßt. Als auf ein beſonders gutes Beiſpiel meiſt der Vortragende auf die Bemerkungen hin, die Redtenbacher über das Mauerwerk von Palazzo Pitti macht. Materielle Gründe haben hier und ſonſt den Quaderbau notwendig gemacht. Sollte aber bei der gewaltigen Größe die Möglichkeit einer raſchen Fertigſtellung erreicht werden, ſo war das „nur möglich, wenn man den Aufwand der Arbeit auf ſein Minimum beſchränkte, d. h. da nun einmal der Randbeſchlag der Quadern gebräuchlich war, nur dies ausführte, die Boſſage aber ſtehen ließ, wie ſie ſich im Steinbruch von ſelbſt ergaben und höchſtens einige überflüſſige und bei der Arbeit des Verſetzens hindernde Vorſprünge des Quaders abſchlug“ (S. 310). Zugleich ergab ſich damit für die künſtleriſche Wirkung die Möglichkeit „bei der ſonſtigen Einfachheit der Architektur“ „eine plaſtiſche Wirkung zu erzielen“ und ſchließlich kam dadurch zugleich auch der Charakter des Baues ſeiner „Idee“ nach, „die trotzige Feſtigkeit“ am beſten zum Ausdruck. Ebenſo erklärt ſich die ungleiche Höhe der Steinſchichten, die ungleiche Länge der Quadern aus dem Beſtreben, die Arbeit und damit die Koſten auf ein Minimum zu beſchränken. Aber gerade hierdurch „gewinnt das Gemäuer ſeine maleriſche Erſcheinung“. „Darin aber liegt die künſtleriſche Stärke Brunelleschis daß er die Übereinſtimmung der äußeren Erſcheinung mit dem materiellen Bedürfnis erkannte und ſich über die Hilfsmittel klar war, wie er dieſe Harmonie von Zweck, Stoff und Form erreichen konnte“ (S. 311). Redtenbacher faßt dieſen Grundcharakter der Formentſtehung ſo zuſammen: „Nicht dem ſogenannten „Volksgeiſt“, dieſem blos in der Vorſtellung beſtehenden Allgemeinbegriff, mit welchem uns die Äſthetiker abſpeiſen, wenn ſie keine beſſere Erklärung zu finden wiſſen, verdankt Italien ſeinen Vorzug in Bezug auf Verwendung monumentaler Baumaterialien gegenüber dem

Norden, ſondern den günſtigeren Bedingungen des Landes. Weder Brunelleſchi noch ſeine Nachfolger hätten mit den rheiniſchen Grauwackeſchiefern oder den Brohlthaler Tuffſteinen einen Palazzo Pitti, Riccardi und Strozzi ſchaffen können; nur wo Materialien, wie die harten Buntſandſteine des Oberrheins oder die Niedermendiger Laven bei Andernach zur Verfügung ſtanden, kam man aus Sparſamkeitsgründen, nicht nur der Geld-, ſondern auch der Zeitersparnis halber, auch in Deutſchland dazu die Ruſtikaboſſagen bei Quadern, wie ſie der Steinbruch lieferte, anzuwenden. In Toskana wie am Rhein oder in Frankreich und in Griechenland bewährt ſich ſtets derſelbe Satz: daß die materiellen Bedingungen des Landes und des Ortes ſtets erfüllt ſein müſſen, ehe von einer Kunſt als etwas Idealem die Rede ſein kann. Der Zweck, die Aufgaben ſchreiben innerhalb gegebener Grenzen ſtets die Mittel zum Zweck vor, die Mittel für die vorhandenen Stoffe, mit Hilfe welcher die materiellen wie die idealen Zwecke erfüllt werden können, und von der Erfüllung aller drei Faktoren hängt ſchließlich die Form, die äußere Erſcheinung ab. Das wußte man von Brunelleſchi bis auf Michelangelo und Palladio: ſpäter vergaß man dieſe leicht einſehbare Wahrheit" (S. 314 f.). Von dieſem Standpunkte unbefangener Forſchung aus erkennt Redtenbacher die hohe Bedeutung der Renaiſſance an, „die für alle ſpäteren Zeiten wertbleibende Formen und Verhältniſſe geſchaffen hat". Er hält aber auch im Gegenſatz zu den Behauptungen und Theorien einſeitiger Vertreter der italieniſchen Renaiſſance daran feſt „daß die mittelalterliche Architektur nicht minder lehrreich iſt als jene, und daß eine geſunde Architekturentwicklung in Zukunft nur dann möglich iſt, wenn das Studium der mittelalterlichen Baukunſt eben ſo gründlich und umfaſſend betrieben wird als dasjenige der italieniſchen Renaiſſance. Ohne Kenntnis der mittelalterlichen Baukunſt iſt das richtige Verſtändnis der franzöſiſchen und deutſchen Renaiſſance kaum möglich, die doch ein weſentlich Anderes ſind als die italieniſche Renaiſſance. Dieſe Gedanken weiter auszuführen kann hier nicht der Ort ſein; die Andeutungen mögen genügen und zu-

gleich Anregungen ſein.“ (S. 382). Möchten dieſe letzten Worten Redtenbachers zur That und eine Anregung zur Durcharbeitung des Gebietes der mittelalterlichen Baukunſt in gleicher Richtung werden!

Das Buch giebt nach einer kulturhiſtoriſchen Einleitung, in welcher der Einfluß der Architekturſchriftſteller beſonders eingehend behandelt wird, die „Baugeſchichte der Renaiſſance“, und zwar ſo daß die einzelnen Baumeiſter mit den beglaubigten Thatſachen ihres Lebens geſchildert werden, dann aber ihre Werke unter eingehender Darlegung der irgendwie bekannt gewordenen Dokumente und Nachrichten, bei welchen für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch ein Beleg durch Quellenangabe wünſchenswert geweſen wäre. Florenz ſteht hierbei wie billig im Vordergrund; dann reihen ſich nach örtlichen Gruppen die Baumeiſter und Bauten des übrigen Italiens an. Ein weiterer Teil giebt „die Formbehandlung der italieniſchen Renaiſſance“, wegen der praktiſchen Sachkenntnis beſonders lehrreich. Einen hervorragenden Fleiß hat Redtenbacher auf die Regiſter verwendet. Sie machen das Buch zu einem nach vielen Richtungen hin ſehr wertvollen Nachſchlagebuch, da der Verfaſſer ſich bemüht alles für das Verſtändnis der Zeit und des Gegenſtandes Wiſſenswerte zuſammenzuſtellen, was ſonſt erſt in vielen Büchern nachgeſchlagen werden muß. Zuerſt ſteht das Regiſter der Architekten, und zwar ſo, daß bei den einzelnen Namen die Werke chronologiſch geordnet ſind. Hierauf folgt ein „Chronologiſches Regiſter“, in welchem von 1199 an bis 1878 eine Fülle von Thatſachen und Ereigniſſen gegeben wird, deren Zuverläſſigkeit im großen und ganzen im Vertrauen auf die ſorgfältige Arbeit des Verfaſſers wird vorausgeſetzt werden dürfen — Irrtümliches fehlt natürlich nicht, wie z. B. Konſtantinopel hier 1450 erobert wird. Ein dritter Abſchnitt giebt das Namensregiſter, ein vierter das Sachregiſter, ein fünfter das Ortsregiſter. Zum Schluſſe folgt ein „Alphabetiſches Verzeichnis der Meiſter, deren architektoniſche Handzeichnungen in der Sammlung der Uffizien zu Florenz aufbewahrt ſind, mit Angabe der offiziellen Katalogsnummern“, eine Arbeit, die

neben den anderen Leiſtungen (die Regiſter umfaſſen faſt 200 Seiten) es vorausſetzen läßt, daß das Buch in der That beſonders in der Hand der Italien bereiſenden Künſtler und Kunſtfreunde ein vielgebrauchtes Handbuch werden wird.

Weiterhin legt Herr Dr. Valentin die neue (ſechſte) Auflage der „Geſchichte der Architektur von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart dargeſtellt von Wilhelm Lübke. Leipzig. E. A. Seemann. 8. I. Band 1884 XII. und 674 S. II. Band 1886 (XII und 562 S.) vor. Er weiſt darauf hin wie das wertvolle und längſt in ſeiner Bedeutung anerkannte Buch durch dieſe neue Auflage die inzwiſchen gewonnenen Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchung verarbeitet und einem größeren Leſerkreiſe in den großen Zuſammenhang der Kultur- und Kunſtentwicklung geſtellt darbiete, ſowie daß das Werk durch deutlicheren Druck und ſtarke Vermehrung der Abbildungen, deren Zahl jetzt auf 1001 gewachſen ſei, in der That eine verbeſſerte und vermehrte Auflage ſei. Die Durchſicht und Umarbeitung ſei zum größten Teil von dem Verfaſſer ſelbſt vorgenommen worden, nur das ſechſte Buch, die neuere Baukunſt, ſei von C. von Lützow bearbeitet worden: „mit ſorgfältiger Wahrung der urſprünglichen Faſſung iſt das geſamte neue Material verwertet, die Darſtellung abgerundet und bereichert, und bis zu den neueſten Entwicklungen fortgeführt worden" (Vorwort zum zweiten Band). Es ſei wohl natürlich, daß gerade in dieſem Abſchnitte bei der großen Fülle des Materials nur in großen Zügen die Bewegung geſchildert werden konnte, welche die Baukunſt in den einzelnen Städten gemacht habe. Und doch laſſe ſich gerade bei einem genaueren Verfolgen der Bauentwicklung in einer einzelnen Stadt mancher bedeutungsvolle Geſichtspunkt gewinnen, der für das Verſtändnis der neueren Kunſtentwicklung überhaupt förderlich ſei. Für Frankfurt ſei die Möglichkeit in dem ſchönen, dort nicht erwähnten Werke von Sauerwein gegeben („Neubauten zu Frankfurt am Main. Herausgegeben unter Mitwirkung des Frankfurter Architekten- und Ingenieur-Vereins. Redigiert von Fr. Sauerwein, Architekt. Photographiſche Aufnahme von C.

Hertel in Mainz. Lichtdruck von Anton Maier in München und Braunecks Kunstanstalt zu Mainz. Frankfurt am Main. Heinrich Keller.“ 55 Blatt in Großfolio.

Hieran schließt sich als „Zweite Serie“: „Neubauten von Frankfurt am Main. Herausgegeben von Friedrich Sauerwein, Architekt. Frankfurt am Main. Heinrich Keller 1876.“ 36 Blatt in Großfolio. Diese interessante Sammlung, welche außer trefflichen Ansichten eine größere Anzahl lithographierter Grundrisse giebt, gewährt einen interessanten Einblick in die gerade in Frankfurt sehr bedeutende Schaffungskraft der neueren Baukunst. Es finden sich hier alle die Bauten, welche sich und ihren Erbauern einen guten Namen erworben haben, der Frankfurter Hof, die neue Börse, das neue Städelsche Institut, sodann aber auch eine Fülle von Privatbauten. Es läßt sich hier sehr schön verfolgen wie unsere neuere Baukunst wie überhaupt die neuere Kunst in rascher Folge die ganze frühere Entwicklung, die Jahrhunderte gebraucht hat, in wenigen Jahrzehnten wiederholt und wie hier derselbe Fortgang sich gestaltet wie ihn dort die natürgemäße Entwicklung veranlaßt hat — ein charakteristisches Merkmal für die durch die gelehrten Studien beeinflußte praktische Kunstentwicklung in unserem Jahrhundert. Nachdem man sich zuerst der Gotik zugewendet hatte, die man für die echte altdeutsche Bauart hielt, eine Epoche, von welcher in Frankfurt das durch seine Erscheinung ebenso imponierende wie durch seine innere Einrichtung zweckentsprechende Irrenhaus von Oskar Pichler Zeugnis ablegt, trat die Renaissance in ihr Recht, welche allmählich die mannichfaltigen Phasen ihrer verschiedenen Gestaltung nach Zeit und Ort durchzumachen hatte. Ebenso läßt sich der interessante Kampf verfolgen, den die Architekten unternehmen müssen um die Zierformen nicht nur als äußerliche Anhängsel, sondern als organische, durch den Bau selbst notwendig gewordene Ausdrucksformen erscheinen zu lassen, wozu noch der weitere Kampf kommt, in welchen sie durch die Anforderungen der neueren Zeit mit den Grundgedanken der ihnen als Muster vorschwebenden Bauten aus Zeiten mit ganz andern Anforderungen treten müssen. Der Vortragende hatte eine

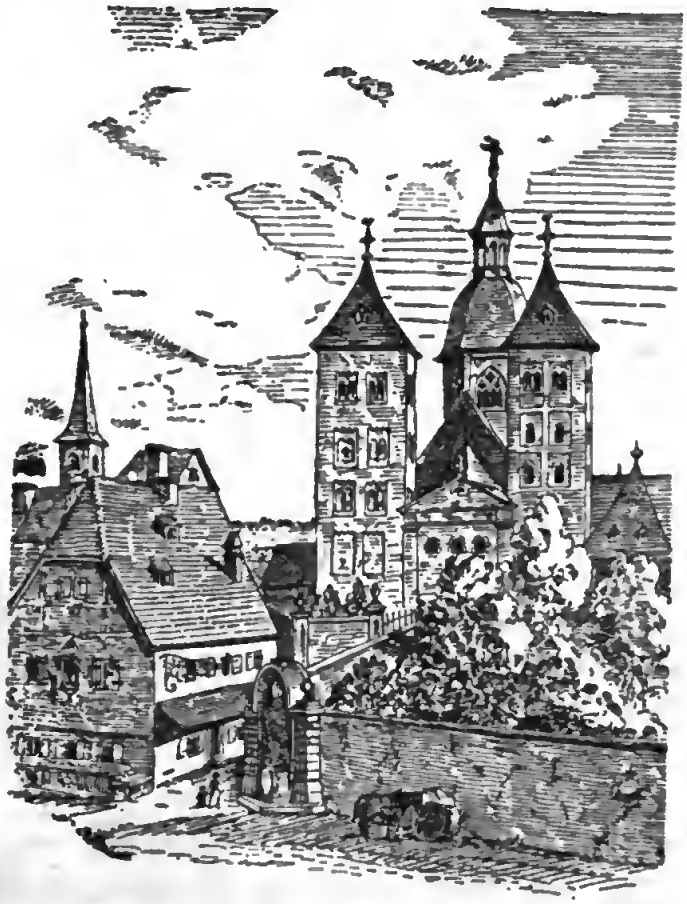
größere Anzahl von Blättern ausgewählt und systematisch geordnet: an ihnen wies er im einzelnen diese Thatsachen nach, welche für die Auffassung und Ausführung der Werke der neueren Baukunst bestimmend eingewirkt haben.

Herr Dr. Valentin legte das „Kunsthandbuch für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Nachschlagebuch enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde ꝛc. von Rudolf Springer, Berlin und Stuttgart, W. Speemann 1886." 8, XII und 477 S. vor. Dies Buch, welches vor sechs Jahren zum ersten Male erschienen ist, beweist durch die soeben fertig gewordene vierte Auflage, wie sehr es sich bewährt hat. „Es bezweckt die mannichfachen Fragen zu beantworten, welche auf den Gebieten der Kunstsammlungen, der Archäologie, Architektur, des Kunstgewerbes, ferner deren Lehranstalten und Vereine, eine sachliche und exakte Auskunft verlangen". Daher hat es sich „die bescheidene, aber mühsame Aufgabe gestellt, dem Leser Material zu schaffen, um einen Überblick und ein Urteil zu ermöglichen über die Bedeutungen der verschiedenen Sammlungen, die fachwissenschaftliche Richtung der hierhergehörigen Vereine und Institute, sowie über deren leitende und lehrende Kräfte" (Vorwort zur vierten Auflage). Demgemäß giebt es nach einer kurzen Darlegung der Gesetze über den Schutz des künstlerischen und literarischen Eigentums zunächst die Staatsbehörden der Kunstverwaltung, das Institut für archäologische Korrespondenz, die Sammlungen und die Kirchenschätze, ferner die Lehranstalten — Universitäten, Technische Hochschulen, Kunstakademien, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, Technische Bildungsanstalten, endlich die Vereine und Vereinssammlungen, und zwar zuerst für das deutsche Reich, dann für Österreich und endlich für die Schweiz. Innerhalb der einzelnen Abteilungen ist die Anordnung alphabetisch und zwar sind die Städtenamen sehr praktisch an den Rand gestellt, so daß die Auffindung sehr erleichtert ist. Außer den Personen sind überall die Publikationen, der Bestand der Sammlungen, Dotierungen, der Lehrpläne u. s. w. mitgeteilt. Es ist sehr erfreulich daß diese mühsame, sich zunächst nur mit

äußerlichen Daten beschäftigende Arbeit von einem warmen Interesse für die Förderung der Kunst getragen ist; Zeugnis davon legt das Vorwort Springers zu der neuen Auflage ab. Die Förderung der Sammlungen hängt von dem wachsenden Kunstsinn der Bevölkerung ab. Dieser selbst aber „bedarf gerade so wie andere natürliche Anlagen einer sorgfältigen Ausbildung und vielseitigen Pflege um sich voll und ganz zu entfalten. Dank jedoch dem Wirken zielbewußter Männer, unter welchen namentlich Künstler, Kunstforscher und Kunstliebhaber, verallgemeinert sich mit zunehmender Kultur und Bildung in allen Schichten der Bevölkerung die Freude, das Verständnis — und was die Blüte der Zivilisation ist — das Bedürfnis nach Kunst". Hierzu tragen ihrerseits wieder die Sammlungen bei, so daß allmählich die Kunst nicht mehr für einen unnötigen Luxus gehalten wird. Dies hat aber auch eine ethische Seite. „Die Kunst hat vor der Wissenschaft voraus, daß sie leichter allen denkenden Menschen zugänglich und verständlich ist. Die wahre Kunst erfreut, beruhigt, regt an, und belehrt alle die, so Augen haben zu sehen und Herz haben zu fühlen, denn man braucht die Kunst nicht studiert zu haben um sie zu genießen".

In der Sitzung vom 13. Mai 1886, welche eine interne war, wurden nur geschäftliche Angelegenheiten verhandelt und zwar beschäftigte man sich hauptsächlich mit den Vorschlägen für die Lehrgänge im nächsten Winter. Ferner legte Herr Dr. Valentin den Katalog der einige Tage vorher (am 9. Mai) eröffneten Ausstellung von Werken Ludwig Richters vor. Eine ausführliche Besprechung dieser reichhaltigen und wertvollen Ausstellung, welche allgemeinen Beifall finde, werde nach Schluß derselben im nächsten Berichte folgen. Vorläufig genüge ein Hinweis auf sie und auf die Schilderung des Künstlers, welche Herr Dr. Valentin in einem im Lokale der Ausstellung stattfindenden Vortrage geben wird (S. Seite 233—244).

Durch das freundliche Entgegenkommen des Verlegers, Herrn Arnold Bergſtraeßer in Darmſtadt, wurde der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß in den Stand geſetzt, aus dem verdienſtvollen Werke des Herrn Geh. Hofrats Profeſſor Dr. Schaefer, über die Kunſtdenkmäler des Großherzogtums Heſſen, Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach (vergl. S. 120—122, 133—135) einige ſchöne Proben der Abbildungen den Mitgliedern des Hochſtiftes vorlegen zu können.

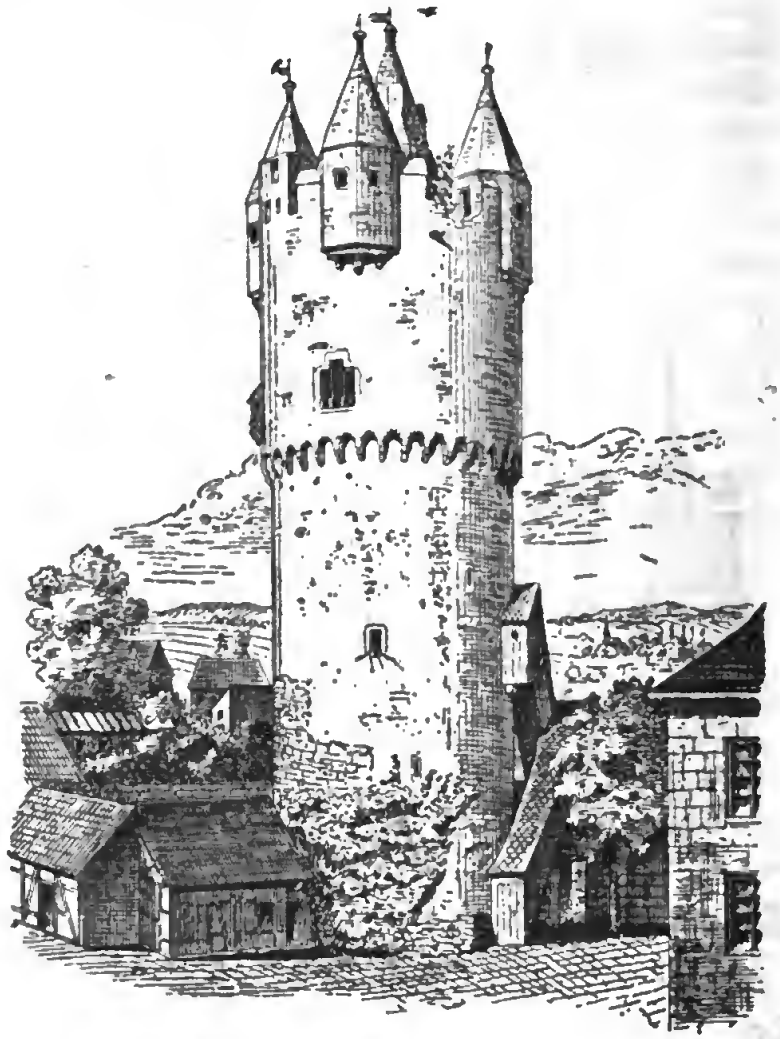


Seligenſtadt. Weſtfaſſade der Abteikirche.

Der erſte Holzſchnitt ſtellt die Weſtfaſſade der Abteikirche zu Seligenſtadt nach einer Skizze des Oberbaudirektors Arnold vom Jahre 1833 dar. Leider ſind die beiden alten maſſiven romaniſchen Türme wegen Baufälligkeit abgebrochen worden und wurden durch moderne romaniſierende Bauten er-

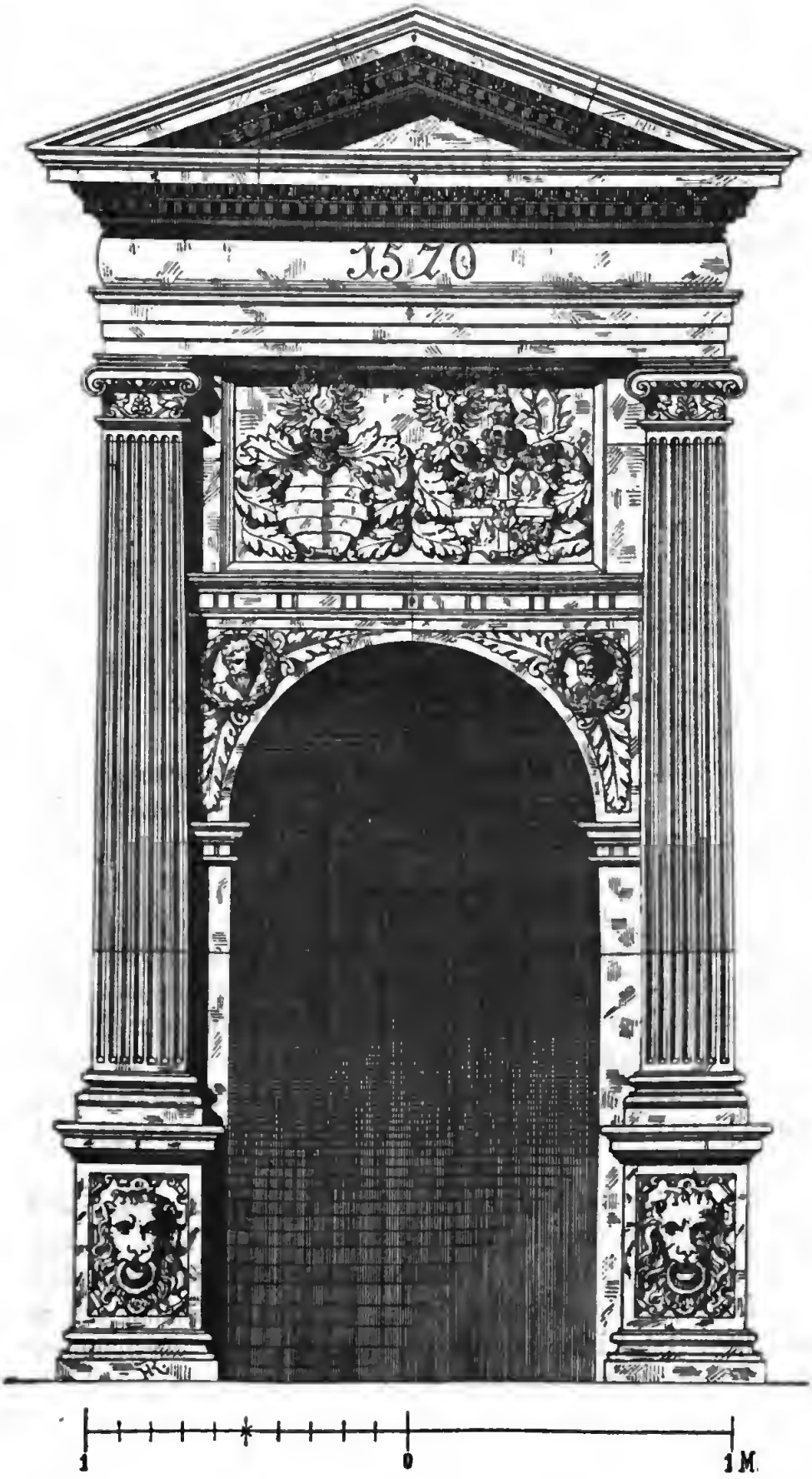
ſetzt, wodurch die ehemalige Einhardbaſilika viel von ihrem altehrwürdigen Charakter eingebüßt hat.

In dem zweiten Holzſchnitt erblicken wir den Bergfried des Schloſſes zu Groß-Steinheim am Main bei Hanau. Dieſer gewaltige Rundturm iſt im ganzen mittelrheiniſchen Gebiete das mächtigſte und am beſten erhaltene derartige Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert.



Groß-Steinheim. Bergfried des Schloſſes.

Der dritte Holzſchnitt zeigt uns das Portal des öſtlichen Treppenturms des Schloſſes in Offenbach, eines der ſchönſten Denkmäler der deutſchen Baukunſt in der Renaiſſancezeit.


1570
1
0
1 M.

3. Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften (N).

Vom 1. Januar bis 31. Mai wurden in dieſe Abteilung aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr H. Dobriner, hier.
Herr Dr. M. Joel, hier.
„ Dr. Iſraël-Holzwart, hier.
„ S. Spier, hier.
„ Emil Strauß, hier.
„ Dr. Th. Weiffenbach, hier.
„ Guſtav Wertheim, hier.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Auguſt Frenzel, hier.
„ Telesfor Szafranski, Marienburg i. Pr.

In der internen Sitzung am 19. Januar 1886 fand die Wahl des Vorſtandes ſtatt; es wurden gewählt:

Herr Dr. Ferd. Roſenberger zum Vorſitzenden, Herr Profeſſor Dr. Ludwig Büchner zum ſtellvertretenden Vorſitzenden, Herr S. A. Scheidel zum Schriftführer.

Die Abteilung hielt vom 1. Februar bis zum 31. Mai vier wiſſenſchaftliche Sitzungen ab.

In der öffentlichen Sitzung am 9. Februar ſprach Herr Hauptmann z. D. Holthof über ſchlagende Wetter und Herr S. A. Scheidel über die Unterſuchung der Almaſcher Höhlen.

In der Sitzung am 16. März ſprach Herr Dr. P. Bode über eine analytiſche Auflöſung der Alhazenſchen Aufgabe für ſphäriſche Konvex- und Konkavſpiegel, wie folgt:

Wenn man die Entwicklung der Mathematik und Phyſik im letzten Jahrhundert betrachtet, ſo wird man leicht zu dem Glauben verleitet, daß die abendländiſchen Völkerſchaften allein dieſe Wiſſenſchaften gefördert hätten und daß überhaupt erſt in den letzten Jahrhunderten das von den Griechen überkommene Erbteil weiter verwertet wurde.

Dieſer Irrtum iſt nicht ſo ſelten, wie man glauben möchte. Ich erinnere nur daran, daß noch jetzt auf nur wenigen deutſchen Univerſitäten über „Geſchichte der Mathematik und Phyſik“ geleſen wird; die Werke aber, die dieſe Geſchichte behandeln, ſtammen entweder aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts wie z. B. Montucla, Käſtner, Fiſcher, oder gehören erſt dem letzten Dezennium an wie Hankel, Sutor, Cantor, Poggendorff, Roſenberger, Heller. Ich glaube nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen, daß erſt dieſe neueren Werke einen großen Teil der jetzigen Mathematiker mit der Entwicklung ihrer Wiſſenſchaft in Verbindung gebracht haben.

Die Geſchichte belehrt uns nun, daß nicht die chriſtliche Kultur des Abendlandes die Errungenſchaft der Griechen erhalten und erweitert hat, ſondern daß es die Araber waren, die beim Zuſammenbruch des Heidentums die mathematiſchen Wiſſenſchaften vor langer Vergeſſenheit, vielleicht vor dem Untergange gerettet haben.

Die Wogen der Völkerwanderung hatten in Europa jedes Intereſſe für Wiſſenſchaft hinweggeſchwemmt. Nachdem die Wogen ſich beruhigt, die Völker ſeßhaft geworden, wurde die geiſtige Entwicklung nur nach der religiöſen Seite hingeleitet. Die Kirche war die einzige geiſtige Macht, ſie blieb es auch während des ganzen Mittelalters, denn ſie verſtand es, alle geiſtigen Regungen entweder in ihre Bahnen zu lenken oder zu vernichten.

Von Pappus bis Roger Bacon, alſo faſt 900 Jahre lang, hat das Abendland keinen Mathematiker oder Phyſiker von irgend welcher Bedeutung aufzuweiſen; dagegen haben wir in dieſer Zeit bei den Arabern eine Reihe von Männern, deren Namen in der Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft mit Ruhm genannt werden.

Neſtorianiſche Chriſten, die im 5. Jahrhundert berühmte Hochſchulen in Emeſa und Edeſſa hatten, wurden die Vermittler zwiſchen Arabern und Griechen. Nach dem Konzil von Epheſus 431, auf dem Neſtorius als Schismatiker abgeſetzt wurde, gingen dieſe Schulen zwar zurück, die Neſtorianer aber gründeten

eine neue Schule in Dſchudaiſabûr. Sie überſetzten griechiſche Werke in das Syriſche, und aus dieſen ſyriſchen Überſetzungen, die in das arabiſche übertragen wurden, ſchöpften die Araber zuerſt ihre Kenntnis der Mathematik und Phyſik der Griechen.

Unter den Abaſſiden, vom letzten Viertel des 8. Jahrhunderts bis zum erſten des 10. Jahrhunderts, ſehen wir, wie die Araber bemüht ſind, griechiſche und indiſche Mathematik ſich zu eigen zu machen. Zahlreiche Überſetzungen entſtehen, die nicht auf das Syriſche, ſondern direkt auf den griechiſchen Urtext zurückgreifen. Wenn auch in dieſem Zeitpunkt ſelbſtändige Arbeiten nur in der Zahlentheorie und Trigonometrie zu verzeichnen ſind, ſo iſt doch dieſe Periode für uns von großer Wichtigkeit, da viele Werke der Griechen nur durch dieſe arabiſchen Überſetzungen auf uns gekommen ſind. In den folgenden Jahrhunderten haben wir namhafte Arbeiten zu verzeichnen, die durch zahlentheoretiſche und durch geometriſch-algebraiſche Forſchungen die Wiſſenſchaften vermehrten.

Ein Problem, das einer dieſer oſtarabiſchen Mathematiker zuerſt behandelt hat, ſoll uns hier beſchäftigen. Ibn Alhaitam oder wie der vollſtändige Name lautet Abû ʿAlî al Hasan ibn al Hasan ibn Alhaitam iſt in Al-Basra geboren *). Von mathematiſchen Abhandlungen iſt uns von ihm eine Arbeit über die Quadratur des Kreiſes erhalten, die in einem Vatikankodex enthalten iſt, bis jetzt aber noch keinen Überſetzer oder Bearbeiter gefunden hat. Bekannt ſind ferner „die 2 Bücher der gegebenen Dinge", eine geometriſche Arbeit, von der der Verfaſſer ſagt: „Das erſte Buch enthält vollkommen neue Dinge, deren Gattung nicht einmal von den alten Geometern gekannt war, und das zweite enthält eine Reihe von Sätzen, welche denen ähneln, die in dem erſten Buche von den gegebenen Dingen von Euklid zu finden ſind, ohne jedoch ſelbſt in dieſem Werke vorzukommen." Wenn auch die zweite Behauptung der Wahrheit entſpricht, ſo ſind doch die Sätze des erſten Buches, die als

*) cf. Cantor: Geſchichte der Mathematik S. 677 ff.; Roſenberger: Geſchichte der Phyſik S. 79 ff.

Porismen im Sinne Euklids bezeichnet werden müſſen, unzweifelhaft den Griechen bekannt geweſen. Da nun kaum anzunehmen iſt, daß ein ſo tüchtiger Mathematiker wie Ibn al Haitam abſichtlich die Unwahrheit geſagt hat, ſo müſſen wir annehmen, daß die Porismen des Pappus den Arabern des 11. Jahrhunderts, ſpeziell Ibn Alhaitam, unbekannt geweſen ſind. Durch eine lateiniſche Überſetzung von J. Risner aus dem Jahre 1572 iſt eine arabiſche Optik auf uns gekommen, die den Titel führt: Opticae thesaurus Alhazeni Arabis libri septem nunc primum editi, ejusdem liber de crepusculis et nubium ascensionibus. Die Überſchrift des erſten Buches giebt von dem Alhazen noch ausführlicher an: Alhazen filii Alhayzen opticae liber primus. Dieſe Optik, die bis zu den Zeiten Keplers ein ebenſo großes Anſehen wie die des Euklids hatte, wurde ſpäter nur für ein Plagiat der verloren gegangenen Ptolemaiſchen Optik gehalten. Von dem Verfaſſer Alhazen war nichts bekannt. Die Ähnlichkeit der Namen al Hasan und Alhazen, ſpeziell al Hasan ibn Alhaitam*) mit Alhazen filii Alhayzen legte die Vermutung nahe, daß Alhazen und ibn Alhaitam ein und dieſelbe Perſon ſeien. Unterſtützt wurde die Annahme durch den Umſtand, daß der Verfaſſer der Optik ein durchaus tüchtiger Mathematiker ſein mußte, als welchen wir ibn Alhaitam ſchon kennen gelernt haben. Dieſe Vermutung iſt durch Eilhard Wiedemann**) zur Gewißheit erhoben. Bei einem Beſuch in Leyden gelang es demſelben in dem dort befindlichen Kodex 201 der Loliusſchen Sammlung arabiſcher Handſchriften das Original eines Kommentars von Kamal ed-din Abul Hasan al Farisi zu einem großen optiſchen Werke von Abu Alî al Hasan ibn al Haitam al Basri zu finden. Wie bei den arabiſchen Kommentatoren allgemein werden Satz oder Kapitelweiſe die Worte des Autors angeführt und dann beſprochen. Die Vergleichung dieſer Worte mit der Risnerſchen Überſetzung haben unzweifelhaft dargethan, daß Abû Alî al Hasan ibn al

*) Das arabiſche t gleich dem engliſchen th.

**) Annalen für Phyſik und Chemie Bd. 159 S. 656.

Hasan ibn Alhaitam und Alhazen dieſelbe Perſon iſt. Durch dieſe Identifikation iſt uns von dem Leben Alhazens noch weiter bekannt, daß er im Mannesalter nach Kairo berufen wurde. Er hatte nämlich geäußert, daß es leicht ſei, an dem Nile ſolche Einrichtungen zu treffen, daß derſelbe gleichmäßig jedes Jahr austrete, ohne daß die Witterungsverhältniſſe darauf einen Einfluß üben könnten. Der Kalif Al Hâkim ließ ihn kommen, aber bald mußte Alhazen erkennen, daß ſeine Zuſage eine voreilige geweſen. Auf ſeiner Reiſe den Nil aufwärts ſah er ſchon bei den erſten Nilfällen bei Syene, daß ſein Plan unausführbar ſei. Er entſchuldigte ſich bei dem Kalifen, wurde zu anderen Staatsgeſchäften verwendet, ließ ſich aber auch hier Fehler zu Schulden kommen, ſo daß er vor dem Zorne des Kalifen flüchten mußte und ſich verborgen hielt. Erſt nach dem Tode desſelben kam er wieder zum Vorſchein und beſchäftigte ſich bis zu ſeinem 1038 erfolgten Tode mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten.

Nach Auffindung der Ptolem. Optik kann auch von einer unberechtigten Benutzung dieſes Werkes ſeitens Alhazens nicht mehr geſprochen werden. In einem dem Indian Office zu London gehörigen arabiſchen Manuſkripte iſt neben andern Arbeiten Alhazens auch eine „Über das Licht" enthalten, in welcher der Verfaſſer die Optik des Ptolemaeus direkt zitiert.

In der Optik Alhazens kommt ein Problem vor, das im Mittelalter als Alhazenſche Aufgabe bekannt war, und das für uns mehr mathematiſches als phyſikaliſches Intereſſe hat. Er ſtellt ſich die Aufgabe, auf einem Spiegel, wenn Auge und Gegenſtand gegeben ſind, die Reflexionspunkte zu finden d. h. diejenigen Punkte, welche die von dem Gegenſtande ausgehenden Lichtſtrahlen in das Auge zurückwerfen. Er löſt dieſe Aufgabe geometriſch und zwar für ebene Spiegel und für ſphäriſche Spiegel, bei denen die gegebenen Punkte gleiche Entfernung vom Zentrum der Kugel haben, in einfacher bekannter Art.

Sehr verwickelt wird aber ſeine Auseinanderſetzung für den Fall, daß die gegebenen Punkte ungleiche Entfernung*) von dem

*) Visu et visibili a centro speculi convexi inaequabiliter distantibus, punctum refleotionis invenire.

Spiegel haben. Ich will nur hervorheben, daß er bei dem sphärischen Konvexspiegel allein sieben Hilfskonstruktionen notwendig hat, von denen jede für sich wenig durchsichtig ist.

Es soll hier eine analytische Lösung dieser Aufgabe gegeben werden.

Indem wir uns die Aufgabe stellen, an einer gegebenen Kugel bei gegebenem Gegenstand und Auge die Reflexionspunkte zu finden, wird gleichzeitig Konvex und Konkavspiegel erledigt.

Nach den Gesetzen der Optik muß sein:

1) Der Einfallswinkel gleich dem Reflexionswinkel.

2) Die Reflexionsebene muß auf der Tangentialebene im Reflexionspunkte senkrecht stehen *).

Bei einer Kugel geht nun jede Ebene, die in einem Kugelpunkte auf der Tangentialebene senkrecht steht, durch den Mittelpunkt, es können die Reflexionspunkte also nur auf dem von dieser Ebene aus geschnittenen größten Kugelkreise liegen. Es reduziert sich also die Aufgabe darauf, die gewünschten Punkte auf einem Kreise zu bestimmen.

Es seien die Koordinaten der gegebenen Punkte bezogen auf ein beliebiges rechtwinkliges Koordinatensystem $x_1\ y_1$ und $x_2\ y_2$, die Gleichung einer ebenen Kurve $f(x\,y) = o$. Es seien ferner die Winkel, die der einfallende Strahl, die Normale der Kurve, der reflektierte Strahl mit der x Axe bilden resp. α, β, γ so sind die Gleichungen dieser 3 Linien resp.

$$y_1 - \eta = m_1 (x_1 - \xi)$$
$$y - \eta = m (x - \xi)$$
$$y_2 - \eta = m_2 (x_2 - \xi)$$

Die Richtungskonstanten haben hier den Wert

$$m_1 = tg\alpha = \frac{y_1 - \eta}{x_1 - \xi}; m = tg\beta = \frac{\frac{\partial f}{\partial y}}{\frac{\partial f}{\partial x}} = \frac{f'(y)}{f'(x)}; m_2 = tg\gamma = \frac{y_2 - \eta}{x_2 - \xi}$$

*) Dieses Grundgesetz ist zuerst von Alhazen im 5. Buch genau angegeben.

Der Einfallswinkels ist $\beta - \alpha$, der Reflexionswinkel $\gamma - \beta$, es muß also sein:

$$\beta - \alpha = \gamma - \beta \text{ oder } \frac{tg\beta - tg\alpha}{1 + tg\beta . tg\alpha} = \frac{tg\gamma - tg\beta}{1 + tg\beta . tg\gamma}$$

Setzt man für $tg\alpha$, $tg\beta$, $tg\gamma$ die oben bestimmten Werte ein und schreibt für η und ξ x und y, so erhält man für die gesuchten Reflexionspunkte auf der Kurve $f(x\,y) = o$ die Bedingungsgleichung

$$1)\ \frac{f'(y)(x_1 - x) - f'(x)(y_1 - y)}{f'(x)(x_1 - x) + f'(y)(y_1 - y)} = \frac{f'(x)(y_2 - y) - f'(y)(x_2 - x)}{f'(x)(x_2 - x) + f'(y)(y_2 - y)}$$

Unsere Kurve hier ist ein Kreis. Ist der Anfang des Koordinatensystems der Mittelpunkt des Kreises, so ist die Gleichung desselben

$x^2 + y^2 = r^2$ und es ist $f'(x) = 2x$ und $f'(y) = 2y$

Setzt man diese Werte in die Gleichung 1 ein, so erhält man nach einigen Reduktionen für die Reflexionspunkte am Kreise die Gleichung

$$2)\ Ax^2 - Ay^2 - 2\,Bxy - 2\,Cx + 2\,Dy = o$$

wo die Koeffizienten folgende Werte haben:

$$A = x_1\,y_2 + y_1\,x_2;\ B = x_1\,x_2 - y_1\,y_2;$$

$$C = \frac{r^2}{2}(y_1 + y_2);\ D = \frac{r^2}{2}(x_1 + x_2)$$

Die Gleichung repräsentiert offenbar eine gleichseitige Hyperbel, die durch den Koordinatenanfang geht, ihre Schnittpunkte mit dem gegebenen Kreise werden die gesuchten Punkte sein.

Von einer weiteren Transformation dieser Gleichung sei abgesehen, da bei einer passenden Wahl des Koordinatensystems dieselbe sich wesentlich vereinfacht.

Das Koordinatensystem soll so bestimmt sein, daß die + y Axe den Winkel zwischen den Verbindungslinien der gegebenen Punkte und dem Mittelpunkt des Kreises halbiert, dann ist offenbar

$$\frac{y_1}{x_1} = -\frac{y_2}{x_2} \text{ oder } y_1\,x_2 + x_1\,y_2 = o \text{ d. h. } A = o$$

Es wird alsdann die Gleichung 2

3a) $2\,Bxy + 2\,Cx - 2\,Dy = o$ oder

3b) $2\,xy\,(x_1\,x_2 - y_1\,y_2) + r^2\,x\,(y_1 + y_2) - r^2\,y\,(x_1 + x_2) = o$

Verschiebt man das Koordinatensystem parallel, indem man $x = x + u$ und $y = y + v$ setzt und u und v so bestimmt, daß die Koeffizienten von x und y verschwinden, so erhält man

$$2\,Bxy - Dv + Cu = o \text{ oder}$$

$$xy = \frac{Dv - Cu}{2\,B}\quad xy = -\frac{CD}{B^2};$$

$$4)\quad xy = -\frac{r^4\,(x_1 + x_2)\,(y_1 + y_2)}{4\,(x_1\,x_2 - y_1\,y_2)^2}$$

u und v haben die Werte:

$$u = \frac{D}{B} = \frac{r^2\,(x_1 + x_2)}{2(x_1\,x_2 - y_1\,y_2)} = \frac{r^2\,x_2\,(x_1 + x_2)}{2\,x_1\,(x_2 + y_2)^2} = \frac{r^2\,x_2\,(y_1 - y_2)}{2\,y_1\,(x_2 + y_2)^2}$$

$$v = -\frac{C}{B} = -\frac{r^2\,(x_1 + x_2)}{2\,(x_1\,x_2 - y_2\,y_2)} = \frac{r^2\,y_2\,(y_1 + y_2)}{2\,y_1\,(x_2 + y_2)^2}$$

Die Gleichung 4 ist aber die Gleichung einer gleichseitigen Hyperbel bezogen auf die Asymptoten als Koordinatenaxen. Die neuen Koordinatenaxen, die den ursprünglichen parallel sind, sind also die Asymptoten dieser Hyperbel. Bezeichnet man nun die Projektion des Kreisradius, der auf der Verbindungslinie des Mittelpunkts des Kreises und des gegebenen Punktes $x_2\ y_2$ liegt, auf die y resp. x Axe mit q resp. m, so erhält man für u und v nach einigen Reduktionen die leicht zu konstruierenden Werte:

$$u = \frac{mq}{2\,y_2} - \frac{mq}{2\,y_1}\quad v = \frac{q^2}{2\,y_2} + \frac{q^2}{2\,y_1}$$

Es sind jetzt die Asymptoten der Hyperbel ihrer Lage nach bekannt. Da die Hyperbel durch den ursprünglichen Koordinatenanfang gehen muß, ist auch ein Punkt derselben gegeben; es lassen sich also mit Berücksichtigung des Satzes, daß bei einer gleichseitigen Hyperbel die Stücke einer bis zu den Asymptoten verlängerten Sehne, die zwischen Asymptoten und Hyperbel liegen, gleich sind, beliebig viele Punkte der Hyperbel konstruieren.

Die 4 Schnittpunkte der Hyperbel mit dem Kreise genügen den aufgestellten Bedingungen, es sind jedoch nur 2 davon wirklich reflektierende Punkte; bei den beiden andern Punkten

halbiert das Einfallslot nicht den Winkel zwiſchen einfallendem Strahl und reflektiertem, ſondern den Nebenwinkel: es ſollen dieſe Punkte ſupplementäre genannt werden.

Für den ſpeziellen Fall, daß die Entfernung der gegebenen Punkte vom Zentrum der gegebenen Kugel reſp. des Kreiſes gleich iſt, wird

$x_1 = -x_2$ und $y_1 = y_2$ es wird dann Gleichung 3a:

$2\,y\,x\,(x_1^{\,2} + y_1^{\,2}) - 2\,r^2\,x\,y_1 = o$ oder

$x.\,[2\,y\,(x_1^{\,2} + y_1^{\,2}) - 2\,r^2\,y_1] = o$ d. h. die Gleichung wird erfüllt für $x = o$ und $y = \frac{r^2\,y_1}{x_1^{\,2} + y_1^{\,2}} = \frac{q^2}{y_1}$

d. h. die Hyperbel degeneriert zu 2 Graden der y Axe und einer in der Entfernung $\frac{q^2}{y_1}$ zur x Axe gezogenen Parallelen.

Auf der y Axe liegen die wirklich reflektierenden Punkte auf der Parallelen die ſupplementären.

In der am 6. April ſtattgefundenen Sitzung berichtete Herr Dr. Ferd. Roſenberger über ein nachgelaſſenes Werk Immanuel Kants. In Kants Nachlaß fanden ſich auf etwa 100 Foliobogen Materialien zu einem Werk, welches den Titel führen ſollte: Übergang von den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft zur Phyſik. Es ſind die Anfangspartien des Werkes in mehrfacher Bearbeitung und Umarbeitung, deren Studium wegen des mangelnden Zuſammenhanges, der vielfachen Formen, in denen die einzelnen Bearbeitungen wiederholt werden, und auch wegen der Einmiſchung heterogener Dinge ein ſehr ſchweres und auf alle Fälle ſehr zeitraubendes iſt. Dies mögen die Urſachen geweſen ſein, daß trotz einiger Verſuche zu einer ordnenden und ſichtenden Redaktion des Werkes dasſelbe doch erſt in der neueſten Zeit und auch dann noch nicht geordnet und bearbeitet, ſondern nur in ſeinem urſprünglichen Zuſtande (von Auslaſſungen abgeſehen) als Manuſkript veröffentlicht worden iſt*).

*) Bis jetzt ſind in der Altpreuß. Monatsſchrift Bd. XIX, XX, XXI von den vorhandenen 12 Konvoluten das 1.—3., 5., 7. und 9.—12. erſchienen; die übrigen ſind in Ausſicht geſtellt. Das Manuſkript ſelbſt befindet ſich im Beſitz des Herrn Dr. Albrecht Krauſe in Hamburg.

Die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft von 1786, das erſte Werk, in welchem Kant die neu gewonnenen kritiſchen Vorſtellungen von Raum und Zeit auf die Wiſſenſchaften anwandte, hatten es nur mit der Konſtitution der Materie zu thun: ſie gaben nur die erſten Bedingungen, die primitiven Kräfte, unter deren Annahme allein die Materie ein Objekt unſerer Erfahrung werden kann. Dieſe „primitiven Kräfte ſind Anziehung und Abſtoßung, welche (und zwar beide vereinigt) den Weltraum ſowohl einnehmen (durch Anziehung), als auch erfüllen (durch Abſtoßung), ohne welche alſo gar keine Materie exiſtieren würde.“ *) Dieſe Kräfte aber als Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ſind nicht ſelbſt erfahrbar, ſie gehören darum in das Gebiet der Philoſophie, nicht in das der Phyſik. Die letztere hat es nur zu thun mit den Kräften, deren Wirkungen als Bewegung wirklich in Erſcheinung treten, alſo mit den bewegenden Kräften der Materie. „In der Phyſik nun ſuchen wir die bewegenden Kräfte der Materie auf, welche die Urſachen der Erſcheinungen ſind, die die Natur darbietet“**). „Phyſik iſt alſo Erfahrungslehre (durch Obſervation und Experiment) von den bewegenden Kräften der Materie. Da aber Erfahrung (äußere ſowohl als innere) als ein ſubjektives Syſtem der Wahrnehmungen jederzeit Eine iſt, ſo werden die den Sinn des Subjekts affizierenden bewegenden Kräfte im Raum ſchon vermöge ihrer Koexiſtenz in demſelben in allen Stellen desſelben bewegend ſein (denn ein leerer Raum iſt kein Gegenſtand möglicher Erfahrung) — ſo werden die Teile der Materie als bewegliche und bewegende Subſtanzen nicht unter dem Namen von Materien (denn Materie iſt die allverbreitete Einheit des Beweglichen), ſondern unter dem der Stoffe, woraus die Materie beſteht, gedacht werden müſſen, deren es viele und vielerlei geben kann, die zwar darin übereinkommen, daß ſie im äußeren Verhältnis durch Anziehung und Abſtoßung bewegend ſind, in der Art aber, wie ſie die Zuſammenſetzung und

*) Altpreuß. Monatsſchr. XX S. 471.
**) Altpreuß. Monatsſchr. XXI S. 82.

Trennung der Materie modifizieren, ſpezifiſch verſchiedene körperbildende bewegende Kräfte abgeben, deren jede als Grundlage (Baſis) dieſer Kräfte die wirkende Urſache jener Verhältniſſe iſt und von den Phänomenen ihrer Wirkung den Namen (des Säureſtoffs, des Kohleſtoffs, Waſſerſtoffs, Stickſtoffs u. ſ. w.) führt" *). Der bewegenden Kräfte der Stoffe aber gibt es zweierlei, die mechaniſch bewegenden und die dynamiſch bewegenden Kräfte. „Die bewegenden Kräfte ſind entweder mechaniſch als Körper, oder dynamiſch als bloße Materie (Stoff) zu gebildeten Körpern beweglich und bewegend. Die erſteren ſind ortsverändernd (vis locomotiva), die letzteren innerhalb dem Raume, den die Materie einnimmt, (vis interne motiva) in ihren Teilen einander bewegend. . . . . Mechaniſch bewegende Kräfte ſind diejenige, durch welche die Materie ihre eigene Bewegung blos einer andern mitteilt, dynamiſch bewegende ſind die, durch welche ſie die Bewegung unmittelbar einer andern erteilt" **). „Die mechaniſch-bewegenden Kräfte ſetzen die dynamiſch und urſprünglich bewegenden voraus" ***). Die mechaniſch-bewegenden Kräfte bezeichnen die Stoßkräfte, die dynamiſch-bewegenden die Spannkräfte.

Mit dieſen dynamiſch-bewegenden Kräften hat es nun, weil die mechaniſchen Kräfte nur abgeleitete ſind, der Übergang von der Metaphyſik zur Phyſik einzig zu thun.

Da der Raum eine Form unſerer Anſchauung iſt, die nur auf ein Datum unſerer Sinnlichkeit angewandt werden kann, ſo iſt der leere Raum ohne Erfüllung durch Materie abſolut nicht erfahrbar. „Der leere Raum iſt kein Objekt möglicher Erfahrung. Wenn er das letzte iſt, ſo iſt er von Materie eingenommen und zwar in allen ſeinen Teilen" †). Da ferner nur Ein Raum und Eine Erfahrung exiſtiert, ſo muß auch der ganze Raum von einem kontinuierlichen, einheitlichen und

*) Altpr. Monatsſchr. XX S. 431.
**) Altpr. Monatsſchr. XIX S. 80.
***) Altpr. Monatsſchr. XXI S. 87.
†) Altpr. Monatsſchr. XX S. 109.

gleichartigen Stoff erfüllt sein, der unserer Raumesanschauung als Grundlage dient. Dieser Stoff kann, wie alle Materie, nur Objekt unserer Sinne werden, wenn er beweglich und bewegend und in allen Teilen ganz stetig bewegt ist. Diese Bewegung aber darf man nicht als eine mechanische denken, sonst bedürfte der Stoff wieder eines andern der seine Bewegung anhübe. Die Bewegung kann auch keinen zeitlichen Anfang haben, denn dann müßte man der Materie eine Spontaneität zuschreiben, die ihrem Begriff widerspricht. Jener Stoff, der den ganzen Weltenraum erfüllt, muß von aller Ewigkeit her, sich agitierend, durch sich selbst bewegend sein, so daß seine Bewegung nicht ortsverändernd, sondern nur innere, stetige, weder zu vermehrende, noch zu vermindernde Bewegung ist. Diesen Stoff, der die Bedingung zur Möglichkeit der Physik bildet, nennt Kant Wärmestoff, ohne aber an das Gefühl der Wärme erinnern zu wollen, oder auch Äther. „Es ist eine im ganzen Weltraum als ein Kontinuum verbreitete, alle Körper gleichförmig durchdringend erfüllende (mithin keiner Ortsveränderung unterworfene Materie) Materie, welche, man mag sie nun Äther oder Wärmestoff u. s. w. nennen, kein hypothetischer Stoff ist . . . ., sondern als zum Übergange von den met. A. Gr. der NW. zur Physik notwendig gehörendes Stück a priori erkannt und postuliert werden kann“ *). „Die Basis des Ganzen der Vereinigung aller bewegenden Kräfte der Materie ist der Wärmestoff (gleichsam der hypostasierte Raum selbst, indem sich alles bewegt —), das Prinzip der Möglichkeit der Einheit des Ganzen möglicher Erfahrung. Wärmestoff ist der perzeptible Raum von allen andern Eigenschaften entblößt . . ., da im Raum alles ortbewegbar ist, nur der Raum selbst nicht, da kein leerer Raum Gegenstand der Erfahrung

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 102. Der Sicherheit Kants in betreff des Äthers stellt sich die Überzeugung Tyndalls zur Seite. Tyndall sagt in seinen Fragmenten aus den Naturwissenschaften (Deutsche Ausgabe, Seite 4): „Die meisten Naturforscher sind von seiner (des Äthers) Existenz so fest überzeugt, als von der der Sonne und des Mondes“.

ist, so ist jene Materie durch das ganze Weltgebäude ausgebreitet, und ihre Existenz notwendig, nämlich relativ auf Gegenstände der Sinne“ *).

Ein großer Teil des Manuskripts, von dem wir reden, ist mit den Beweisen für die Realität des Äthers ausgefüllt: meist folgen dieselben dem oben eingehaltenen Gange, doch finden sich auch abweichende. Ich will nur noch einen derselben geben, der wenigstens etwas an die Kantsche Hypothese der Weltbildung erinnert. „Das Objekt der Naturwissenschaft ist entweder Materie überhaupt (formlos), oder Körper — eine durch ihre innerlich und äußerlich bewegenden Kräfte sich selbst der Textur und Figur nach beschränkende und aller Veränderung an derselben widerstehende Materie, welche dann ein physischer Körper genannt wird“ **). Der Satz aber, es gibt physische Körper, setzt den Satz voraus: es gibt Materie, deren bewegende Kräfte und Bewegung der Erzeugung eines Körpers in der Zeit vorangehen. „Diese Bildung (von Körpern) aber, die von der Materie selbst geschehen soll, muß einen ersten Anfang haben, davon zwar die Möglichkeit unbegreiflich, die Ursprünglichkeit aber als Selbstthätigkeit nicht zu bezweifeln ist“ ***). Es muß also eine Materie geben, die allein ursprünglich bewegende Kraft hat, welche die Welt überall erfüllt und die alle andern bewegenden Kräfte an allen Orten in Wirksamkeit erhält. Diese materia primitive movens, der Äther oder Wärmestoff „kann nicht fest, oder flüssig, nicht koërzibel, sondern nur durch ihre eigene Attraktion und Repulsion (die metaphysischen Kräfte) beständig bewegend sein“ †). Da dem Äther keine ortsverändernden Bewegungen eigen sind, so kann er nur in sich Schwingungen machen, die eben durch seine primitiven Kräfte erzeugt bis in alle Ewigkeit fortdauern. Wie der Äther selbst, so sind seine Bewegungen in der ganzen Welt gleichmäßig, überall die Quelle

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 106—7.
**) Altpr. Monatsschr. XX S. 100.
***) Altpr. Monatsschr. XX S. 100.
†) Altpr. Monatsschr. XX S. 107.

der bewegenden Kräfte und überall diese wieder in sich zurücknehmend. Nachdem Kant so die Materie mit ihren bewegenden Kräften konstituiert, geht er nun dazu über die denkbaren Eigenschaften derselben nach den vier Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität in größter Vollständigkeit zu untersuchen.

„Wäre alle den Raum erfüllende Materie gleichartig, so würde die Quantität derselben, in gleichen Räumen gleich verteilt, allenfalls geometrisch, durch die Raumesgrößen (volumina) gemessen werden können" *). Nun aber dieses nicht der Fall ist, so muß es ein dynamisches Mittel geben, welches die Menge der Materie durch ihre Bewegungsmenge mißt, diese Maschine ist die Wage. Alle Materie ist also ihrem Begriff nach wägbar oder ponderabel, weil sonst ihre Quantität absolut unbestimmbar wäre. „Eine absolut imponderable Materie ist ein Widerspruch mit sich selbst; denn sie wäre eine bewegende Kraft ohne alle Quantität derselben. — Dabei aber läßt sich gar wohl eine relativ oder bedingt imponderable Materie denken, für welche keine Wage möglich sein würde, wenn nämlich diese Materie inkoerzibel wäre" **). Eine solche relativ imponderable Materie, die einzig mögliche, ist der Äther, der, weil er in jedem Raumteile vorhanden, auch absolut inkoerzibel oder absolut unsperrbar sein muß und somit durch keine Wage aufgehalten und bestimmt werden kann. Oder der Äther ist unwägbar, weil er als eine im unendlichen Raume überall gleichverbreitete, nicht blos alle Körper umgebende, sondern auch innigst durchdringende Materie vorgestellt wird, die freilich nirgend hinfallen oder wiegen kann.

„Die erste Einteilung der Materie in Ansehung ihrer Qualität kann nur die sein: sie ist entweder flüssig oder fest, welche letztere Beschaffenheit man mit Eulern besser durch starre (materia rigida) ausdrückt" ***). „Eine Materie heißt flüssig, die nur durch stetig aufeinander folgende Stöße einer

*) Altpr. Monatsschr. XIX S. 81.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 82.
***) Altpr. Monatsschr. XX S. 350.

unendlich geteilten Größe auf eine ruhige Fläche eines Körpers bewegend ist. — Umgekehrt ist ein Körper, dessen Fläche als unbeweglich jenem Stoße widersteht, fest*)." „Das Tropfbarflüssige ist eine ponderable, sich durch innere Anziehung im umgebenden Raume als Kugelform bildende (zur kleinsten Oberfläche strebende flüssige) Materie: das Elastisch-flüssige (z. B. Luft und Dampf) kann in das Permanent- und Transitorisch-flüssige eingeteilt werden, von dem die erstere Spezies den Namen der Gasarten führt"**). Aller Zusammenhang aber des Tropfbarflüssigen wie des Festen kann nur durch die bewegenden Kräfte des Äthers erklärt werden. „Die Anziehung in der Berührung bringt keine Bewegung hervor, denn die Materie widersteht dem angezogenen Körperteilchen in der Richtung der Berührung ebensoviel als dieses von jener gezogen würde. Also würde das Wasser, Quecksilber ꝛc. keinen Tropfen aus eigenen Kräften bilden. — Es kann dieses auch nicht durch den Druck, mithin von keiner toten Kraft geschehen, sondern nur durch den Stoß, der nicht den Wasserkörper im ganzen nach einer bestimmten Richtung, sondern in allen seinen Teilen nach allen Richtungen unaufhörlich durch Pulsus bewegt. Auf diese Art aber läßt sich begreifen, daß das Flüssige allen diesen Stößen so lange weichen müsse, bis die Berührung der Teile untereinander die größte, und die mit dem leeren Raum die kleinste ist", d. h. bis der Wassertropfen Kugelgestalt angenommen hat***). „Es ist also blos der kontinuierlich im zitternden und erschütternden Zustande alle Materien durchdringende Wärmestoff, also eine lebendige Kraft der Materie die Ursache oer Phänomene der tropfbaren Flüssigkeit als einer solchen."†) Aber auch der Zusammenhang der starren Körper wird durch die bewegenden Kräfte des Wärmestoffes bedingt. „Man kann aber den Zusammenhang sich auf zweierlei Art bewirkt denken, nämlich entweder als oberflächliche, oder als

*) Altpr. Monatsschr. XIX S. 84.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 85.
***) Altpr. Monatsschr. XXI S. 100. Vgl. XX S. 553.
†) Altpr. Monatsschr. XXI S. 89.

durchdringende Anziehung, doch beide in der Berührung (damit man sie nicht mit der Gravitationsanziehung vermenge) und durch stetige alldurchdringende Agitation des Wärmestoffes bewirkt, aber zugleich für die ponderable Materie von allerlei Arten und Graden als Potenzen modifiziert“ *). Die Kohäsibilität eines Stoffes kann gemessen werden durch die Länge eines Prisma, welches durch sein eigenes Gewicht zerreißt. Da aber dieses Prisma in unendlich dünne Lamellen gespalten gedacht werden kann und alle diese Lamellen durch ihren Zusammenhang das Prisma tragen müssen, so kann dieser Zusammenhang nicht seine Ursache nur in jeder Lamelle haben, diese Ursache muß vielmehr eine durchdringende, die lebendige Kraft einer durchdringenden Materie sein. „Die Kohäsion des Ponderablen wird durch das Inkohäsible und Imponderable bewirkt“ **). „Die Kohäsion enthält ein Moment von endlicher Geschwindigkeit, welches aber nicht accelerierend ist, weil es bei seiner Anziehung zugleich Abstoßung als wirkliche Bewegung der Vibration und kontinuierlich wechselnde Gegenstöße, mithin lebendige Kraft enthält. Diese bewegende Kraft ist Wärmestoff, denn alles Feste ist doch aus dem Flüssigen entstanden, also aus Gegenstößen, die zuletzt gleichförmig innerlich bewegend sind“ ***)

So erklärt nun Kant durch den Wärmestoff oder Äther noch weiter den Übergang des Festen in Flüssiges und umgekehrt, die Anziehung des Festen und Flüssigen unter einander, wie die Kapillarerscheinungen und einiges andere, welche er unter dem Abschnitte Relation der bewegenden Kräfte der Materie abhandelt. Von der Untersuchung über die Modalität der bewegenden Kräfte der Materie ist kaum mehr als die Überschrift vorhanden. Merkwürdigerweise läßt Kant auch bei der Untersuchung der bewegenden Kräfte der Materie das Verhältnis der Schwerkraft zu den primitiven Kräften fast außer

*) Altpr. Monatsschr. XXI S. 153.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 93.
***) Altpr. Monatsschr. XIX S. 94.

Beachtung. Wenn aber im Wärmeſtoff oder Äther eine allverbreitete, alldurchdringende und allbewegende (man kann, was die Zeit betrifft, noch hinzuſetzen: alle Bewegung zuerſt anhebende) Materie, welche den Weltenraum erfüllt, geſehen wird, ſo muß auch die Schwerkraft auf dieſen Äther zurückgeführt und der Zuſammenhang mit ſeinen primitiven Kräften näher angegeben werden. Kant deutet auch ſo etwas an. „So gehört z. B. die Lehre von einer Anziehung in die Ferne und ihrer Größe im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernungen, wie man ſich dieſe Begriffe a priori denken kann, zu den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft; die von der Schwere, ſo wie ſie und ihr Geſetz in verſchiedenen Höhen beobachtet wird, in die Phyſik; beide aber erfordern doch in einer Naturphiloſophie eine Verbindung.“*) Aber wo er, was nicht oft geſchieht, auf die Schwere oder Gravitation zu ſprechen kommt, da übergeht er jene Aufgabe und macht ſich nur den Beweis zur Aufgabe,**) daß überall im Raum Materie vorhanden ſein muß, in der nicht blos attraktive, ſondern auch repulſive Kräfte angenommen werden müſſen. Kant hatte für ſein Werk zwei Teile vorgeſehen, dem Elementarſyſtem der bewegenden Kräfte der Materie ſollte das Weltſyſtem folgen, vielleicht, ja wahrſcheinlich beabſichtigte er, in dem letzteren Teile auf die bewegenden Kräfte zwiſchen Himmelskörpern näher einzugehen.

Für Kant war die Abfaſſung des beabſichtigten Werkes eine Notwendigkeit. Da für ihn der Raum nur eine Form unſerer Anſchauung, ſo war für ihn nur der mit Materie erfüllte Raum exiſtent. Dieſe vollkommene Raumerfüllung hatten die metaphyſiſchen Anfangsgründe durch die primitiven Kräfte der Materie konſtituiert. Aber damit war die Materie für uns noch kein Erfahrungsgegenſtand: ſie wird dies erſt, wenn ſie unſere Sinne affizieren kann. Und da das nur durch Bewegung möglich iſt, ſo muß überall im Raume die Materie in immer-

*) Altpr. Monatsſchr. XX S. 548.
**) Altpr. Monatsſchr. XIX S. 593—607.

währender Bewegung begriffen sein. Aus diesem Grunde ist der Äther für das ganze System der Kantschen Philosophie eine absolut notwendige unerläßliche Konstruktion und keineswegs eine müssige Spekulation eines altersschwachen Greises. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist die große Arbeit zu begreifen, die Kant während der letzten Jahre seines Lebens dieser Aufgabe widmete, und welche Wichtigkeit er selbst derselben beilegte, geht aus einem Briefe hervor, den er am 21. September 1798 an Garve richtete. Er beklagt darin sein schmerzliches Los, durch das ihm bestimmt sei, „den völligen Abschluß seiner Rechnung in Sachen, welche das Ganze der Philosophie betreffen, vor sich liegen und es noch immer nicht vollendet zu sehen", er nennt es einen „tantalischen Schmerz, der indessen doch nicht hoffnungslos ist." Spezieller fährt er dann fort: „Die Aufgabe, mit der ich mich jetzt beschäftige, betrifft den Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. Sie will aufgelöst sein, weil sonst im System der kritischen Philosophie eine Lücke sein würde. Die Ansprüche der Vernunft darauf lassen nicht nach. Das Bewußtsein des Vermögens dazu gleichfalls nicht; aber die Befriedigung derselben wird, wenn gleich nicht durch völlige Lähmung der Lebenskraft, doch durch immer sich einstellende Hemmungen derselben bis zur höchsten Ungeduld aufgeschoben".*)

In der That hatte Kant mit seinem letzten Werke von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft her der Physik einen bedeutenden Schritt entgegen gethan. Delucs fluide purement grave und fluide déférente waren mit Kants ponderabler Materie und Äther nahe verwandt, und Kant erwähnt auch Delue an mehreren Stellen seines Werkes. Mit Lesage, den er übrigens nirgends nennt, stimmt er darin überein, daß er alle bewegenden Kräfte der imponderablen Materie zueignet, und von dieser alle Bewegungen anheben läßt. Der prinzipielle Unterschied in den beiden Annahmen besteht nur darin, daß Lesage seinem Äther nur mechanische Kräfte, nur

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 342.

gradlinig gleichförmige Bewegungen zuschreibt, während Kant seinem imponderablen Stoff auch Bewegung ursprünglich erzeugende dynamische Kräfte und nur innere vibrierende Bewegungen zuerkennt. Auch mit einem nicht zu starren Atomistiker könnte man vielleicht auf dem Boden der Kantschen Anschauung noch zusammen kommen, wenn er nur nicht an einem absolut leeren Raume und einer absoluten Unteilbarkeit der Atome festhielte, sondern sich mit Räumen, leer von ponderabler Materie, und faktisch unzerteilten kleinsten Teilen der ponderablen Materie begnügte.*) Jedenfalls hat Kant seiner Zeit voraus die Vorstellung von der inneren Bewegung aller Materie wieder zuerst hervorgehoben. Und wenn er betont, daß die Materie nur als beweglich, bewegend und bewegt ein Gegenstand der Erfahrung werden könne, daß darnach alle Materie nur als in immerwährender innerer Bewegung begriffen dargestellt werden könne, so hat er sich ganz in den Ideenkreis hineingefunden, der in der Physik erst nach der Ausbildung der neueren Wärmetheorie und der mechanischen Gastheorie zu Anerkennung, aber danach auch zu immer weiterer Herrschaft gekommen ist. Materie ist nur als das ewig Bewegte zu begreifen und zu erklären; alle Materie, feste, flüssige, wie luftförmige, ist in immerwährender innerer Bewegung begriffen. Dieser wertvollste Kern des nachgelassenen Werkes von Kant, der so gut mit den Ergebnissen der neuern Physik übereinstimmt und von dem die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft noch soweit entfernt zu sein schienen, dieser Kern zeugt nicht nur für die Wichtigkeit des hinterlassenen Werkes, sondern auch für die Güte des ganzen kritischen Systems, wenigstens so weit dasselbe noch ganz auf seinem erkenntnistheoretischen Gebiete bleibt.

Daß Kant bei der Weiterführung seiner Untersuchungen Schwierigkeiten findet, daß er in der Ableitung aller bewegenden Kräfte der Materie aus seinem Äther nicht weit vorwärts

*) In solcher Weise entgegenkommend, sagt Fechner in seiner Atomenlehre (2. Auflage, 1864, S. 76): „Gesteht der Philosoph dem Physiker seine Atome zunächst zu, so kann ihm dieser gerne seine Raumerfüllung zuletzt zugestehen. Beides widerspricht sich nicht."

kommt, davon liegt die Ursache wohl nicht allein in seinem Alter. Mag dieses an den vielen, oft wenig von einander abweichenden Versuchen Schuld sein, mag es ihn auch wirklich an einem weiteren Vordringen in gewissem Grade gehindert haben, die vollständige Lösung des Problems, meine ich, wäre ihm auch in seiner vollsten Kraft nicht gelungen. Der Übergang von der Metaphysik zur Physik ist nicht das Problem eines einzelnen Mannes, sondern eine Aufgabe beider Wissenschaften, deren Lösung dieselben sich immer mehr annähern, die sie aber wohl niemals erreichen werden. Der Physiker wird immer nach dem jeweiligen Stande seiner Kenntnisse sich Hypothesen über die Konstitution der Materie bilden, unbekümmert darum, ob dieselben das innerste Wesen derselben ausdrücken. Der Philosoph aber wird sich immer die Materie so konstruieren, daß dieselbe den Anforderungen der Erkenntnistheorie genügt, ohne darauf zu sehen, ob sich aus seiner Konstruktion auch alle physikalischen Eigenschaften derselben ableiten lassen. Die Kluft zwischen den beiden Konstruktionen wird wohl immer mehr verringert, aber doch nicht ganz ausgefüllt werden.*) Genug wenn Philosophen und Physiker so viel Kenntnis und so viel Achtung ihrer gegenseitigen Wissenschaften haben, daß ihre Konstruktionen sich nicht direkt widersprechen und ausschließen, wenn nicht Philosophen und Physiker jede ihrer Konstruktionen als vollständige und ausschließlich berechtigte Lösungen der Aufgabe, wenn sie sie nur ansehen als Material, als Etappen zu dem erstrebten gemeinsamen Ziele. Daß aber beide Wissenschaften nicht dazu bestimmt sind, sich ewig zu widersprechen, sondern vielmehr wohl geeignet, einander entgegenkommend, sich immer mehr zu nähern, dafür gibt das nachgelassene Werk Kants wohl einen vollgiltigen Beweis.

Hierin liegt der Wert dieses Werkes für die Physik, denn einen Einfluß auf diese Wissenschaft oder ihre Bearbeiter konnte

---

*) Kant selbst sagt, daß die Einreihung der physikalischen Erfahrungen in das leere Fachwerk der möglichen bewegenden Kräfte nur eine asymptotische sein könne.

ja dasſelbe nicht haben, da es bis heute wohl kaum den Phyſikern mehr als dem Namen nach bekannt geworden iſt. Auf Kant ſelbſt und ſein Verhältnis zur Phyſik aber wirft das Werk jedenfalls ein neues Licht.

Hierauf ſprach Herr Dr. Th. Epſtein über die neueren Beſtimmungen des ſpezifiſchen Gewichts der Erde.

Der Vortragende ſkizzierte zuerſt den Entwicklungsgang, den die Wiſſenſchaft, welche die Erde als Ganzes betrachtet, genommen hat. Dieſe, gewöhnlich mathematiſche oder auch aſtronomiſche Geographie genannte, Wiſſenſchaft, welche vielleicht die älteſte Pflanzung auf dem Boden der geiſtigen Kultur iſt, behandelte die Erde zunächſt vom aſtronomiſchen Standpunkte, vornehmlich in ihrem Verhältniſſe zur Sonne und zum Monde. Viel ſpäter ſchloſſen ſich daran die Unterſuchungen über die Größe und gaben den Impuls zur Ausbildung der Geometrie. Nach der Geſtalt der Erde fragte man nicht, weil es für ſelbſtverſtändlich galt, daß ſie eine Kugel ſei. Erſt im 17. Jahrhundert tauchten Zweifel an der herrſchenden Meinung auf und endigten nach langwierigem Streite mit der Konſtatierung der bekannten Abweichung von der Kugelform.

Nach der aſtronomiſchen und geometriſchen Behandlung der Erde warf die Wiſſenſchaft eine phyſikaliſche Frage auf, die nach dem ſpezifiſchen Gewicht oder der Dichte unſeres Planeten, eine Frage von großer Wichtigkeit, weil von deren Beantwortung gleichzeitig die Gewichtsbeſtimmung der Sonne und aller Glieder des Sonnenſyſtems abhängt. Der Löſung des Problems ſtellen ſich aber eigenartige Schwierigkeiten in den Weg, weil man das abſolute Gewicht der Erde nicht kennt. Man mußte deshalb ſuchen, die Dichte ohne Kenntnis dieſes Faktors direkt zu beſtimmen. Die dahin zielenden Verſuche datieren ſeit etwa 100 Jahren und ſtützen ſich ſämtlich auf das Newtonſche Gravitationsgeſetz. Man wendete dabei vier verſchiedene Methoden an: 1) die Ablenkung eines aufgehängten Loths durch die ſeitliche Anziehung eines Berges; 2) Beobachtung der Pendelſchwingungen auf einem hohen Berge oder im Innern der Erde

und Vergleichung derſelben mit denen in der Ebene; 3) Verſuche mit der Drehwage über die Anziehung großer Metallmaſſen auf einen leicht drehbaren Hebel; 4) Anwendung der gemeinen Wage.

Nachdem der Vortragende die Geſchichte und die Reſultate der drei erſten Methoden erwähnt hatte, ging er zu dem eigentlichen Thema ſeiner Beſprechung über, zur 4. Methode, der neueſten und ſicherſten, welche noch nicht allgemein bekannt geworden zu ſein ſcheint, da ſie bis jetzt nur in wenig Lehrbüchern anzutreffen iſt. Sie rührt von Jolly*) in München her und verdient wohl das meiſte Zutrauen, weil einerſeits die Wage zu den beſtbekannten phyſikaliſchen Präziſionsinſtrumenten gehört, anderſeits hier keine unbekannten Fehlerquellen auftreten können, wie bei den früheren Methoden. Die bekannten Fehlerquellen aber (Temperatur, Druck und Feuchtigkeit der Luft) laſſen ſich teils eliminieren, teils ihrem Betrage nach feſtſtellen und in Rechnung ziehen.

Nachdem Jolly ſeine Waage durch mehrfache Verbeſſerungen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte,**) ſtellte er ſie im oberen Teile eines Turmes in München auf. Von jeder der Schalen hing ein Draht, geſchützt durch Röhren von Zinkblech, durch den freien Raum des Turmes herab und trug am unteren Ende eine zweite Schale. Der Abſtand zwiſchen den oberen und unteren Schalen betrug 21,005 Meter. Die beiden untern Schalen befanden ſich zur Abhaltung des Luftzugs in verſchließbaren Kaſten, unter welchen noch ein Raum von 1,002 Meter Höhe über dem Erdboden freigelaſſen wurde, um daſelbſt eine Bleikugel von 1 Meter Durchmeſſer aufſtellen zu können.

Ein Körper, der von der oberen Schale in die untere gebracht wird, erfährt eine der Annäherung an den Erd-Mittelpunkt entſprechende Gewichtszunahme. Wird unter der einen

*) Jolly, die Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation. Abh. der bayr. Akad. d. W. II. Kl. XIII. Bd. 1. Abt. und XIV. Bd. 2. Abt. München 1878 und 1881.

**) Empfindlichkeit 1 Zehnmilliontel bei 1 Kgr. Belaſtung.

Schale die Bleikugel aufgestellt, so wird ein von der obern in die untere Schale gelegter Körper eine weitere Gewichtszunahme erfahren, welche durch die Anziehung der Bleikugel entsteht. Die Differenz der Gewichtszunahme mit und ohne Unterschiebung der Bleikugel bezeichnet die Größe des von der Bleikugel ausgehenden Zuges, und der Quotient dieses Zuges und des Zuges der Erde allein gibt unter Benutzung des Gravitationsgesetzes das Mittel ab, die Dichte der Erde mit der des Bleis, also auch mit der des Wassers, in Beziehung zu setzen.

Als tertium comparationis, d. h. als Körper, welcher sowohl der Anziehung der Erde allein, als auch der kombinierten Anziehung der Erde und der Bleikugel unterworfen wurde, benutzte Jolly eine mit Quecksilber gefüllte Glaskugel im Gewichte von 5009,450 gr., die durch eine ganz gleiche Kugel äquilibriert wurde. Weiter wurden die Gewichte der verdrängten Luft durch zwei leere Glaskugeln derselben Größe eliminiert, wodurch sich der Experimentator von der verschiedenen Beschaffenheit der Luft in der Höhe und in der Tiefe unabhängig machte. Bei den Versuchen legte Jolly zuerst die beiden gefüllten Kugeln in die obern, und die leeren in die untern Schalen und stellte Gleichgewicht her; dann wurde eine der vollen Kugeln mit der darunter befindlichen leeren vertauscht. Die nach unten gebrachte volle Kugel erfuhr durch die Annäherung an die Erde eine Gewichtszunahme, die durch Zulaggewichte auf der andern Seite bestimmt wurde. Diese Versuche wurden oft wiederholt. Ganz ebenso wurde nachher mit untergelegter Bleikugel verfahren. Als Mittel aus zahlreichen mit großer Sorgfalt angestellten Wägungen (500 Paar), ergab sich für die Gewichtszunahme der vollen Kugel, wenn sie aus der obern in die untere Schale gebracht wurde, 31,686 mgr. ohne Bleikugel, und aus ebensoviel Wägungen mit untergeschobener Bleikugel 32,275 mgr., sodaß die Bleikugel allein eine Gewichtszunahme von 0,589 mgr. erzeugte.

Das Vorstehende enthält die zur Berechnung der Erddichte nötigen Daten; denn sind

r und R die Radien der Bleikugel und der Erde
d und D die Dichten " "
q und Q die Anziehungen " "
a der Abstand des Mittelpunktes der Bleikugel von dem der Queckſilberkugel,

ſo iſt die Maſſe (Produkt aus Vol. und Dichte) der Bleikugel $= \frac{4r^3\pi d}{3}$, die der Erde $= \frac{4R^3\pi D}{3}$, und da ſich nach dem Newtonſchen Gravitionsgeſetz die Anziehungen direkt wie die Maſſen und umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhalten, ſo folgt

$$q : Q = \begin{cases} \frac{4r^3\pi d}{3} : \frac{4R^3\pi D}{3} \\ R^2 : a^2 \end{cases}$$

$$= r^3 d : Ra^2 D$$

mithin $D = \frac{Qr^3 d}{qRa^2}$ oder mit Benutzung des Gewichts der Bleikugel $\left(\frac{4r^3\pi d}{3}\right)$

$$= \frac{3Q.\ \text{Bleikugel}}{4qRa^2\pi}$$

Im vorliegenden Falle war

$Q = 5009450$ mgr.
$q = 0{,}589$ "
$R = 6365722$ M. (Erdradius von München nach Beſſel)
$r = 0{,}4975$ "
$a = 0{,}5686$ "
$d = 11{,}186$ (aus Vol. und Gewicht der Kugel berechnet).

Aus der erſten Formel für D fand Jolly die Dichte der Erde $= 5{,}692$.*)

*) Leider iſt die ſchöne Arbeit Jollys durch zahlreiche Fehler in den Zahlen entſtellt, bei denen ſich nicht erkennen läßt, ob es Rechenfehler oder nur Druckfehler ſind. Es iſt auch die Ausſtellung zu machen, daß die Ableitung von d unſicher ſein muß, da die Bleikugel nicht zuſammengeſchmolzen, ſondern aus Bleibarren zuſammengeſchlagen war, alſo wahrſcheinlich hohle Räume im Innern beſaß: beſſer wäre die zweite Formel für D mit dem

Vergleicht man damit die früher gefundenen Resultate, so hat man nach der

1. Methode Hutton und Maskelyne (1772) = 4,71
   James (1855) = 5,32
2. „ Carlini (1824) = 4,84
   Mendenhall (1880) = 5,77
   Airy (1856) = 6,566
3. „ Cavendish (1797) = 5,48
   Baily (1842) = 5,66
   Reich (1850) = 5,58·
   Cornu und Bailie (1873) = 5,56.

Der Jollysche Wert gehört also zu den größten.

Alle aber deuten übereinstimmend auf Massen von größerem Gewicht im Innern der Erde. Denn da die uns zugänglichen Erdschichten, welche zum größten Teil aus kalk-, thonerde- und kieselsäurehaltigen Gesteinen bestehen, im Durchschnitt etwa eine Dichte von 2,5 haben, die Gesamterde aber nach den angeführten Zahlen sicher ein über fünf gehendes Gewicht besitzt, so folgt notwendig daraus, daß die Erde nach innen bedeutend an Dichte zunehmen muß. Dies harmoniert auch mit der Vorstellung, daß die Erde ursprünglich einmal weich oder vielleicht gar flüssig war; denn in diesem Falle mußten sich die schwereren Stoffe (Erze und gediegene Metalle) mehr nach der Mitte senken.

Aus der Dichte kann man nunmehr auch das absolute Gewicht der Erde berechnen, indem man erstere mit dem Volumen multipliziert. Letzteres beträgt etwas mehr als eine Billion Kubikkilometer, und da ein Kubikkilometer Wasser eine Billion Kilogramm wiegt, so würde eine Wasserkugel von der Größe der Erde über eine Quadrillion Kilogramm wiegen:

Gewicht der Bleikugel angewendet worden. Sicher ist auch der Besselsche Wert für den Erdradius zu klein und da q sich ev. = 0,581 mgr. ergiebt, so findet der Vortragende mit den angegebenen Änderungen eine etwas größere Zahl für die Dichte der Erde, nämlich 5,776. Die Wichtigkeit der Sache macht es im höchsten Grade wünschenswert, die Abhandlungen Jollys aus seinem Manuskript zu revidieren.

mithin kann man das Gewicht der Erde auf ca. sechs Quadrillionen Kilogramm veranschlagen. Nur eine Zahl, aber kein Begriff!

Im Anschluß daran berichtete Herr Dr. W. Reinhardt in der Sitzung am 18. Mai: Über eine neue Bestimmung der Gravitations-Konstante von A. König und Fr. Richarz. Mitte November 1884 kam Dr. Richarz auf den Gedanken, die Gravitations-Konstante nach einer neuen, von der von Jollyschen abweichenden Methode zu bestimmen. Als er sie Dr. König, dem Assistenten von Helmholtz, mitteilte, stellte es sich heraus, daß seine Methode fast identisch sei mit derjenigen, welche König kurz zuvor ersonnen hatte. Die Methode wurde nun von Helmholtz der Akademie der Wissenschaften vorgelegt, und diese bewilligte zur Deckung der Ausführungskosten 10,000 Mark, welche Summe durch Herstellung der Wage (vom Mechaniker Stückrath, Berlin), welche mit Sicherheit noch 0,01 Milligramm angiebt, der automatischen Vertauschungsvorrichtung für die Gewichtstücke, die Kugeln sind, zum größten Teil aufgebraucht wurde.

Als anziehende Masse wird ein würfelförmiger Bleiklotz von ca. 100,000 kg Gewicht angewandt; derselbe ist aus parallelepipedischen Stücken aufgebaut und wird nach einer Versuchsreihe von neuem errichtet, die Wägungen werden wiederholt, um Fehler auszugleichen, die durch etwaige Hohlräume innerhalb einiger Gußstücke entstanden sind.

Zur Vermeidung lokaler Temperaturdifferenzen nnd zeitlicher Temperaturschwankungen wurde als Beobachtungslokal eine unterirdische Kasematte in der Zitadelle von Spandau gewählt; der Fußboden ist zementiert, der Beobachtungsraum durch doppelten Bretterverschlag mit Sägespähnefüllung abgesperrt; 12 Pfannen mit Chlorcalcium dienen zur Trockenhaltung der Luft; während der Abwesenheit der Beobachter brennen Lampen im Lokal, welche dieselbe Wärme, wie die Beobachter liefern.

Die Versuche werden folgendermaßen angestellt: Während bei von Jolly die eine Wagschale, auf deren Gewichtstücke durch eine Bleikugel eine Anziehung ausgeübt wird, an einer 21 m

langen Aufhängung befestigt ist, befindet sich hier die Wage in der Mitte der oberen horizontalen Oberfläche des Klotzes. Unter den Schalen D und E ist der Block vertikal durchbohrt, und an zwei Drähten, die durch die Bohrungen hindurchgehen, sind zwei Wagschalen F und G an jenen oberen Schalen so aufgehängt, daß sie dicht unterhalb des Klotzes schweben. Eine beliebige Masse m, die sich in D befindet, wird durch Gewichtstücke in G äquilibriert; die Schwere wirkt beiderseits nach unten, die Anziehung des Klotzes zieht m nach unten, dagegen die Gewichtstücke in G nach oben; um diese doppelte Wirkung auszugleichen, müssen die Gewichtstücke um die doppelte Attraktion größer sein als die Masse m. — Wird nun die Masse m in die untere Wagschale F, die Gewichte nach E gebracht, so müssen zur Ausgleichung der Wirkung der Attraktion des Klotzes jetzt die Gewichtstücke um die doppelte Attraktion kleiner sein. Der Unterschied in den zwei Wägungen ergiebt also das Vierfache der Attraktion des Bleiklotzes, während von Jolly nur die einfache Anziehung der Bleimasse erhielt.

Der Gang der Rechnung ist nun folgender: Ist k der absolute Wert der vertikalen Komponente der Anziehung, welche der Klotz am Orte der oberen und unteren Schalen ausübt, g_o resp. g_u der Wert der Schwere am Orte der oberen resp. unteren Schalen, m mit Index die Masse der Gewichtstücke, so ist

bei der I. Wägung: $m\,(g_o + k) = m_u\,(g_u - k)$

„ „ II. „ $m\,(g_u - k) = m_o\,(g_o + k)$

$$\delta m = m_u - m_o = m\,\frac{(g_o + k)^2 - (g_u - k)^2}{(g_o + k)\,.\,(g_u - k)}$$

Setzt man $g_u = g_o + \gamma$, so wird, da k und γ gegen g_o sehr klein sind:

$$\delta m = \frac{2m}{g_o}\,(2k - \gamma)$$

Der Wert von γ ergiebt sich aus Wägungen, die mit derselben Wage vor Aufstellung des Bleiklotzes ausgeführt wurden.

Ist m dieselbe Masse wie oben, m'_u und m'_o, die Gewichte, welche oben m_u und m_o entsprechen, so ist:

$$mg_o = m'_u g_u$$
$$mg_u = m'_o g_o$$

$$\delta m' = m'_o - m'_u = m \frac{g_u^2 - g_o^2}{g_o g_u}$$

Führen wir auch hier ein: $g_u = g_o + \gamma$, so ist:

$$\delta m' = \frac{2\gamma}{g_o} m \text{ und } \gamma = \frac{\delta m' g_o}{2m}$$

demnach:

$$\delta m = \frac{2m}{g_o}\left(2k - \frac{\delta m' g_o}{2m}\right) = \frac{4mk}{g_o} - \delta m'$$

$$\text{und } k = \frac{g_o}{4m}(\delta m + \delta m')$$

Ist V das Potential des Klotzes, G die Gravitations-Konstante, z die vertikale Koordinate, so ist

$$k = G \frac{\partial V}{\partial z}$$

$\frac{\partial V}{\partial z}$ ist aus den Dimensionen des Klotzes und dem Ort der Schalen bestimmbar, k ist gefunden, mithin liefert die letzte Formel den Wert von G.

Nach diesen Mitteilungen sprach Herr S. Spier über Bereitung und Verwertung des Wassergases und eine technische Erfindung der letzten Monate, das Auersche Gasglühlicht. Unser gewöhnliches Leuchtgas wurde am Anfang unseres Jahrhunderts, ziemlich gleichzeitig in England zuerst von William Murdoch, in Frankreich von Lebon dargestellt. Die erste Gasbeleuchtung im großen wurde von Murdoch 1802 in der Maschinenfabrik von Watt und Bolton nahe bei Birmingham und 1804 in einer bedeutenden Spinnerei zu Manchester ausgeführt. Londons Straßen wurden 1812, diejenigen von Paris 1820 und die Stadt Frankfurt 1828 mit Gas beleuchtet. Die Darstellung von Leuchtgas aus Holz ist dem bekannten Münchener Hygieniker Pettenkofer zu verdanken.

Das jetzt allermeist aus Steinkohlen durch trockene Destillation derselben gewonnene Gas wird in zentralen städtischen Gasfabriken gewonnen. Verschiedene unbrauchbare resp. schädliche Beimengungen werden in diesen Fabriken von dem eigentlichen Leuchtgas getrennt, das letztere in Gasometern gesammelt und durch Haupt- und Nebenröhren in die Straßen und Häuser der Stadt verteilt.

Mit dem Wassergas wurden schon in den dreißiger und vierziger Jahren in England, Frankreich und Belgien Versuche gemacht, ohne daß dieselben jedoch zu dauernder Verwertung im großen anregten. Wie wir in der Elektrotechnik im letzten Jahrzehnt den Nordamerikanern bedeutende Fortschritte zu verdanken haben, so ist auch eine zweckentsprechende und billige Herstellung von Wassergas erst in der Union gelungen. Die Amerikaner Lowe und Strong nahmen in den siebziger Jahren jeder für sich Patent auf ihre Erfindung. Während der Weltausstellung in Philadelphia 1876 erregte die praktisch demonstrierte Erzeugungsweise des Wassergases Aufsehen und Anerkennung bei den verschiedenen Vertretern der europäischen Großindustrie. So soll sich der bekannte Berliner Reuleaux und einer der hervorragendsten schwedischen Geologen, Torrel, sehr günstig über das Verfahren ausgesprochen haben. Torrel veranlaßte dann auch den Mitinhaber des Strongschen Patents, Dwight, in Stockholm einen praktischen Versuch zu machen, und in folge günstigen Ausfalls desselben wurde in Stockholm eine allerdings etwas sehr umfassend gedachte europäische Wassergasgesellschaft gegründet. Die materiellen Resultate dieser Gesellschaft haben bis heute noch nichts von sich reden machen. In diesen Tagen brachte die Presse die Mitteilung, daß die europäische Wassergasgesellschaft in Stockholm liquidiere und die Aktienbesitzer für ihren bisherigen Besitz Anteile der neugegründeten deutschen europäischen Wassergasgesellschaft in Dortmund erhielten. In Deutschland existieren als Versuchsstationen bis heute nur zwei Wassergasanlagen, eine größere in dem bedeutenden Etablissement von Schulz, Knaudt u. Co. in Essen, eine kleinere hier in Frankfurt in der Frankfurter Gasfabrik. Aber trotz dieser

ſcheinbaren totalen praktiſchen Erfolgloſigkeit iſt die Ausſicht für die Zukunftsentwicklung der Waſſergasproduktion eine ſehr bedeutende. Fachmänner unter den Chemikern wie unter den Gasmännern zweifeln nicht daran, daß das Waſſergas ſich zum Heizſtoff der Zukunft entwickeln wird.

Welche Eigenſchaften ſollen nun dieſem Gas ſo gewaltige Vorzüge vor unſerem jetzigen Kohlen-Heizmaterial gewähren? Die Verſchwendung der Heizkraft von Kohlen in Fabriken und beſonders in unſeren häuslichen Heizvorrichtungen in Zimmern und Küchen gilt ſeit Jahrzehnten als ein wirtſchaftlicher Skandal. Handelt es ſich doch um die leichtſinnige Vergeudung eines Körpers, der neu nicht wieder zu gewinnen und für die Kultur unſeres modernen Lebens heute unerſetzlich iſt. Denn von dem theoretiſch möglichen Heizeffekt der Kohlen werden heute allermeiſt nur 10% verwertet, die übrigen 90% fliegen wertlos zu den Schornſteinen hinaus und verderben noch außerdem in großen Fabrikſtädten aufs entſchiedenſte die Atmoſphäre. Ein kleiner Fortſchritt in der Beſeitigung dieſer Mißſtände war die Benutzung der Gichtgaſe von Hochöfen für die Heizung von Dampfkeſſeln. Dieſe Neuerung iſt ſchon eine längere Reihe von Jahren eingeführt. Weitere Fortſchritte beſtanden in der Einführung von Generatoren zwecks Umwandlung der Kohlen in Gaſe, wie ſie für die verſchiedenſten metallurgiſchen Zwecke und in der Glas- und Gasfabrikation verwendet werden und wobei ca. 30% der theoretiſchen Heizkraft verwertet werden. Eine andere Feuerungsverbeſſerung wurde durch die Regeneratoren gebracht, die neben den Generatoren wirkten und wodurch ſehr hohe Temperaturen von Luft und Gaſen erzielt wurden. Durch das Waſſergas ſoll nun die Möglichkeit gegeben ſein, bei dem Loweſchen Prozeß 60%, bei dem Strongſchen 80—90% der theoretiſchen Heizkraft zu verwerthen. Was nun die Darſtellung des Waſſergaſes betrifft, ſo beruhten die älteren Verſuche auf dem Prinzip der Zerſetzung des Waſſers oder Dampfes in mit Kohlen gefüllten Retorten, welche durch äußere Heizung glühend gehalten wurden. Lowe und Strong benutzten ſtatt Retorten vertikale Schachtöfen, in denen ſie die Kohlen abwechſelnd in

einer durch Regeneratoren ſtark überhitzten Luft- und Waſſerdampf-Atmoſphäre verbrannten. Lowe bezweckte hauptſächlich die Herſtellung von Leuchtgas mittelſt Anthrazits und flüſſiger Kohlenwaſſerſtoffe. Mit ſeinem Gas wird ſeit einer Reihe von Jahren Baltimore und eine Anzahl anderer amerikaniſcher Städte beleuchtet. Strong erzeugt in erſter Linie nicht leuchtendes Waſſergas für Heizzwecke. Das Strongſche Verfahren hat noch den großen Nebenvorteil, daß bei demſelben die verſchiedenſten Arten von Rohſtoffen, wie ſonſt wertloſe Staubkohle, trockner und feuchter Stichtorf verwendet werden können, wobei von den verſchiedenen Rohmaterialien immer nahezu die gleiche Qualität Heizgaſes gewonnen wird. In der Union beabſichtigt man, außer den Rohrleitungen, welche gegenwärtig im Leuchtgas den Einwohnern der Städte Licht liefern, mit einem zweiten Rohrnetz jedem Wärme und Kraft in Form von Waſſergas auf die bequemſte und billigſte Weiſe zugänglich zu machen. Der gewöhnliche Gasgeruch iſt bei dem Waſſergas nicht vorhanden. Doch kann derſelbe, um durch ihn in der Rohrleitung nichtdichte Stellen bemerkbar zu machen, dem Waſſergas ohne Schwierigkeit beigebracht werden. Bei der Erzeugung des Waſſergaſes wird durch die glühenden Kohlen dem Waſſerdampf der Sauerſtoff entzogen, und das Endprodukt dieſes Prozeſſes beſteht im großen Ganzen aus den brennbaren, eine große Heizkraft beſitzenden Gaſen Kohlenoxyd und Waſſerſtoff. Etwas Kohlenſäure, aber nur wenige Prozente, die ſich gleichzeitig entwickeln, werden durch Kalk abſorbiert. Dies Waſſergas wird in Eſſen zu den verſchiedenſten metallurgiſchen Prozeſſen verwendet, ebenſo auch hier in Frankfurt von der Deutſchen Gold- und Silberſcheideanſtalt und hier z. B. zu Preiſen, die weit unter denjenigen des eigentlichen Leuchtgaſes ſtehen.

Das reine Waſſergas hat die Schattenſeite, daß es direkt als Leuchtgas nicht benutzt werden kann, weil ihm die Kohlenwaſſerſtoffe des durch trockene Deſtillation gewonnenen Steinkohlengaſes fehlen. Will man dem Waſſergas Leuchtkraft verſchaffen, ſo müſſen ihm entweder, wie das in der Union der Fall iſt, aus den Naphtarückſtänden der Petroleum-Deſtillation

gleichzeitig mit der eigentlichen Waſſergas-Erzeugung Kohlenwaſſerſtoffe beigemengt werden, oder das Waſſergas muß in ähnlicher Weiſe wie bei dem Drummondſchen Kalklicht unverbrennliche Körper durch ſeine enorme Hitze leuchtend machen. Um dies zu ermöglichen, hat ein Schwede Fahnenjelm vor ca. einem Jahre in der Union ſich die Erfindung von Magneſiapräparaten patentieren laſſen. Von dieſen ſogenannten Magneſiakämmen ſollen in Eſſen 400 Stück brennen und ein recht hübſches weißes Licht gewähren. Die Brenndauer eines ſolchen Kammes ſoll 60—80 Stunden umfaſſen, der einzelne Kamm koſtet 20 Pfennige. Eine Erfindung der letzten Monate in derſelben Richtung, wie es ſcheint, von entſchieden größerer Bedeutung haben wir einem jungen Wiener Chemiker zu verdanken. Dr. Karl von Auer, Sohn des früheren Direktors der kaiſerl. Staatsdruckerei in Wien, ein Schüler von Bunſen, hat ſich ſeit Jahren mit einer Gruppe von chemiſchen Elementen aus der Reihe der Erdmetalle, beſonders mit Didym, beſchäftigt, und dieſe Arbeiten gaben ihm Anlaß zur Erfindung des ſogen. Gasglühlichts, das in Technikerkreiſen in der jüngſten Zeit viel Aufſehen erregt hat. Nach Auers Patentbeſchreibung, die vor einigen Wochen veröffentlicht wurde, beſteht der Glühkörper aus den eſſig- oder ſalpeterſauren Salzen der Oxyde von Zirkon und den Erden, die in dem Ceritmineral vorkommen, wie Cer, Lanthan und Didym. Das Patent iſt bereits für hohe Summen nach England verkauft, und in Deutſchland iſt daſſelbe von dem Berliner Haus J. Pintſch, dem Lieferanten des komprimierten Oelgaſes unſerer preußiſchen Eiſenbahnwagenbeleuchtung, erworben worden. Dieſes neue Glühmaterial ſoll nach Mitteilung von Gasfachmännern eine Brenndauer von ca. 2000 Stunden haben. Waſſergas ſoll eine prächtig leuchtende Farbe in Verbindung mit demſelben liefern. Aber auch für das gewöhnliche Leuchtgas verſpricht es bedeutende Erſparniſſe. Während heute für eine ſechzehnkerzige — unſere gewöhnliche — Normalgaslampe per Stunde 150 Liter Gas gebraucht werden, ſoll der Gasverbrauch bei Verwendung dieſes Auerſchen Glühkörpers nur 75 Liter per Stunde betragen. Die Inſtallation für jede Lampe ſoll 15 Mark, ein einzelner Glühkörper $2^1/_2$ Mark koſten.

Hierauf sprach Herr Dr. Otto Rausenberger über die einfachste Behandlungsweise des allgemeinen binomischen Satzes. Die erste vollständige Begründung des allgemeinen binomischen Satzes rührt bekanntlich von Abel her, der in seiner Abhandlung: Recherches sur la série

$$1 + \frac{m}{1} x + \frac{m\,(m-1)}{1.\ 2} x^2 + \frac{m\,(m-1)\,(m-2)}{1.\ 2.\ 3} x^3 + \ldots$$

(Œuvres complètes, pag. 219) die angegebene Reihe

$$f_m(x) = 1 + \frac{m}{1} x + \frac{m\,(m-1)}{1.\ 2} x^2 + \frac{m\,(m-1)\,(m-2)}{1.\ 2.\ 3} x^3 + \ldots$$

$$= m_0 + m_1 x + m_2 x^2 + m_3 x^3 + \ldots,$$

wobei also

$$m_k = \frac{m\,(m-1)\,(m-2)\ldots(m-k+1)}{1.\ 2.\ 3\ldots k}$$

ist, für beliebige komplexe x und m in Bezug auf ihre Konvergenz untersucht und im Falle der Konvergenz ihren Wert bestimmt. Die Untersuchung Abels ist, teilweise infolge der etwas schwerfälligen und veralteten Behandlungsweise der komplexen Größen, keineswegs einfach, weshalb eine Neubehandlung dringend geboten erscheint. Der Vortragende glaubt, daß allerdings die umständlichen Konvergenzbetrachtungen nicht wesentlich vereinfacht werden können, während sich die eigentliche Wertbestimmung von $f_m(x)$ in ungleich einfacherer und eleganterer Weise ausführen läßt. Herr J. Thomae lieferte in seinem Werke: Elementare Theorie der analytischen Funktionen einer komplexen Veränderlichen, pag. 77, eine sehr einfache Herleitung des Satzes, die nur den Nachteil aufweist, daß bei ihr die Reihenentwicklungen für e^x und $l(1+x)$ Verwendung finden, die aber unabhängig vom binomischen Satz für reelle Exponenten sich nicht in wirklich naturgemäßer Weise herleiten lassen. Der Vortragende gab in seinem Werke: Lehrbuch der Theorie der periodischen Funktionen einer Variabeln u. s. w. eine Darstellung, welche von

dieſem Einwande frei iſt. Zunächſt wird, einem bekannten Verfahren gemäß, durch direkte Rechnung die Gleichung

(1) $m_0 n_k + m_1 n_{k-1} + m_2 n_{k-2} + \ldots + m_k n_0 = (m+n)_k$

hergeleitet, aus der die Funktionalgleichung

(2) $f_m(x) f_n(x) = f_{m+n}(x)$

folgt, mit Hilfe welcher letzteren der Nachweis leicht zu erbringen iſt, daß für reelle, ganzzahlige und gebrochene, poſitive und negative m die Gleichheit

(3) $m_0 + m_1 x + m_2 x^2 + \ldots = (1+x)^m$

unter der Bedingung beſteht, daß die links befindliche Reihe konvergiert (natürlich iſt im Falle der Vieldeutigkeit von $(1+x)^m$ nur ein beſtimmt zu fixierender Wert dieſer Größe mit der linken Seite identiſch). Hierauf laſſen ſich die Reihen für e^x und $l(1+x)$ bequem herleiten und mit Hilfe dieſer wird dann die Gleichung (3) für komplexe m gemäß dem Thomaeſchen Verfahren, auf das übrigens auch der Vortragende vor längerer Zeit ſelbſt gekommen war, begründet, nachdem die Definition komplexer Potenzen vorhergeſchickt wurde.

Die ganze Unterſuchung macht, von den Konvergenzbetrachtungen abgeſehen, nachdem einmal der binomiſche Satz für reelle, poſitive, ganzzahlige Exponenten vorausgeſchickt iſt, keine eigentlichen Rechnungen nötig, außer bei der Herleitung der Gleichung (1). Auch dieſe Rechnung entbehrlich zu machen bezweckt die folgende Betrachtung, die nur eine Modifikation der beim Beweiſe von (3) für komplexe m angewandten Schlußweiſe iſt.

Für ganze, poſitive m und n iſt

$$f_m(x) = (1+x)^m,\ f_n(x) = (1+x)^n,$$

alſo

$$f_m(x) f_n(x) = (1+x)^m (1+x)^n = (1+x)^{m+n} = f_{m+n}(x),$$

daher, wenn man die Reihen ſelbſt einſetzt, links ausmultipliziert und die Koeffizienten vergleicht,

(1) $m_0 n_k + n_1 n_{k-1} + m_2 n_{k-2} \times \ldots + m_k n_0 = (m+n)_k$.

Rechte und linke Seite dieſer Gleichung ſind, wie leicht erſichtlich, ganze Funktionen k ten Grades in m und n. Nun

gilt der Satz, daß zwei ganze Funktionen k ten Grades von x, $\varphi(x)$ und $f(x)$, identisch sind, wenn sie für $k+1$ bestimmte Werte von x übereinstimmen; denn andernfalls hätte die Gleichung k ten Grades $\varphi(x) - f(x) = 0$ $k+1$ Lösungen. Dieser Satz läßt sich aber auf ganze Funktionen $\varphi(x, y)$ und $f(x, y)$, welche in den beiden Variabeln x und y höchstens bis zum k ten Grade ansteigen, in der Weise ausdehnen, daß die Identität beider Funktionen behauptet wird, wenn sie für $k+1$ Werte von x und $k+1$ Werte von y : $x_1, x_2, \ldots x_{k+1}$ und $y_1, y_2, \ldots y_{k+1}$ in beliebiger Kombination je zweier übereinstimmen. In der That folgt aus dem Vorhergehenden, daß

$$\varphi(x_r, y) = f(x_r, y)$$

für beliebige y ist, da beide Größen für $k+1$ y-Werte zusammenfallen. Hieraus schließen wir weiter, indem wir jetzt $\varphi(x, y)$ und $f(x, y)$ als Funktionen von x allein auffassen, daß allgemein

$$\varphi(x, y) = f(x, y)$$

ist. Weitere Verallgemeinerungen des Satzes bieten keine Schwierigkeit dar. Da nun die Gleichung (1) für beliebige, positive, ganzzahlige m und n, also sicher für mehr als k Werte dieser Größen, giltig ist, so besteht sie für beliebige m und n. Hiermit ist (1) allgemein bewiesen und so die Grundlage zu einer möglichst einfachen Herleitung des binomischen Satzes gegeben.

4. Abteilung für Neuere Sprachen (NS.)

Vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden in diese Abteilung aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
   Herr Dr. Rudolf Oesten, hier.
   „ Dr. Berthold Stern, „

b. ohne Stimmrecht:
   Niemand.

In der ersten Sitzung dieses Jahres am 28. Januar fand die Wahl des Vorstandes statt. Es wurden gewählt: Herr Oberlehrer Caumont zum Vorsitzenden, Herr Direktor Dr.

Kortegarn zum stellvertretenden Vorsitzenden, Herr Dr. August Fischer zum Schriftführer.

Hierauf sprach Herr Hauschild über das Vulgärlatein und seine Stellung im und zum Romanischen, ein Vortrag, welcher in der nächsten Sitzung am 25. Februar fortgesetzt wurde. Der Inhalt desselben war im Wesentlichen folgender:

Der Referent legte seinem ersten Vortrage die Aufsätze zu Grunde, welche Gröber in Wölfflins Archiv I, 1 über „Sprachquellen und Wortquellen des lateinischen Wörterbuchs" und in den folgenden Heften über „vulgärlateinische Substrate romanischer Wörter" veröffentlicht hat. Letztere sind dort bis jetzt zwar nur erst bis zum H lexikalisch zusammengestellt, lieferten aber doch dem Referenten schon allseitig Beispiele für die dort aufgestellten allgemein-vulgärlateinischen Lautregeln und die vom Referenten persönlich vertretenen Anschauungen. Letztere suchten namentlich über folgende Fragen anzuregen bezw. aufzuklären: Darf ein als vulgär anzunehmendes lateinisches Wort deswegen nicht als vulgär gelten, weil wir seine Spuren im Romanischen nicht mehr aufzuweisen vermögen? Mußte jedes lateinische Wort gewissen lautlichen Veränderungen unterliegen, um vom Romanischen aus als vulgärlateinisch bezeichnet werden zu können? Kann ein lateinisches Wort in der ihm in der Schriftsprache eigenen Form sich nicht auch im sprachlichen Besitzstand des ganzen Volkes finden? Wenn nicht, wie verhalten sich dann Schrift- und Vulgärsprache in einem und demselben Worte lautlich zu einander und zu diesem?

Ist nicht auch in den Wörtern der lateinischen Schriftsprache schon ein Gegensatz von Schrift und Laut anzunehmen? Ist nicht in der lateinischen Schriftsprache ein gewisses Pretiösentum zum Sieg gekommen gegenüber einem historisch und literarisch berechtigten, aber schließlich nur noch auf die lebende Sprache beschränkten Konservativismus? Darf von den romanischen Doppelwörtern oder Doppelformen für einen und denselben Begriff das eine nur darum nicht auch für vulgärlateinisch gelten, weil es geringeren lautlichen Veränderungen unterworfen ge-

weſen iſt, als das andere — wie es namentlich die termini technici des ſtaatlichen, rechtlichen, kirchlichen u. ſ. w. Lebens an die Hand gaben?

Für ſeinen zweiten Vortrag „Über die romaniſche Futurbildung auf Grund lateiniſcher Schriftbelege“ legte Referent die Aufſätze zu Grunde, welche Thielmann in Wölfflins Archiv II, 1 und 2 über „Habere mit dem Infinitiv und die Entſtehung des romaniſchen Futurums“ veröffentlicht hat. Da Referent als Mitarbeiter an jenem Werke den Tertullian in bezug auf die dort ausgeſchriebenen und behandelten Fragen zu bearbeiten hat, und da die aus Tertullians Schriften gewonnenen Belege dieſer ſprachlichen Erſcheinung für die ganze Behandlung und Entwicklung derſelben grundlegend ſind, ſo ſuchte Referent auf Grund ſeiner eigenen Beobachtungen und Mitteilungen die von Thielmann im allgemeinen gegebenen Andeutungen im einzelnen auszuführen und zu ergänzen, letzteres namentlich bezüglich einiger Beiſpiele, die, von Thielmann überſehen, doch entſchieden ſchon den futuriſchen Gebrauch dieſer Struktur auch bei Tertullian aufweiſen. Im übrigen wies er aus vielen im Zuſammenhang vorgetragenen Parallelſtellen nach, daß an vielen anderen Stellen die betr. Struktur zwar nicht reine Futurbedeutung, wohl aber den Sinn einer futuriſchen Umſchreibung habe. Dieſe Gelegenheit benutzte Referent, um auf Grund ſeiner bei dieſer Gelegenheit zu perſönlichem Gebrauche gemachten Sammlungen zu zeigen, auf wie mannigfaltige Weiſe Tertullian ſonſt noch das Futurum zu umſchreiben wußte. Eine Debatte über den erſten Vortrag fand nicht ſtatt, über den zweiten nur inſofern, als ein Mitglied angegeben wiſſen wollte, wann, wo und wie die urſprüngliche Zuſammenſetzung ſich zur vollſtändigen Verſchmelzung beider Elemente geſteigert habe: was natürlich nicht erwieſen werden konnte.

In der Sitzung am 25. März ſprach Herr Dr. F. Michel: „Über die dramatiſchen Bearbeitungen der Verſchwörung des Marino Falieri im Anſchluß an Byrons Tragödie.“

Die gemeinſame Lektüre des Byronſchen „Marino Faliero“

in der Sektion zu Beginn des Winters gab dem Vortragenden Veranlassung, der Frage nach anderweitigen Bearbeitungen des gleichen Stoffes näher zu treten. Als vorläufige Resultate*) seiner Untersuchung ergaben sich im Ganzen 15 verschiedene Bearbeitungen (von Deutschen, Franzosen und Engländern), und zwar 1 Novelle, 12 Dramen, teilweise nur als Skizzen oder Fragmente vorhanden, und 2 Opern — alle aus diesem Jahrhundert. Von diesen wurden einer mehr oder weniger eingehenden Besprechung unterzogen — nach Maßgabe der zeitlichen Aufeinanderfolge:**)

1. Die Novelle von E. T. A. Hoffmann: „Doge und Dogaressa" erschienen in den „Serapionsbrüdern" zw. 1819 und 21; dieselbe war zu besprechen als Quelle einiger späteren Dramen.
2. Marino Falieri, Doge of Venice; An historical tragedy in 5 acts by Lord Byron (London 1820), zugleich beachtenswert als Ausgangspunkt für die Mehrzahl der übrigen Bearbeitungen.
3. Marino Falieri, tragédie en 5 actes et en vers, par Cas. Delavigne, zuerst aufgeführt: Paris, am Theater der Porte St. Martin am 30. Mai 1829.
4. Marino Falieri, Trauerspiel in 4 Akten von Alb. Lindner (Leipzig 1875).
5. Marino Falieri oder die Verschwörung des Dogen zu Venedig, Trauerspiel in 5 Akten von Martin Greif zuerst aufgeführt am Stadttheater in Wien: 24. September 1878, veröffentlicht: Wien 1879.
6. Marino Falieri, A tragedy in 5 acts by A. C. Swinburne (London 1885).

---

*) Eine erschöpfende Darlegung des Themas wird voraussichtlich in der im Herbst d. Js. ins Leben tretenden „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", herausgegeben von Prof. Max Koch (Marburg) geboten werden.

**) Für freundliche Unterstützung behufs Auffindung der einschlägigen Arbeiten fühlt sich der Vortragende dem Herrn Prof. M. Koch in Marburg sowie Herrn Oberlehrer Caumont, hier, zu bestem Danke verpflichtet.

Außerdem fanden Erwähnung:

7. Marino Falieri, eine dramatiſche Studie von K. Gutzkow; 1 Akt veröffentlicht im „Skizzenbuch“ (Kaſſel und Leipzig 1839).
8. Doge und Dogareſſa, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Franz Kugler, veröffentlicht in „Belletriſtiſche Schriften“ (Stuttgart 1851).
9. Marino Falieri, Trauerſpiel von Murad Efendi (Frz. v. Werner) (Leipzig 1871).
10. Marino Falieri, Entwurf und Fragment eines Trauerſpiels, von Otto Ludwig, erſchienen in deſſen „Nachgelaſſene Schriften“ (Leipzig 1874).
11. Marino Falieri, Trauerſpiel von Heinrich Kruſe (Berlin [?] 1876).
12. „Der Zögling von San Marco“ Trauerſpiel in 5 Aufzügen von A. May (München 1883).
13. Arthur Fitgers Bearbeitung des Byronſchen Marino Falieri, aufgeführt am Hoftheater zu Meiningen, Anfang März 1886.

Endlich:

14. Marino Falieri, Oper von Donizetti, Text von Bidera, zuerſt aufgeführt: Paris 1835.
15. Marino Falieri, Oper von W. Freudenberg, Text von ihm ſelbſt; noch nicht aufgeführt.*)

Als Grundlage zur Beurteilung der verſchiedenen Bearbeitungen erſtattete der Vortragende zunächſt einen Bericht über den hiſtoriſchen Vorgang an der Hand der urkundlichen Darſtellung von Romanin (Storia documentata di Venezia, Bd. III, Venedig 1855), zugleich unter Hinweis auf die der Byronſchen Dramatiſierung zu Grunde liegenden Quellen (beſ. Marin Sanuto, Vite dei Dogi). Nach kurzer Beſprechung der Hoff-

*) Als Kurioſum aus dem Anfange unſeres Jahrhunderts verdient hier nachträgliche Erwähnung die Exiſtenz eines Stückes von unbekanntem Verfaſſer: „Marino Falieri oder die Bundesbrüder zur Loge des großen afrikaniſchen Löwen“ 1804 bei Graffé in Weißenfels, ſowie in demſelben Jahre bei Kühne in Wittenberg.

mannſchen Novelle folgte hierauf eine ausführlichere Darlegung des Byronſchen Dramas, unter beſonderer Berückſichtigung der aus Tagebüchern und Briefen ſowie aus der Vorrede von der Hand des Dichters ſelbſt ſich ergebenden Tendenz des Stückes, ſeines Verhältniſſes zum geſchichtlichen Stoffe, endlich der zeitgenöſſiſchen Kritiken. Als Hauptpunkte ergeben ſich hier: Byrons Abſicht ging durchaus nicht dahin, ein Stück für die Bühne zu ſchreiben; vielmehr ſpricht er die ſichere Erwartung aus, daß kein Theaterdirektor ſich an deſſen Aufführung wagen werde. Die Darſtellung desſelben im Drury Lane-Theater fand ſomit gegen ſeinen Willen und ſelbſt ohne ſein Vorwiſſen ſtatt. Der von dem Dichter vorhergeſehene Mißerfolg der Aufführung beruht in der vollſtändigen Vernachläſſigung des Bühneneffekts infolge der beabſichtigten ſtrengeren Beobachtung der klaſſiſchen Einheiten im bewußten Gegenſatz zu Shakespeareſcher Freiheit einerſeits, infolge allzu engen Anſchluſſes an die Geſchichte andererſeits. Abweichungen von dieſen beiden Beſtrebungen ſind nur an wenigen Punkten feſtzuſtellen: ſo von letzterer um der Einheit des Ortes willen, von erſterer an einer Stelle wo dem Dichter der durch Vorwiegen des Dialogs hervorgerufene Mangel an dramatiſcher Lebendigkeit allzu fühlbar wurde. — Die Urteile der zeitgenöſſiſchen Kritik (Fortnightly und Quarterly Review) ſind im Ganzen abſprechender Art. Indem ſie die Tragödie in erſter Linie vom Standpunkte des Bühnendramas aus betrachten, verwerfen ſie es faſt vollſtändig auf Grund der oben erwähnten Hauptmängel, ohne jedoch der Vollendung der Sprache und des Versbaues ihre Anerkennung verſagen zu können. Indem wir uns dieſem Urteile, ſoweit es den von der Kritik betonten Geſichtspunkt betrifft, im großen und ganzen anſchließen, behält doch für uns das Drama hohen Wert und bleibt unerreicht in dichteriſcher Hinſicht, wegen der Kraft der Sprache, der Vortrefflichkeit der Verſe, ſowie — nicht zum Wenigſten — der menſchlich wahren Schilderung der Hauptcharaktere. Hierin vor allem liegt — wie bei Byronſchen Dramen im allgemeinen — der weſentliche Grund dafür, daß dies Drama noch heute im Gegenſatze zu den meiſten anderen

Dramatisierungen desselben Stoffes — mit Genuß gelesen wird und tiefgehende Wirkung übt. Keiner seiner Nachfolger auf diesem Gebiete hat ihn in dieser Beziehung erreicht, während sich in dramatischer Hinsicht späterhin entschiedener Fortschritt zeigt.

Derjenige seiner Nachfolger, welcher ihm zeitlich und durch die Art der Behandlung des Stoffes am nächsten steht, gehört wunderbarer Weise zu den französischen Romantikern. Casimir Delavigne, einer der älteren Dichter dieser Schule in Frankreich, hat sich vor seiner entschiedenen Wendung zu dieser Richtung ebenfalls — um 1829 — an dem Stoffe versucht, dessen Dramatisierung Byron nicht vollständig gelungen war. Seine Tragödie schließt sich direkt an die des englischen Dichters an und ist als Bearbeitung jenes Dramas zu bezeichnen. Er selbst weist — in der dem Stück vorausgeschickten Vorrede — einen direkten Vergleich mit Byron zurück, da er in vielen Fällen von ihm abgewichen sei; vor allem verwahrt er sich gegen die Annahme, daß sein Drama nur eine Übersetzung des Byronschen sei, ein Vorwurf, den genaue Kenntnis beider Stücke von selbst widerlegt — allerdings nicht zum Vorteile des französischen Dichters. — Im großen und ganzen stimmt der Gang der Handlung bei Delavigne mit derjenigen bei Byron überein. Einzelne Nebenpersonen sind schärfer charakterisiert, wodurch größere dramatische Wirkung erzielt wird, aber auf Kosten der historischen Wahrheit; andererseits schädigt das dadurch bewirkte stärkere Hervortreten derselben aber auch den Eindruck in dichterischer Hinsicht. Dies gilt vor allem von einem, von Byron in höchst künstlerischer Weise verwendeten Charakter, demjenigen der Gemahlin des Marino Falieri, zu deren Gestaltung die Geschichte dem dichterischen Geschicke den freiesten Spielraum läßt. Die geschichtliche Überlieferung bietet nur den Namen der Dogaressa, sowie die Vermutung einer Beleidigung derselben von Seiten eines übermütigen Patriziers, durch dessen geringfügige Strafe sich der Doge zu seinem Anschlage gegen den gesamten Adel hinreißen läßt; von einer Untreue derselben findet sich da kein Anzeichen. Während nun

Byrons Tragödie in ihrem letzten Grunde auf der vollkommenen Reinheit dieſer Frau beruht, indem des Dogen ganzes Gebahren weſentlich auf dieſem Umſtande begründet iſt, entzieht Delavigne dem Stücke dieſe ſo mächtige Stütze der Handlung. Er ſchildert uns die junge Gemahlin des greiſen Dogen als von Reue über ihr bisheriges ehebrecheriſches Verhältnis zu dem Neffen ihres Gemahls ergriffen, Beziehungen, von denen dieſer zu Beginn des Stückes und vor ſeiner verhängnisvollen Entſchließung keine Ahnung hat. Und daß dies lediglich um eines recht fraglichen Effektes willen, aber keineswegs zur Erreichung eines poetiſchen Zweckes von dem Dichter erfunden iſt, geht aus dem Verhalten des Dogen nach dem Geſtändnis ſeiner untreuen Gemahlin hervor, indem jenes durch dieſes nicht im geringſten beeinflußt wird. — Indem wir ſomit bei Delavigne weſentliche Fehler in poetiſcher Hinſicht zu konſtatieren haben, machen wir die entgegengeſetzte Beobachtung wie bei Byron. Wir begegnen bei ihm einer Reihe von Vorzügen im dramatiſchen Baue, die den größeren Bühnenerfolg der franzöſiſchen Bearbeitung — zumal vor einem Pariſer Publikum — verſtändlich machen. Aber trotz der Schönheit und dem Schwunge der Verſe an manchen Stellen bleibt er in der dichteriſchen Geſtaltung hinter ſeinem Vorbilde um ein Bedeutendes zurück.

Im Anſchluß an die engliſche und franzöſiſche Dramatiſierung erfolgte hierauf die Beſprechung einer der zumal ſeit den ſiebziger Jahren zahlreich erſchienenen deutſchen Tragödien über denſelben Gegenſtand, und zwar derjenigen des als Verfaſſer der „Bluthochzeit“ bekannten Alb. Lindner (Leipzig 1875)*). Dieſes Dichters „Marino Falieri“ dürfte unter all den vorhandenen deutſchen Bearbeitungen des gleichen Stoffes am meiſten Beachtung verdienen, ſowohl wegen ihrer Sprache als wegen der ganz originellen, von dem Nächſtliegenden weit abweichenden Führung der Kataſtrophe. Auch hier beruht der Schwerpunkt

*) Eine eingehendere Würdigung derſelben, ebenſo wie der Bearbeitung von H. Kruſe findet ſich in Paul Lindaus „Dramaturgiſche Blätter“.

der dichterischen Gestaltung auf der Darstellung des weiblichen Hauptcharakters, der Dogaressa. Allein Lindners Angiolina ist ebensoweit von Byrons sanfter, treu hingebender Frauengestalt entfernt als von Delavignes ungetreuer Elena. Zwar geht Lindner von der Gestalt aus, die Byron gezeichnet, aber so, daß er einen dort mit Grund nur nebensächlich behandelten Zug ins Große, ja ins Abenteuerliche ausbildet. Jenes treuergebene, den greisen Gatten um seiner Heldengröße willen liebende Weib, dem zu seiner Vollkommenheit auch nicht der Zug der Vaterlandsliebe fehlt, ist bei Lindner zur Allegorie der Vaterlandsliebe emporgehoben, zu einer Personifikation des Patriotismus herabgesunken. Aus diesem Umstande ergeben sich eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten, die den Genuß an dem im ganzen hochdramatischen Gange des Stückes entschieden beeinträchtigen. So machen die volltönenden Tiraden in dem Munde der patriotischen Venetianerin, die ihre Jugend aus reinster Vaterlandsliebe an den eben zum Dogen erwählten Greis zu fesseln bereit ist, den Eindruck des Unnatürlichen, Gekünstelten. Und diese Unnatürlichkeit wird im Verlaufe des Dramas auf die Spitze getrieben, um mit einem — Theaterkoup zu enden. Aus der glühenden Patriotin wird die Verteidigerin des Bestandes der Republik gegen jeden Angriff, auch gegen den des eignen Gatten; zu dessen Verhaftung ruft sie selbst im entscheidenden Momente die Wachen herbei, nachdem sie schon den ihr bekannt gewordenen Anschlag gegen den Adel den Behörden verraten, ehe sie etwas von der Teilnahme ihres Gatten wußte. Wenn dieses Gebahren der Gattin befremdend, ja abstoßend wirken muß, so wird ihr Verhalten in der letzten Szene des Stückes in seiner Unnatürlichkeit fast unverständlich. Als Lohn für ihren Verrat an dem Gatten bittet sich Angiolina das verwirkte Leben des nun schwachsinnig gewordenen Dogen aus, um diesen selbst über sein Schicksal entscheiden zu lassen — und diese Entscheidung steht doch von vornherein fest. Der Doge spielt hier eine traurige, unwürdige Rolle, die Dogaressa tritt, wie im ganzen Stück, so besonders hier, ohne Grund allzusehr hervor. So gibt Lindner, ebenso wie Delavigne, den

poetiſchen Erfolg um des dramatiſchen willen preis. In letzterer Hinſicht dagegen zeigt er ſich Byron und auch Delavigne überlegen. Von beiden abweichend beginnt er ab ovo — mit der Wahl des Marino Falieri zum Dogen, dem zugleich — aus Staatsräſon — die verwaiſte Patriziertochter Angiolina Loredano zur Gemahlin beſtimmt wird. So läßt er uns von vornherein einen Einblick in die derzeitigen Verhältniſſe gewinnen, aus denen ſich die weiteren Vorgänge leichter erklären laſſen. Dabei iſt in den nur vier Akten ſeines Dramas an lebhaft bewegten Szenen kein Mangel, während der Dialog nur ſelten eintritt. Endlich erzielt er durch ſeine vielfachen, oft — wie uns ſcheint — unberechtigten Veränderungen in einer Reihe von Szenen die hohe dramatiſche Wirkung, welche der Byronſchen Tragödie faſt vollſtändig abgeht.

Zu kurzer Beſprechung gelangte ſodann noch eine zweite deutſche Bearbeitung, diejenige von Martin Greif (Wien 1879), ſowie eine engliſche aus der allerneueſten Zeit, von Alg. Charles Swinburne (London 1885). Während die deutſche Dramatiſierung in ihrer äußeren Anlage größere Ähnlichkeit mit der Lindnerſchen Kompoſition zeigt und dadurch von Byrons Vorbild ſich in mancher Richtung entfernt, lehnt ſich das zweite engliſche Drama über unſern Stoff äußerlich wohl allzu eng an die erſte Bearbeitung desſelben an, infolge deſſen das Urteil in dramatiſcher Hinſicht noch ungünſtiger ausfallen muß, als bei Byron. Zur Charakteriſierung des Greifſchen Dramas iſt zu bemerken, daß es weſentliche Züge aus der Hoffmannſchen Novelle entlehnt — u. a. führt bei ihm wie bei Hoffmann die Dogareſſa den Namen Annunziata deren Vormund bei Beiden Badoer, der bei Byron ganz fehlt —; auch die ihm von der Geſchichte an die Hand gegebenen Daten verwertet er in ausgiebiger Weiſe: Marinos Töchter aus erſter Ehe, deren Namen Pinola und Luigia wir durch den Hiſtoriker erfahren, ſpielen bei ihm wichtige Rollen; endlich führt er, in wohl bewußter Anlehnung an bekannte Muſter, völlig neue Geſtalten und Motive ein. Die Rolle der Dogareſſa iſt, der ganzen Anlage entſprechend, lediglich die der treuen Gattin und

der für das Glück der Kinder ihres Gatten beſorgten Mutter. Die Handlung ſchreitet lebhaft vorwärts, die Intrigue iſt mit Geſchick angelegt und konſequent durchgeführt, ſo daß dem Ganzen dramatiſcher Erfolg wohl geſichert ſcheint, obgleich die Sprache nicht immer auf der Höhe der Handlung ſteht und die Verſe an Vollkommenheit Manches zu wünſchen übrig laſſen.

Über das jüngſte in der Reihe der Marino Falieri-Dramen war nur wenig Bemerkenswertes zu berichten. Swinburne, bekannt als hervorragender Lyriker, hat hier nicht viel mehr als eine Erneuerung der Byronſchen Tragödie geboten, mit wenig neuen Motiven, unter Einführung des melodramatiſchen Elementes und Vermehrung der Dialoge und Monologe; die Reden ſind ins Unendliche ausgeſponnen, zumal die des Dogen, welche, in der zweiten Hälfte des Stückes, zeitweiſe eine nur ſcheinbare Unterbrechung durch einen aus der benachbarten Markuskirche ertönenden Chorgeſang erfahren, der zu des Redenden Stimmung das Leitmotiv gibt. Rühmend hervorzuheben iſt dem gegenüber die kraft- und ſchwungvolle und ſtets würdige Sprache, die in Verbindung mit dem ſorgfältig gebauten Verſe den hochbegabten Dichter verrät, deſſen Talent aber, wohl noch weniger als das Byrons, auf dem Gebiete des Dramas richtige Verwendung finden dürfte.

Indem ſo die Betrachtung einiger der hervorragenden Dramatiſierungen des Marino Falieri-Stoffes uns am Ende in die Nähe des Ausgangspunktes, des Byronſchen Dramas, zurückleitet, wendet ein dramatiſches Ereignis der neueſten Zeit unſere Aufmerkſamkeit auf jenes älteſte unter dieſen Dramen ſelbſt hin. Zu Anfang des Monats März ds. Js. fand in Meiningen die Darſtellung einer im Auftrage des Herzogs von Meiningen durch Arthur Fitger angefertigten Bearbeitung des Byronſchen Marino Falieri ſtatt, welche, ganz abgeſehen von ihrem äußeren Erfolge, von der Unvergänglichkeit jenes Werkes beredtes Zeugnis ablegt. —

In der Sitzung am 27. Mai 1886 ſprach Herr Dr. Junker über den allegoriſch-moraliſierenden Romans: »Les echecs amoureux« und ſeine Schilderung des ausgehenden 14. Jahr-

hunderts. Da dieser Vortrag in der nächsten Sitzung im Juni fortgesetzt wurde, so wird das Referat über diese beiden Vorträge im nächsten Hefte der Berichte folgen.

Außer den vorerwähnten vier wissenschaftlichen Sitzungen kamen die Mitglieder der Abteilung wöchentlich einmal in zwangloser Weise zusammen zur Pflege gemeinsamer Lektüre und Unterhaltung in französischer und englischer Sprache.

5. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden in diese Abteilung aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:

Herr August Freuzel, hier.
„ Telesfor Szafranski, Marienburg i. Pr.
„ Max Ziegert, hier.

b) ohne Stimmrecht:

Herr Dr. J. Goldschmidt, hier.

In der internen Sitzung am 12. Januar 1886 wurden in den Vorstand gewählt:

Herr Dr. Wilhelm Jordan als Vorsitzender, Herr Direktor Dr. Rehorn als stellvertretender Vorsitzender, Herr Dr. Ewald Böcker als Schriftführer.

In dieser und der darauffolgenden Sitzung am 10. Februar sprach Herr Direktor Dr. Rehorn über:

„Die Sage vom ewigen Juden und die gleichnamige Dichtung Goethes".

Als vor etwas mehr als einem Jahrhundert die deutsche Dichtung einen so gewaltigen Aufschwung nahm, daß sie alle Gesetze des Hergebrachten durchbrach und sich neue Bahnen suchte, wandte sie sich bald solchen Stoffen mit Vorliebe zu, welche mit der heimischen Sage in verwandtschaftlicher Verbindung standen. Obenan stand die Faustsage. Diesem Zuge ist die Dichtung seitdem treu geblieben. Was von vorne herein die Kunst gerade diesen Sagengestalten entgegenführte, war ihr wohl unbewußt; mit der Zeit jedoch fand sie das Verständnis dafür, daß sie auf diesem Wege das Herz des Volkes zu rühren

vermöchte, denn trotz des Untergangs der eigentlichen Volksdichtung waren diese Stoffe der Erinnerung des Volkes nicht abhanden gekommen; die Volksbücher hatten die alten mit Vorliebe gepflegten Überlieferungen lebendig erhalten. Neben der Faustsage traten in den Vordergrund der Tannhäuser, Don Juan, Lohengrin, der fliegende Holländer, der wilde Jäger, die Riesengestalten der Nibelungen; zu der Poesie gesellte sich bald die Musik, um diese alten, durch die Tradition geheiligten Figuren vor den Augen des Volkes lebendig wieder auftreten zu lassen.

Alle diese Sagengestalten überragend und dem Faust ebenbürtig steht Ahasver der ewige Jude. Ohne in die entlegenen Zweige der Literatur zu greifen ließen sich ohne Mühe etwa 40 Dichtungen nennen, welche um diesen Mittelpunkt sich zusammenschließen; keine Form der Poesie ist unversucht geblieben; Roman, Novelle, Epos, Rhapsodie, Lyrik und Drama sind zur Einkleidung verwendet worden. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß derselbe Dichter, welcher sich der Faustdichtung zuwandte und derselben die endgiltig abgeschlossene Gestalt verlieh, auch der erste war, welcher den Plan erwog, den ewigen Juden zum Träger einer weitangelegten epischen Dichtung zu machen. Goethe hat diesen Plan bekanntlich nicht ausgeführt. Gleichwohl behält die Thatsache immerhin ihre Bedeutung. Auch das wenige, welches zur Ausführung gekommen ist, ist bedeutend; mehr Beachtung jedoch verdienen seine eigenen Angaben, wie er auf diesen poetischen Stoff geführt worden sei, und die Erwägungen, warum er von der Ausführung wohl Abstand genommen haben mag.

Auf jeden Fall steht der Entwurf seines Gedichtes dem Plane nach einzig da; keiner der späteren Bearbeiter dieses poetischen Stoffes hat sich ihm angeschlossen. Mag der Grund zunächst darin gesucht werden, daß Goethe nur das Volksbuch kannte, daß jedoch die weiteren Zeugnisse über die innige Verschmelzung von dessen Inhalt mit dem Leben und Dichten des Volkes ihm fremd geblieben waren. Wir übersehen nunmehr eine lange Reihe von gut bezeugten Daten, daß bis auf unsere

Tage der Volksglaube nicht aufgehört hat, an der Realität des ewigen Wanderers festzuhalten. Über die Geschichte dieser Sage greifen die historischen Nachweise bis auf das Jahr 1228 zurück. Der bekannte englische Chronist Matthäus Paris, Mönch im Kloster St. Albans, berichtet, daß in dem genannten Jahre ein armenischer Bischof auf einer Pilgerfahrt in das Kloster St. Alban gekommen sei, um die Gebeine des Heiligen zu verehren. Während dessen längerer Anwesenheit kam es zu mancherlei Austausch zwischen dem Gefolge des Bischofs und den Klosterleuten; unter Anderem richtete man an den Bischof die Frage „nach jenem Joseph, über welchen unter dem Volke viele Reden in Umlauf sind, daß derselbe bei dem Leiden unseres Herrn zugegen gewesen sei und mit ihm gesprochen habe, und daß derselbe noch lebe bis auf den heutigen Tag zum Beweise der Wahrheit der christlichen Lehre, ob er denselben jemals gesehen oder von ihm gehört habe ꝛc.". Der Dolmetscher des Bischofs antwortete in dessen Namen: „Gewiß kennt mein Herr jenen Joseph wohl, denn kurz vor unserer Abreise nach dem Okzident speiste derselbe an dem Tische meines Herrn des Erzbischofs; er hat ihn oft gesehen und reden hören." Nach dem nun folgenden ausführlichen Berichte war jener Joseph ehedem Pförtner im Palaste des Pilatus und hieß Kartaphilus. Als die Juden den Verurteilten von dem Richterstuhle des Pilatus schleppten um ihn zum Tode zu führen, schlug ihm Kartaphilus verächtlich mit der Faust in den Nacken und sprach spottend: „Gehe, Jesus, immer schneller, was zögerst du?" Darauf blickte ihn Jesus mit ernster Miene an und sagte: „Ich gehe, aber du sollst warten, bis ich wiederkomme". Und so wartet nach des Herrn Wort jener Kartaphilus noch bis heute. Zu jener Zeit war er 30 Jahre alt; jedes Mal, wenn seitdem wieder 100 Jahre verflossen sind, wird er von einer Schwäche ergriffen und fällt in eine Art Ohnmacht; dann aber wird er wieder gesund, lebt wieder auf und erscheint wieder in dem Alter, in welchem er stand zur Zeit, als der Herr litt. Als nach Christi Tod der katholische Glaube immer mehr sich verbreitete, ließ Kartaphilus sich von Ananias taufen und wurde

Joſeph geheißen. Meiſtens hält er ſich auf in den beiden Armenien oder auch in anderen Gegenden des Morgenlandes, lebt unter Biſchöfen und anderen Prälaten als ein Mann von heiligen Sitten und heiliger Rede, der wenige und vorſichtige Worte macht oder überhaupt gar nicht ſpricht, es ſei denn, daß er von den Biſchöfen und heiligen Männern gefragt wird. Dann aber berichtet er von den Dingen aus alter Zeit . . . und das alles ohne Lachen und leichtfertige Reden . . . Alle angebotenen Geſchenke weiſt er zurück, denn er iſt mit mäßiger Koſt und Kleidung zufrieden . . ." Es iſt nicht zu überſehen, daß im Abendlande zu jener Zeit die Nachrichten über jenen Joſeph ſchon verbreitet waren. Wir werden nicht irren, daß mit den zahlreichen Sagen, welche dem Abendlande durch die Kreuzzüge zugeführt wurden, auch dieſe Kunde aus dem Orient gebracht worden war; dieſe Thatſache wird in einer anderen gleichzeitigen flandriſchen Quelle ſogar ausdrücklich bezeugt; daß dieſelbe jedoch von der abendländiſchen Litteratur verwertet worden oder wieder ins Volk gedrungen ſei, davon erfahren wir nichts. Dieſem Kartaphilus fehlt zur Übereinſtimmung mit Ahasver auch ein Hauptmoment: er wandert nicht ruhelos durch die Welt, ſo weit ſie iſt; er wechſelt nach Belieben ſeinen Aufenthalt innerhalb enger Grenzen und verweilt bei frommen Leuten als ein gerngeſehener hochgeehrter Gaſt; kein Fluch heftet ſich an ſeine Sohlen, und kein Unheil droht dem Orte, an dem er ſich gezeigt hat; vielmehr wird er als ein Weltwunder betrachtet (nach einer zweiten Stelle des M. Paris) und gilt als ein beſonders kräftiger Beweis für die Wahrheit des Chriſtentums.

Goethe kannte nur das Volksbuch vom ewigen Juden. Dasſelbe gründet ſich auf den pſeudonymen Bericht eines Chryſoſtomus Duduläus Weſtphalus, welcher ſich auf die mündliche Ausſage des bekannten, 1598 als Generalſuperintendent zu Schleswig verſtorbenen, Dr. Paulus von Eitzen beruft. Dieſes Mannes Zeugnis ſoll das erſte Auftreten des ewigen Juden auf deutſchem Boden beſtätigen; im Jahre 1547 ſei Ahasver in einer Kirche zu Hamburg während der Predigt er-

ſchienen, habe durch ſein fremdartiges Ausſehen Staunen erregt und ſei nach Schluß des Gottesdienſtes von Eitzen ſowie von anderen glaubwürdigen Männern befragt worden und habe ſich als den Schuſter aus Jeruſalem bezeichnet, welcher Chriſtum vertrieben habe, als derſelbe auf dem Wege nach Golgatha ſich an der Schwelle ſeines Hauſes angelehnt habe um auszuruhen . . . Auch in Hamburg antwortete Ahasver auf alle Fragen ſorgſam und genau; in Speiſe und Trank war er äußerſt mäßig; von Almoſen nimmt er nur eine Kleinigkeit, um ſogleich das Geld an die Armen weiter zu ſchenken; er ſpricht alle Sprachen; ſein ganzes Auftreten war beſcheiden und ehrerbietig; niemals lachte er; über jedes frevelhafte Wort wurde er dagegen heftig erzürnt und wies die Fluchenden ſtrenge zurecht.

Dieſer Bericht ſteht am Anfange einer ganzen Flut von Nachrichten über das Auftreten des ewigen Juden an den verſchiedenſten Orten des kontinentalen Europa. Sie ſind ſorgſam geſammelt und bilden ein merkwürdiges Kapitel aus der Geſchichte des Volksglaubens oder auch des Aberglaubens innerhalb des 16. und 17. Jahrhunderts. Aber immer iſt ſein Erſcheinen ein flüchtiges geweſen; darum hat es nie gelingen mögen den Schleier ſeines Geheimniſſes ganz zu lüften; die Geſchichte iſt ſeiner nie habhaft geworden; wie ein Fauſt, Don Juan, iſt auch er eine echt poetiſche Figur geblieben, vielleicht die größte unter ihnen. Der Dichtung fällt daher auch allein die Berechtigung zu, den Inhalt dieſes alten Mythenſtoffes zu deuten. Ihm gegenüber befindet ſie ſich ſogar in einer ausnehmend günſtigen Lage. Zu den Wurzeln der Sage, welche ſich weit hinauf in die orientaliſche Tradition, in den Koran wie in das Alte Teſtament verfolgen laſſen, geſellt ſich ihre unzweifelhafte Verwandtſchaft mit der altdeutſchen Götterſage: auch Odin wandert über die Erde als viator indefessus (nach Saxo), oder als „Gangrado“ oder „Gangleri“ wie die Edda ihn nennt. Jedoch haben ſich bei dem weiten Spielraum, welcher der poetiſchen Geſtaltung offen gelaſſen wird, mit der Zeit drei ſcharf hervortretende charakteriſtiſche Merkmale herausgebildet: er muß wandern wegen einer Unthat, die ihres Gleichen

nicht hat; der Fluch, welcher auf ihm laſtet, läßt ihn die ſehnſuchtsvoll geſuchte Ruhe des Todes nicht finden; dieſer Fluch iſt jedoch nur zeitlich und ſoll gehoben werden, wenn das große Endgericht eintritt. Welch reicher Stoff für die poetiſche Geſtaltung; wie ſchön gegliedert durch ſcharf gezogene Grenzlinien! Welcher Anreiz für den poetiſchen Genius, dieſen Stoff von neuem zu beleben und ihm eine Seele einzuhauchen!

Goethe kannte, wie geſagt, außer dem Volksbuche wohl nichts von den inzwiſchen zuſammengetragenen archivaliſchen und ſagengeſchichtlichen Materialien. Um ſo intereſſanter muß es ſein zu erfahren, was gerade er aus der Figur des Ahasverus zu machen gedachte. An drei Stellen ſeiner biographiſchen Aufzeichnungen (im 15. und 16. Buche von Wahrheit und Dichtung, ſowie in der italieniſchen Reiſe, Brf. v. Terni d. 27. Oktbr. 1786) erwähnt er ſeinen Plan. Zwiſchen dieſen Daten liegt ein Zeitraum von wenigſtens 13 Jahren, ein Beweis, daß ſeine Abſicht dieſen Plan auszuführen, keine flüchtige war. Über die Anlage und Tendenz ſeiner Dichtung ſpricht er ſich eingehend aus. Der erſte Anſtoß iſt zu ſuchen in dem Widerſpruch, in welchen ſich ſeine frühere leidenſchaftliche Neigung zur Brüdergemeinde verwandelte, als er ſeinen Gegenſatz zu deren dogmatiſchen Anſchauungen gewahrte. Da ergriff ihn „der wunderliche Einfall, die Geſchichte des ewigen Juden epiſch zu behandeln, um an dieſem Leitfaden die hervorſtechenden Punkte der Religions- und Kirchengeſchichte nach Befinden zu behandeln". Der Schuſter Ahasverus war in Jeruſalem eine beliebte Perſönlichkeit, „weil er bei offener Werkſtatt ſich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, ſie neckte und auf Sokratiſche Weiſe jeden nach ſeiner Art anregte". „Phariſäer und Sadduzäer ſprachen zu, und begleitet von ſeinen Jüngern mochte der Heiland ſelbſt wohl auch manchmal bei ihm verweilen". Der Schuſter faßte eine beſondere Neigung zu unſerm Herrn, „die ſich hauptſächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, deſſen Sinn er nicht faßte, zu ſeiner eigenen Denk- und Handelsweiſe bekehren wollte. Er lag daher Chriſto ſehr inſtändig an, doch aus der Beſchaulichkeit herauszutreten, nicht mit ſolchen

Müßiggängern im Lande herumzuziehen . . ." Er beſorgt, daß aus der Verbindung Chriſti mit dem Volke „notwendig Unruhen und Aufſtände erfolgen" und Chriſtus „ſelbſt genötigt ſein würde ſich als Parteihaupt zu erklären, was doch unmöglich ſeine Abſicht ſei". Die Aufregung des Schuſters wird noch heftiger, als nach Chriſti Gefangennahme und Verurteilung Judas zu ihm kommt und klagt, daß Jeſus die feſte Überzeugung, er werde ſich als Regent und Volkshaupt erklären, getäuſcht und ſie in den traurigſten Zuſtänden zurückgelaſſen habe. Als bald darauf Chriſtus an der Werkſtatt des Schuſters vorbei zum Tode geführt wird . . . „tritt Ahasverus hervor, nach hart verſtändiger Menſchen Art, die, wenn ſie jemand durch eigene Schuld unglücklich ſehen, kein Mitleid fühlen . . . er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beſchuldigungen verwandelt, wozu ihn ſeine Neigung für den Leidenden zu berechtigen ſcheint".

Über ihn erſchallt der Fluch: „du wandelſt auf Erden, bis du mich in dieſer Geſtalt (des Verklärten) wieder erblickſt". Nun beginnt ſeine Wanderung. Auf derſelben ſollte er auch bei Spinoza eintreten, und dieſen Beſuch hatte ſich Goethe als „ein wertes Ingredienz zu jenem Gedichte ausgedacht"; wiewohl er ſich mit ſolchen Gedanken beſonders gerne beſchäftigte, kam er doch nicht dazu etwas aufzuſchreiben; die Wertherzeit und ihre Stürme brachten ihn auf andere Wege, und das Gedicht blieb liegen. Er unterließ es auch, die Fragmente in die Geſamtausgabe ſeiner Werke aufzunehmen; ſie wurden erſt nach ſeinem Tode zum Druck gebracht (1836). Soviel der Plan erkennen läßt, war die Figur des Ahasver durchaus originell gedacht, derb und völlig reflexionslos; nichts von dem finſteren, grübelnden Geiſte, mit welchem ſpätere Dichter ihn erfüllten, kein Greis, welcher auf Generationen zurückſchaut, ſondern ein thatkräftiger Mann, der ganz ſeiner Zeit angehört. Die Ausführung dagegen iſt nicht bis zu dem Punkte gediehen, daß Ahasver ſelbſt eingeführt wäre; die Einleitung und ſodann eine Reihe von abgeriſſenen Sätzen, die nicht ohne Zwang in einen Zuſammenhang ſich bringen laſſen, voller Kraftausdrücke und

kecker Meinungen, ganz in Stil und Ton der Sturm- und Drangperiode. Wenn Goethe selbst anführt, das Gedicht sei nicht vollendet worden, weil es ihm an Zeit und Sammlung zu den erforderlichen Studien gefehlt habe, und weil andere Pläne und Ideen (Prometheus, Faust) dazwischen getreten seien, so ist diese Begründung wohl nicht ganz für voll zu nehmen: gelegentliche spätere Äußerungen lassen keinen Zweifel, daß er zu diesen Jugendgedichten mit der Zeit eine ablehnende Haltung eingenommen hatte; aber auch nahe liegende innere Schwierigkeiten, welche der Ausführung der geplanten Dichtung sich entgegenstellten, werden von Goethe berücksichtigt worden sein. So derb und plastisch die Figur des Schusters gedacht war, so abstrakt waren die Ideen, welche in den einzelnen Phasen der Religions- und Kirchengeschichte der Titelfigur gegenüber gestellt werden sollten. Wer möchte bezweifeln, daß es Goethe gelungen sein würde, auch diese Personifikationen in Gestalten von Fleisch und Blut zu verwandeln; immerhin bleibt es mehr als fraglich, ob die plastische Epik des Planes sich hätte beibehalten lassen. Schon mancher Plan ist nach der ersten Begeisterung der Konzeption aus ähnlichen Gründen unausgeführt geblieben. Doch haben diese Reflexionen nur den Wert von Vermutungen; Goethes eigene Intentionen liegen für uns im Dunkeln.

Die allgemeine Auffassung hat sich in neuerer Zeit dahin geeinigt, daß Ahasver als der Repräsentant des über die ganze Erde zerstreuten Judenvolks anzusehen sei. W. Menzel wird gewöhnlich als der Vater dieses Gedankens genannt; thatsächlich ist diese Deutung viel älter: schon die Volkssage steht derselben nicht ferne; die neuere Dichtung greift indessen viel weiter zurück, bis auf den „Erstgeborenen der Ungeborenen, der Erschaffenen", bis auf den ersten Mörder, Kain. Zu dieser Erweiterung der Perspektive berechtigt, außer anderen Gründen, schon die oben erwähnte Vertiefung der Sagenforschung. Damit hat der Stoff für die Poesie eine Bedeutung gewonnen, welche denselben der Faustsage ebenbürtig an die Seite stellt. Auf den Meister, welcher diesem Stoffe auch die ebenbürtige Form geben wird, warten wir noch.

In der auf den 10. März anberaumten Sitzung wurde beschlossen, daß der angekündigte Vortrag des Herrn Dr. J. Goldschmidt: „Über Schillers Verhältnis zur Bibel" erst in der nächsten Sitzung am 7. April 1886 gehalten würde. Der Vortragende begann damit, daß im vorigen Jahrhundert der lernenden Jugend eine genaue Kenntnis der Bibel eingeprägt zu werden pflegte, was, den Geist anregend, befruchtend oder zum Widerspruch reizend, einen hervorragenden Einfluß auf Erziehung, Charakter und Leistungen übte. Aus der Literatur können Bodmer, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe als Beispiele gelten. Demnach findet man es natürlich, daß auch des kleinen Schiller erste Jugendeindrücke im religiösen Elternhause von der Bibel ausgingen. Seine Schwester Christophine merkt ausdrücklich an, daß der 5jährige Knabe den Vater gern Stellen aus der Bibel vorlesen hörte. In Lorch unterstützte der würdige Moser die Neigung des kleinen Friedrich, der hier schon seiner frommen Mutter Wunsch, Theologie zu studieren, zum seinigen machte. In Ludwigsburg auf der Lateinschule blieb er dem Plane noch treu; aber weder auf der Solitüde noch in Stuttgart konnte er ihn verfolgen, zum eigenen wie der Eltern Leidwesen. Allein während der Beschäftigung mit der Jurisprudenz und der Medizin vertiefte er sich in die Lektüre der Bibel, wozu er durch die Begeisterung für Klopstock und P. Gerhardt noch besondere Anregung empfing. Er hielt sogar in Gesellschaft Anderer Andachtsübungen, und es ist nicht unwesentlich zu bemerken, daß der durch geistige Anlagen hervorragende und für Poesie empfängliche Knabe im Alter von 14 Jahren die Kühnheit hatte, Moses in einem Epos zu verherrlichen. Es war dabei gewiß ebenso auf eine bloße Nachbildung der Messiade abgesehen, wie beim Drama Absalon Gerstenbergs Ugolino vorschwebte. Von beiden Entwürfen ist nichts auf uns gekommen, trotzdem gelten sie als Zeugnis, daß der heranreifende Jüngling eine feste Kenntnis der Bibel erstrebte. Daß er sie auch erlangte, geht aus dem Erstlingsdrama, den Räubern, hervor. Denn nicht bloß unzählige kleine Wendungen, sondern ganze Sätze und Reden Daniels, Mosers, einzelner Räuber, Karls,

beſonders Franzens und des Grafen Moor, aus dem Pentateuch, den Pſalmen, Daniel und Ezechiel (Genaueres bei Boxberger) entnommen, bezeugen die bewußte Anlehnung des Dichters an das Teſtament, zumal an das alte. Wie dem jungen Stürmer auf der einen Seite der mediziniſche Cynismus dazu diente, der Sprache Natürlichkeit zu verleihen, ſo wollte er ſie auf der andern durch die Nachahmung des Pathos der Bibel heben. Von geringer Bedeutung iſt es, wenn Schiller 1783, um die Ländergier des Koburger Herzogs gelegentlich der Erkrankung des Meininger Fürſten zu geißeln, ſich des in der Bibel erzählten Zuges des Aſſyrerkönigs Sanherib vor Jeruſalem erinnert. Das launige Pasquill aus Bauerbach bekundet naturgemäß nur eine oberflächliche Berührung mit der Bibel.

Indem der Vortragende zur zweiten Schaffensperiode Schillers übergeht, hebt er hervor, daß dieſelben Eigenſchaften des Geiſtes, welche den hinreißendſten deutſchen Dramatiker und den philoſophiſchen Lyriker auszeichneten, das nüchterne Urteil des Geſchichtsforſchers verhinderten. Bei aller Pracht der Sprache und mancher glänzenden Auffaſſung im Einzelnen können die größeren hiſtoriſchen Werke nicht als wahre Bilder der geſchilderten Zeiten gelten. So beruhen denn auch zwei in der Thalia veröffentlichte, auf die Bibel zurückgehende, Aufſätze von 1790 keineswegs auf eignen Studien, ſondern ſind Mitteilungen fremder Arbeiten, deren Inhalt der Dichter einem größeren Kreiſe zugänglich machen wollte. Der erſtere „Etwas über das erſte Menſchengeſchlecht nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde" iſt nur die Erweiterung der Gedanken Kants, die in einem ähnlich betitelten Aufſatz erörtert ſind. Da Schiller aber ſeine Quelle verſchweigt, glaubt der Vortragende um ſo eher auf eine genauere Beſprechung eingehen zu ſollen, als die Abweichungen von Kants Anſichten zahlreich genug ſind, um die Abhandlung dem Dichter eigentümlich zu nennen. Kants vorſichtiger Vertiefung in die Berichte des Textes tritt Schiller, ohne deſſen Ergebniſſen etwa an der Hand der Bibel zu folgen, mit dem Rationalismus ſeiner Zeit entgegen. Er verſteht unter dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde die Beibehaltung der

nackten Thatsachen und ihrer Reihenfolge und sucht die Entwicklung des Menschengeschlechts zu selbständiger Thätigkeit, zur Häuslichkeit, zu verschiedenen Lebensweisen, zur Gliederung nach Ständen und zur Monarchie darzuthun. Die Entstehung des Jagdkönigtums schließt sich nach des Vortragenden Ansicht ohne Zwang an den Schrifttext an; belanglos ist die Darlegung der Familientugenden, aber schon bei den Beschäftigungen der ersten Menschen mit Ackerbau und Viehzucht verfährt Schiller selbständig und unterläßt selbst die Erwähnung der Gewerbe und Künste, weil er damals über ihre Entstehung seine eignen Ansichten hatte. In offenen Widerspruch zur Bibel tritt er, wenn er die Überschwemmung nur in zeitlichem, nicht in kausalem Zusammenhange mit dem Verfall der Sitten auffaßt, am meisten aber in der Kant entlehnten Darstellung des Aufenthalts im Paradiese und der Auswanderung aus demselben. Während nach den Textworten die Arbeit schon im Garten waltet, und der Instinkt den unerlaubten Genuß verschuldet, erscheint hier das Leben der Menschen als ein stumpfsinniges, tierähnliches, bis die Vernunft den Ungehorsam wagt. In der Vertreibung aus dem Eden erblickt Schiller den Übergang des Menschengeschlechts zu der Lebensweise freihandelnder, moralischer Wesen eben zur selben Zeit, wo er in den „Künstlern" die Aufgabe, die Menschen vom instinktiven zum selbstbewußten Handeln hinüberzuleiten, nicht der Vernunft zuerkennt, sondern der Schönheit, der Urania mit abgelegter Sternenkrone.

Auf den Inhalt des zweiten Schriftchens über einen biblischen Stoff, die Sendung Moses, aus derselben Zeit, geht der Vortragende wenig ein, weil Schiller selbst die Verantwortung für das Vorgebrachte dadurch einigermaßen abweist, daß er seine Quelle nennt. Im Journal für Freimaurerei von (5784) 1784—1786 stehen einige, nach Janssen von Professor Reinhold herrührende Abhandlungen über Mysterien, die Schiller ihrem wesentlichen Inhalte nach einem größeren Leserkreise hat kundgeben wollen. Er hat nur die Originale des gesamten maurerischen Beiwerks und der Beweisstellen entkleidet, aber alle Urteile daraus herübergenommen, namentlich die Charakteristik

des Moſes und ſeines Volkes, den Zuſammenhang mit der ägyptiſchen Geheimlehre, die Beeinträchtigung des univerſellen durch den nationalen Gottesbegriff. Verdiente demnach die Abhandlung wegen ihrer geringen Selbſtändigkeit in Ideen und Daten die Beachtung nicht, die ihr ſeitens der Bibelkenner aller Konfeſſionen gezollt worden, vor kurzem noch von L. v. Ranke, ſo erhellt doch aus den beiden Aufſätzen ſo viel, daß Schiller ſich nicht mehr auf dem ehemaligen Standpunkt unbefangener Rezeptivität befand, ſondern der Bibel mit vollem Bewußtſein ſchroff gegenüberſtand.

Doch hat der Dichter dieſe Epoche überwunden und ſich zu größerer Klarheit emporgerungen. Nach der Ausartung der Revolution zeigt er eine veränderte politiſche und religiöſe Lebensanſchauung in den lyriſchen wie in den dramatiſchen Dichtungen, eine Neigung, ſich mit dem poſitiven Glauben auszuſöhnen. Nun betrachtet er auch die Bibel zuerſt von dem Standpunkte aus, wo man den genialen Dichter zuerſt erwarten ſollte, dem äſthetiſchen. Gerade in demjenigen Stücke, das den Rationalismus mit Abſicht bekämpft, der Jungfrau von Orleans, die er aus Voltaireſcher Verunglimpfung hervorziehen und mit einer Glorie umgeben will, bedient er ſich bei der Umbildung des Stoffes der bibliſchen Figur des Simſon. Die Geſchichte bot ihm nur die höhere Eingebung, keine tragiſche Schuld, keinen würdigen Ausgang, wodurch die mittelalterliche Wunderthäterin dem Zuſchauer erſt menſchlich näher gebracht wird. Eine gewiſſe Vorliebe für Simſon geht übrigens aus der Erweiterung hervor, die Schiller in der Bürgſchaft mit der überlieferten Sage vorgenommen. Schon die ſieghafte Beſitznahme Paläſtinas durch die Philiſtäer kann mit den Fortſchritten der Engländer im Lande der feige zurückweichenden Franzoſen verglichen werden. Warum der Himmel gerade dieſen Knaben und dieſes Mädchen erkor, wäre eine müßige Frage; aber ſelbſtändige, in ſich gekehrte Charaktere waren beide. Doch eine Bedingung knüpft ſich an die Begnadigung mit übermenſchlicher Kraft: die Entſagung; jedoch tritt für das Naſiräertum mit Recht das Keuſchheitsgelübde ein. In beiden Fällen bildet die Liebe zum Feinde die

Schuld. Aus Rückſicht auf die Geſchichte gerät Johanna noch nicht in die Hände der Engländer, um die Schuld zu büßen, ſondern führt erſt den König nach Rheims, flieht aber dann in die Einſamkeit. Der Zug, ſie hienieden in größte Erniedrigung zu bringen, ſtammt wiederum aus der Bibel. Von den Juden vergeſſen, von den Feinden verſpottet, muß der Held Simſon, geblendet, gefeſſelt und eingekerkert, an der Mühle drehen; zum körperlichen tritt das Seelenleiden. Auch der Jungfrau mangelt des Leibes Notdurft, und die Köhlerſzene zeigt deutlich die tiefe Erniedrigung der als Hexe angeſehenen. Aber dem Himmel gilt die Geduld in der Ertragung des Jammers als Reue, und die Heldin kann auf Erden wieder zu Ehren kommen, wenn auch das Leben einmal verwirkt iſt. Von den Engländern gefangen, muß ſie die widerwärtigſten Spottreden im Turm anhören, ähnlich dem Simſon beim Dagonfeſte der Philiſtäer. Allein ſie hat jede irdiſche Neigung überwunden, ſie kann wieder beten, ſie fühlt darnach neue Kraft, ſprengt die Feſſeln, ſtürzt ſich in die tobende Schlacht und fällt als Siegerin. So war dem Simſon ſein Haar wieder gewachſen, er betete, lehnte ſich an die Pfoſten des Gebäudes und begrub ſterbend tauſende der Feinde unter den Trümmern. Endlich, wie die trauernden Angehörigen den Helden aus dem Schutt ziehen, ihn im Triumphe nach der Heimat führen, um ihn ehrenvoll zu beſtatten, ſo bedecken die franzöſiſchen Heerführer die ruhmgekrönte Johanna mit ihren Fahnen. Die dargelegte Vergleichung findet eine äußere Beſtätigung in Johannas Gebete vor der Endſchlacht, indem ſie ſich darin ausführlich auf Simſons gleiche Lage beruft.

An der ſich an den Vortrag anſchließenden Diskuſſion beteiligten ſich außer dem Vortragenden die Herren Dr. Wilhelm Jordan und Dr. Veit Valentin.

Das Referat des Vortrags in der darauffolgenden Sitzung am 19. Mai, in welcher Herr Max Ziegert über Wielands Verhältnis zu ſeinen Verlegern ſprach, wird im nächſten Hefte der Berichte folgen, da der Vortrag in der Sitzung am 16. Juni fortgeſetzt und zum Schluß gebracht wurde.

6. Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. jur. W. E. Benkard, hier.
„ Dr. jur. Ernſt Auerbach, „
„ Dr. jur. M. Auerbach, „
„ Dr. jur. J. Burghold, „
„ Dagobert Friedländer, „
„ Dr. jur. J. Grünſchild, „
„ Dr. jur. Gg. J. Haſſel, „
„ Dr. jur. Meißner, „
„ Dr. jur. W. Waldſchmidt, „
„ Dr. jur. Wurzmann, „

b. ohne Stimmrecht:

Herr Pfarrer Battenberg, „
„ Richard Graul, „
„ Otto Hörth, „
„ Dr. phil. Schellhaß, „
„ S. Spier, „
„ Dr. med. Walther-Adams „

In der erſten Sitzung des Jahres 1886 am 4. Januar berichtete Herr Dr. E. Philippſon über das fünfte Theorem des Rodbertus, in welchem dieſer die logiſche Bedeutung des Begriffes „Geld" als allgemeinen Liquidationsmittels in der in Teilung der Arbeit konſtituierten menſchlichen Geſellſchaft erörtert.

In der darauffolgenden Sitzung am 18. Januar 1886 fand die Neuwahl der Vorſitzenden ſtatt. Es wurden gewählt: Herr Stadtrat Dr. Fleſch zum Vorſitzenden und Herr Dr. E. Philippſon zum ſtellvertretenden Vorſitzenden und Schriftführer.

Verſchiedene Mitglieder der Abteilung beantragten die Bildung einer juriſtiſchen Sektion, welche ſich in Ergänzung zu der urſprünglich beſtehenden Abteilung lediglich mit rechtswiſſenſchaftlichen Fragen beſchäftigen ſollte. Der Antrag wurde

genehmigt und zugleich beschlossen, möglichst bald mit den Arbeiten in dieser Abteilung zu beginnen.

Hierauf gab Herr Dr. Flesch einen kurzen Überblick über die Geschichte, die Zwecke, die Statuten und die bisherige Thätigkeit der Gehe-Stiftung in Dresden, deren Programm eingelaufen war. Diese Stiftung, begründet durch Testament des am 22. Juni 1882 zu Dresden verstorbenen Franz Ludwig Gehe mit einem Kapital von Mk. 1800000 verfolge als wesentliche Aufgabe die Verbreitung von Bildung in Bezug auf Gegenstände, deren gründliches Verständnis zu gedeihlichem öffentlichen Wirken vonnöten ist. Dies sei auch eins der Ziele, an deren Erreichung die sozial-wissenschaftliche Abteilung des Hochstifts, wenn auch mit viel beschränkteren Mitteln, arbeite, und deswegen sei gerade für diese Abteilung die Kenntnis von den Einrichtungen und der Arbeitsweise dieser Stiftung wünschenswert.

Herr Dr. Flesch sprach sodann über Ferienkolonien und Knabenhorte.

Dem Hochstift sei der siebente Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung zu Augsburg zugegangen. Dieser Verein habe zu Augsburg eine Erziehungsanstalt für arme aufsichtslose Knaben für die Zeit nach der Schule errichtet, über deren Wirken und Gedeihen der Bericht interessante und eingehende Auskunft erteile. Außerdem erhalte das Hochstift bereits seit längerer Zeit seitens des Vereins Knabenhort in München dessen Zeitschrift, so daß die Mitglieder im Stande seien, sich eingehend mit dem Wesen, den Zwecken und den Erfolgen dieser in den letzten Jahren so vielfach eingeführten Wohlthätigkeitseinrichtung bekannt zu machen. Auch in Frankfurt sei gerade jetzt ein solcher Knabenhort eingerichtet worden. Hierdurch erscheine eine Besprechung der Sache an sich schon angezeigt. Ihm sei aber insbesondere noch aufgefallen, wie in der Diskussion, der Presse u. s. w. die Nützlichkeit und Ersprießlichkeit der Knabenhorte nie in Zweifel gezogen worden sei, während ein anderes gleichfalls der allerneuesten Zeit angehöriges Wohlthätigkeitswerk, die Ferienkolonien, gerade

hier in Frankfurt, gelegentlich des ſtattgehabten Bazars zu Gunſten der Ferienkolonien Gegenſtand einer heftigen Polemik geworden wäre.

Seitens eines Mannes, der um die hieſige Wohlthätigkeit und Armenpflege ſich unleugbare Verdienſte erworben habe (Rechtsanwalt Dr. Ponfick), ſeien die Ferienkolonien als geradezu ſchädlich bezeichnet worden; von anderer Seite ſeien ſie mit Eifer und Wärme verteidigt worden.

Beim großen Publikum ſei, ſo viel er beobachtet habe, von dieſer Polemik ſchließlich der Eindruck zurückgeblieben, daß zwar die Ferienkolonien gewiß ein löbliches Unternehmen ſeien, daß es aber andere Zwecke der Wohlthätigkeit gebe, die wichtiger und bedeutſamer ſeien. Während aber Jeder ſolche andere Zwecke in großer Anzahl zu nennen gewußt habe, der eine dieſe, der andere jene, ſei der Verſuch nie gemacht worden, dieſe verſchiedenen Zwecke — Ferienkolonien, Knabenhorte, Seebäder für kranke Kinder, Anſtalten zur regelmäßigen Verköſtigung armer Schulkinder; Herſtellung geſunder, billiger Wohnungen, Arbeiterkolonien, Kinderbeſchäftigungs-Anſtalten u. ſ. w. u. ſ. w. gegeneinander abzuwägen; beziehungsweiſe einen Maßſtab zu finden, nach dem man gewiſſermaßen durch Vergleich feſtſtellen könne, welche dieſer Zwecke und in wie weit jeder derſelben nützlich und heilſam ſei. Jeder aus dem Publikum habe das ihm zufällig zunächſt eingefallene Wohlthätigkeitswerk als das wichtigſte bezeichnet, und auch die Polemik in der Preſſe ſei mehr nach dem Gefühl als auf Grund klarer und beſtimmter Erwägungen geführt worden.

Gleichwohl laſſe ſich ein ſolcher objektiver Maßſtab finden. Die wohlthätigen Anſtalten ſämtlich verfolgten entweder den Zweck, die Armut inſofern ſie von einem beſtimmten einzelnen Ereignis hervorgerufen worden ſei, in dieſem beſtimmten Fall zu beſeitigen, oder den anderen, die Folgen der Verarmung für den Betroffenen wenigſtens zu *lindern*.

Im erſteren Fall werde durch ihr Eingreifen ein beſtimmter Fall der Notwendigkeit des Eintretens der Wohlthätigkeit weggeſchafft. Wenn der Erkrankte geheilt wird, wenn dem Abge-

brauchten neue Möbel und Handwerkszeug gegeben werden; wenn dem mit der Miete rückständig Gebliebenen die Schuld bezahlt, und dadurch die Exmission abgewandt wird, — sind sie Alle wieder genau in den Stand zurückversetzt, in dem sie vor Eintritt der die Hilfsbedürftigkeit bedingenden Thatsachen waren, und weiteres Eingreifen fremder Hülfe ist nicht mehr nötig. —

Hier sei ein schädliches Wirken der wohlthätigen Handlung an sich undenkbar, und könne höchstens in so fern eintreten, als etwa in Folge der Gesetzgebung u. s. w. es nicht erwünscht sei, daß dem betreffenden Bedürftigen Hilfe seitens privater Anstalten zu Teil würde. So sei es z. B. unter der Herrschaft des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz nicht wünschenswert, daß Personen, die fremd anziehen, Hilfe von Privaten erhalten, weil sie dadurch den Unterstützungswohnsitz hier gewinnen, und die Armenlast der Stadt dauernd vermehren; und Vereine, die sicher sein wollten, zugleich gemeinnützig und wohlthätig zu wirken, mußten dies allerdings auch bei derartigen Unterstützungen beobachten.

Schwieriger liege die Sache für die anderen meist erst der neuesten Zeit angehörigen Vereine, die nicht die Unterstützungsbedürftigkeit in einzelnen Fällen beseitigen, sondern nur eine bestimmte Folge der Armut lindern, und dadurch das Loos der Armen erleichtern wollten. Hierher gehörten die Knabenhorte; die Ferienkolonien, die Arbeiterkolonien, die Verpflegungsstationen; die Vereine zur Beschaffung billiger Wohnungen und dergleichen. Hier müsse stets untersucht werden, welche Rückwirkung auf die Ursachen der Verarmung die Linderung der einzelnen Folge oder Äußerung des Symptoms der Armut habe. Wo die Verarmung in einem zufälligen jetzt der Vergangenheit angehörigen äußeren Ereignis ihre Ursache habe, sei eine solche Rückwirkung allerdings undenkbar; anders sei es aber wo sie einer allgemeinen, stetig und gleichmäßig auf alle Einwohner eines bestimmten Orts oder alle Angehörigen einer bestimmten Klasse einwirkenden Ursache entspringe. Unter diesen Ursachen, die man als die sozialen Ursachen der Ver-

armung bezeichnen könne*), ſtehe aber oben an eine: der geringe Arbeitslohn, der die geringe Konſumfähigkeit der großen Maſſen, den Krebsſchaden unſerer ganzen Volkswirtſchaft bedinge. Die volkswirtſchaftlichen Geſetze, die den Arbeitslohn beherrſchen, laſſen ihn nur zu einer ſo geringen Höhe kommen, daß der Arbeiter bei jeder zufälligen Störung ſeiner Arbeitskraft die öffentliche Hilfe in Anſpruch nehmen muß. Jede ſozialpolitiſche Maßregel, insbeſondere jede Maßregel der Armenpflege ſei hiernach darauf zu prüfen, wie ſie auf den Arbeitslohn einwirke. Laſſe ſie denſelben unberührt, ſei ſie jedenfalls nicht von erſter Wichtigkeit, habe ſie die Wirkung eine Verminderung zu ermöglichen ſei ſie mindeſtens gefährlich; und nur wenn ſie eine dauernde Erhöhung des Arbeitslohnes und damit die Konſumkraft des Volkes erleichtere, ſei ſie wirklich gut.

Von dieſem Standpunkt aus hatten die Ferienkolonien allerdings keine hervorragende Wichtigkeit, ohne aber gerade nachteilig zu ſein. Der Landaufenthalt ſei den durch ungenügende Nahrung und Pflege ſchwächlichen Kindern zu gönnen; obwohl er von nachhaltigem Wert für die Kinder ſelten, und von Einfluß auf die Lage der Eltern nie ſei. Dagegen müßten von dieſem Standpunkt aus Maßregeln wie die obligatoriſche Krankenverſicherung entſchieden begrüßt werden, da ſie nichts enthielten, als zwangsweiſe Hinzufügung eines Betrags zu dem Arbeitslohn, der an ſich von je hätte in demſelben enthalten ſein müſſen (vergleiche Brentano, die Arbeiterverſicherung gemäß der heutigen Wirtſchaftsordnung). Ebenſo ſei auch die Beſchaffung geräumiger, geſunder Arbeiterwohnungen in genügender Anzahl nur zu begrüßen, da nur dadurch eine Steigerung der Anſprüche der Arbeiter d. h. alſo eine Erhöhung ihres standard of life in dieſer Beziehung herbeigeführt werden könnte.

Dagegen erſchienen von hier aus gerade die Knabenhorte

*) Vergl. meine Abhandlung: Über die Urſachen der Armut und die Krankenverſicherung, ſoziale Zeitfragen bei J. C. Bruns in Minden; ſowie meine Rede auf der Verſammlung des deutſchen Vereins für Armenpflege in Bremen S. 98—99 des ſtenogr. Berichts.

in mancher Beziehung und namentlich bei nicht sehr sorgfältiger Verwaltung gefährlich.

Der Arbeitslohn sei zu gering wegen des übergroßen Angebots an Arbeitskräften; er verringere sich immer mehr, weil die Frauen, wenn der Lohn des Familienvorstands zu gering sei, genötigt wären, ihre Arbeitskraft gleichfalls zu verwerten, also das Angebot zu vermehren.

Frauen, die für mehrere Kinder zu sorgen hätten, könnten dies nicht; der Arbeitslohn könne also an sich nicht wohl viel unter den Betrag sinken, den der Mann zum notdürftigsten Unterhalt für sich, seine Frau und seine Kinder gebrauche. Auch diese Schranke werde aber gelockert und der Lohn also immer weiter unter seine schon jetzt vielfach absolut unzureichende*) Höhe herabgedrückt werden, so wie Anstalten bestehen, die den Müttern ihre Kinder den Tag über abnehmen, so daß erstere die Möglichkeit hätten, den ganzen Tag neben dem Mann außer dem Hause zu arbeiten.

Aus der Möglichkeit werde dann rasch die Üblichkeit und dann die Notwendigkeit werden, zum größten Schaden der Eltern und der Kinder und des gesamten Gemeinwesens.

Dieser Gefahr könne höchstens dann vorgebeugt werden, wenn die Verwaltung der Anstalten streng darauf sehe, nur solche Kinder aufzunehmen, bei denen die Überwachung nach der Schulzeit aus bestimmten, zufälligen Gründen erforderlich sei, und nicht lediglich stattfinde, um der Mutter das Suchen von Arbeit neben dem Vater zu erleichtern (halbwaise Kinder, Kinder deren Mutter krank ist und dergleichen).

Redner wies noch darauf hin, daß ähnliche Gefahren auch bei den Arbeiterkolonien beständen.

An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion, in der namentlich Herr Professor Dr. Oelsner sein Einverständnis mit dem Versuch des Redners erklärte, einen objektiven

*) Aller Theorie zum Trotz ist jede Armenverwaltung fortwährend in der Notwendigkeit, Unterstützungen geben zu müssen, die nichts sind, als eine Kompletierung des ungenügenden Arbeitslohnes.

Maßstab der Bewertung der verschiedenen Wohlthätigkeitsinstitute in ihrem Einflusse auf den Arbeitslohn und dadurch die Konsumfähigkeit, den standard of life der ärmeren Klassen zu finden.

In der Sitzung am 1. Februar 1886 sprach Herr Dr. Flesch über den Affektionswert im Recht und in der Nationalökonomie.

Der Affektionswert — der Wert der besonderen Vorliebe, der besonderen Zuneigung könne im römischen Recht bei allen s. g. bonae fidei actiones berücksichtigt werden*).

Das preußische Landrecht gestattet seine Berücksichtigung bei der Berechnung des Schadens aus vorsätzlich zugefügten Beschädigungen**).

Die Vorschriften der Zivilprozeßordnung (§ 260) über den Schätzungseid ermöglichten ebenso wenigstens eine indirekte Berücksichtigung des Affektionswerts; und auch die Vorschrift des § 715 al. 9, wonach Ordens- und Ehrenzeichen der Pfändung nicht unterworfen seien, lasse sich hierher ziehen. Endlich werde natürlich auch im Strafrecht die Beschädigung eines Gegenstandes, der für den Eigentümer Affektionswert habe, schärfer bestraft werden, falls der Thäter hiervon Kenntnis gehabt habe.

Die Nationalökonomie beachte den Affektionswert fast nicht. Dies falle zunächst auf, bei dem engen Verhältnis, in dem Recht und Nationalökonomie zu einander ständen oder doch überall da stehen sollten, wo sie Begriffe des wirtschaftlichen Lebens behandelten. Wenn das Recht einen dahin gehörigen Begriff für wichtig genug erachte, um ihn zu erwähnen, sei von vorn herein anzunehmen, daß er auch volkswirtschaftlich eine gewisse Bedeutung habe. Denn das Recht, namentlich ein so fein durchgebildetes wie das römische Recht, erfinde seine Begriffe nicht, sondern nehme sie aus dem wirtschaftlichen Leben und suche sie in Uebereinstimmung mit diesem auszubilden.

---

*) Vergl. Savigny System des R. R. V. p. 466: l. 54 pr. D. 17, 1: . . . placuit prudentioribus affectus rationem in bonae fidei judiciis habendam.

**) Pr. L. R. I. 6 § 87, 97.

Auch zeige sich bei genauerem Zusehen zunächst, daß der Begriff praktisch nicht unwichtig sei. Die ganze Industrie z. B. die jene Gegenstände verfertige, welche Reisende mit Vorliebe an schönen oder interessanten Punkten kaufen, oder die sich zu Gelegenheitsgeschenken oder Erinnerungen eigneten (die Schnitzereien in der Schweiz, die „Dedikationen" der Studenten u. s. w.) habe nationalökonomisch ihre Begründung darin, daß gewisse Gegenstände an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten 2c. gekauft, fähig seien, Träger von Affektionswert zu werden.

Jeder Gegenstand der betr. Art habe diese Eigenschaft freilich nur für den einen Erwerber, und für niemand sonst; aber die Industrie könne Rücksicht darauf nehmen, daß erfahrungsmäßig sehr viele Personen das Bedürfnis empfinden, einen solchen Gegenstand, zu erwerben, weil er ihnen die Erinnerung lebhafter versinnliche, als dies sonst möglich sei.

Der Affektionswert, als Wert, den Ein Objekt für Eine Person habe, könne somit für die praktische Volkswirtschaft allerdings zu einer gewissen Bedeutung gelangen. In der volkswirtschaftlichen Theorie vom Wert aber müsse er sogar einen ziemlich wichtigen Platz einnehmen. Wenn man in Anlehnung an Untersuchungen von Professor Knies in Heidelberg den Wert als Maß der Nutzwirkung eines Gutes*), und weiter speziell den Tauschwert als Maße des fungiblen Gebrauchswerts (des Gebrauchswert, den ein Gegenstand unter regelmäßigen Umständen für Jeden gleichmäßig hat) definiere, so stelle sich dann dem Tauschwert in dieser Definition gegenüber der Affektionswert als Maß des nicht fungiblen Gebrauchswerts. Er sei der Wert, den entweder ein Gegenstand nur für eine bestimmte Person habe (die Reiseerinnerung, die Dedikation eines Freundes, oder den nur ein bestimmter Gegenstand, dieser möglicher Weise für viele habe (die Reliquie, der Gegenstand an den sich eine historische Erinnerung knüpft u. s. w.).

Unterabteilungen des Wertbegriffs ergäben sich dann, je

*) Knies, Geld und Kredit I, S. 25.

nachdem der (fungible oder nichtfungible) Gebrauchswert einem Form-, Orts- oder Zeitmoment seine Entstehung verdanke.

An der sich an das Referat anschließenden Diskussion beteiligten sich insbesondere die Herren Dr. Benkard, Epstein, Dr. Kamp und Spier. Es ward namentlich das Verhältnis des Affektionswertes zum Seltenheitswert, zum Wert eines Kunstgegenstands besprochen, und die Frage erörtert, in wie weit bei einem Gegenstand, der einen marktgängigen Preis habe, überhaupt ein Affektionswert sich geltend machen könne.

In der Sitzung vom 15. Februar berichtete Herr Dr. Oelsner über die neueren Forschungen betreffs der Bevölkerungsstatistik deutscher Städte im Mittelalter. Die statistische Forschung gehört zu den modernsten Fortschritten der Wissenschaft; ihre Frucht und gleichzeitig ihr bestes Förderungsmittel sind die wertvollen statistischen Aufnahmen seitens der Staats- und Kommunalverwaltungen. Der Sinn für quantitative Verhältnisse fehlte wohl auch früheren Zeiten nicht, und es finden sich in den historischen Schriften oft genug Angaben über die Anzahl der Mannschaften eines Heeres, der Opfer einer Schlacht oder Epidemie u. a. m.; aber schon die regelmäßig dabei vorkommenden runden Zahlen deuten auf die Unzuverlässigkeit derartiger Angaben hin, die in der That keine höhere Geltung haben als „der großen Stadt Ninive mehr denn 120,000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist.“ Jene Notizen beruhen allesammt auf bloßer Schätzung, und nichts ist irreführender als solche Massen-Taxation, deren bona fides ja keinem Zweifel unterzogen werden soll. Treffende Beispiele sind u. A. die „mehr als 12000“ Kommunikanten Frankfurts im Jahre 1452, auf welche damals der Rat der Stadt selbst in einem amtlichen Schreiben hinwies, oder die 13,000 Toten und 9000 Geflüchteten Nürnbergs beim großen Sterben vom Juni bis Dezember 1437, von denen Endres Tucher in seinem Memorial berichtet. — Auf solche Zahlen hin die Gesammtbevölkerung der Stadt ermitteln wollen, ist natürlich ein vergebliches Bemühen; denn bei falscher Grundzahl muß auch das Endergebnis ein falsches sein. So stellte

Konrad Celtes um das Jahr 1500 die Einwohnerzahl Nürnbergs auf 52000 fest, indem er ganz unbegründeter Weise davon ausging, es würden dort wöchentlich 1000 Simmer Korn, also jährlich 52000 verzehrt, jeder einzelne Mensch aber verbrauche 1 Simmer im Jahre. Nicht viel gelungener ist der Versuch Wilhelm Arnolds in seiner 1854 erschienenen Geschichte der deutschen Freistädte, die Bevölkerung von Worms um 1250 zu berechnen: die Bürgerschaft der inneren Stadt zog damals zur Hälfte, 2100 Mann stark, in den Krieg; die waffenfähige Mannschaft betrug sonach 4200; dazu kam nach Arnold noch etwa halb so viel aus den Vorstädten; alle 6000 Wehrfähigen zusammen nun auf 10% der gesamten Einwohnerschaft geschätzt, ergeben für diese die Zahl 60,000. Der Fehler solcher Ermittelungen ist in der Regel, wie hier, ein doppelter: einmal ist die Grundzahl (6000) nur Hypothese, und zweitens ist der Reduktionsfaktor, d. i. die Ziffer, welche das Verhältnis der bestimmten Personen-Kategorie zur Gesamt-Bevölkerung bezeichnen soll, hier die 10%, ganz willkürlich gewählt. So weit daher überhaupt die Statistik auf geschichtliche Dinge Anwendung fand, erweisen sich ihre Leistungen bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus — nur etwa die Arbeiten des Hamburgers Laurent ausgenommen — als durchaus primitiv. Noch häufiger aber verhalten sich die Historiker gegen Zahlenverhältnisse ganz indifferent, wie z. B. Stenzel in seiner Geschichte Schlesiens (1853) und neuestens Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes, so eingehend auch beide sonst die städtischen Verfassungs- und Wirthschaftszustände schildern. Und doch ist ein wahres Verständnis der politischen und sozialen Lage größerer Gemeinwesen, vollends ein Eindringen in die Gesetze wirtschaftlicher Entwicklung, wie es die nationalökonomische Wissenschaft anstrebt, ohne quantitative Anschauung unmöglich. — Wahrhaft epochemachend war daher die Auffindung einer „Ordnung" des Nürnberger Rats vom Jahre 1449, in welcher anläßlich des damaligen Markgrafenkrieges ein genaues numerisches Verzeichnis „aller burger", „aller burgerin und ir tochter, junkfrawen", „aller burger kind", „aller burger knecht" und „aller burger

maid" enthalten ist, ein Verzeichnis, das alle Merkmale der Zuverlässigkeit an sich trägt und das zuerst veröffentlicht und sogleich seiner Bedeutung nach erkannt zu haben, das Verdienst Karl Hegels ist;*) als überraschende Gesamtsumme der Bewohner Nürnbergs am Ende des Jahres 1449 ergab sich daraus die Zahl 20165. Der Referent geht auf Entstehung, Zweck und Inhalt jenes wichtigen Dokumentes genauer ein und hebt namentlich auch die daran sich knüpfenden methodischen Berechnungen Büchers in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft 1881, S. 563 ff. hervor, durch welche dieser für das Verhältnis der einzelnen Haushaltungsmitglieder zum Haushaltungsvorstand mittelalterliche Reduktionsziffern ermittelt, die von den modernen wesentlich verschieden, bei der Gleichartigkeit der städtischen Zustände jener Zeit als typisch angenommen werden dürfen: auf je einen Bürger nämlich kommen 1,17 Frauen, 1,64 Kinder, 0,87 Dienstpersonal, also 3,68 Personen überhaupt. Diese Reduktionsfaktoren wandte dann Bücher selbst, soweit es ohne Heranziehung moderner Durchschnittszahlen möglich war, in scharfsinniger Weise auf Frankfurt an, indem er zwei vom Referenten näher charakterisierte Einwohner-Verzeichnisse von 1387 und 1440 zu Grunde legte, und fand ca. 10,000 resp. 9000 als die Gesamthöhe der Frankfurter Bevölkerung jener zwei Jahre.**) In ähnlicher Weise fand Schönberg für Basel nach Steuerlisten des Jahres 1446 eine Einwohnerschaft von höchstens 15000 Seelen, Eheberg für Straßburg um 1475 20722 Einwohner, Hegel für Mainz noch nicht 6000, Richter für Dresden kaum 5000, für Meißen weniger als 2000. Am wertvollsten unter den hierbei zur Veröffentlichung gelangten archivalischen Materialien ist die von Eheberg publizierte Straßburger Aufziehung, die über eine der Nürnberger analoge offizielle Zählung der ganzen dortigen Bevölkerung berichtet, also als die zweite authentische Zahlenüberlieferung dieser Art aus dem Mittelalter

*) Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert Bd. II. (1864), S. 317 u. 500.

**) Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 1882, S. 33 ff., 1885, S. 488 ff.

uns vorliegt, nur daß sie nicht auch, wie die Nürnbergische, einen Einblick in die Geschlechts-, Alters- und Gesellschaftsgliederung der Stadt gewährt. — Ohne Frage werden sich aus den massenhaften Verwaltungsakten der Archive noch viele wichtige Aufschlüsse gewinnen lassen; die Forschung ist in lebendigem Flusse, die Methode ist gewiesen: sie verwirft, was sonst als glaubwürdig gegolten; sie verwertet, was der Historiker früher als unbrauchbar liegen lassen. Ein Resultat steht schon jetzt fest: die über Erwarten geringe Bevölkerungszahl jener deutschen Städte des Mittelalters, die durch Macht, Reichtum und Kultur eine so hervorragende Stellung im Reiche besaßen. Das Referat geht zum Schlusse noch dieser Thatsache etwas näher auf den Grund, weist auf das allgemein niedrigere Niveau früherer Massenverhältnisse, auf die zahlreichere Landbevölkerung jener Zeit, besonders aber auf die damals günstigere Wirtschaftslage der Städte hin, in denen die unmittelbar produktiven Berufsarten nicht (wie heute) $^2/_5$, sondern $^4/_5$ der Einwohner beschäftigten und die Arbeitsteilung, wie Bücher treffend unterscheidet, nicht, wie heute, eine Arbeitszerlegung, sondern eine Berufsteilung bedeutete.

Am 25. Februar 1886 hielt die juristische Sektion eine Sitzung ab, in welcher Herr Rechtsanwalt Dr. J. Rieſſer hier über: „handelsrechtliche Gutachten aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts" sprach. Der Vortragende beabsichtigte darauf aufmerksam zu machen, daß in dem „in allen Vorfällen vorsichtigen Banquier" (Frankfurt a. M. und Leipzig 1722) als Anhang eine Reihe handelsrechtlicher Gutachten (103) teilweise interessanter Art aus den Jahren 1713—1731 abgedruckt seien, erstattet von den sogenannten „Deputierten der löblichen Kaufmannschaft" („Vorstehern allhiesiger Börse" oder auch „Deputierten Herren Banquiers hiesiger Börse"), welche Gutachten in der Literatur bislang nahezu völlig unbeachtet geblieben seien, und referierte über eine Anzahl der wichtigsten Pareres, die heute noch nicht ohne Wert und in Folge der schlichten, gesunden und praktischen Behandlungsweise oft schwieriger Fragen auch

jetzt noch von hohem Intereſſe ſeien: „insbeſondere Parere IV: Wann ein acceptierter Prima verloren gegangen, ſo iſt Acceptans ſchuldig, den sekunda zu bezahlen, man muß ihm aber dagegen Kaution ſtellen; XVI: Wer aparte konventiones bey Negotien machet, muß ſolche ſeinen Handlungs-Büchern inſeriren; LXIII: Wer auff Verlangen ſeinem Korreſpondenten von eines dritten Zuſtand Nachricht gibt, verbürgt ſich dadurch nicht; LXIV: Wann ein Wechſelbrief verlohren gangen, iſt der Acceptant oder Ausſteller demnach ſchuldig, gegen Kaution und einen Mortifications-Schein die Zahlung zu leiſten; LXVIII: Wann ein Teutſcher Debitor ſeinem zu Metz wohnenden franzöſiſchen Kreditori eine verfallene Schuld zu zahlen verſäumet, wer hat den indeſſen durch die Augmentation des Geldes entſtandenen Schaden zu tragen? Intereſſe von Intereſſe zu berechnen, iſt unter Handelsleuten nicht erlaubt; LXXIII: Bei lauffenden Negotien zwiſchen zwei Kauffleuten hat die Compenſation in denen Conti correnti ſtatt; LXXXV: Wann ein Handelsmann ſeines Korreſpondenten überſandte Conti corrent einmahl richtig befunden und approbirt, ſo kan er Jahr und Tag hernach dagegen nichts einwenden; XCVII: Ein Handelsmann kan in lauffenden Rechnungen von ſeinem Disborſo Proviſion für die Ausgab und Einnahm, für den Disborſo ſelbſt aber ½ pro Cento monathlich für Intereſſe rechnen; XCIX: Handelsbücher einem Kläger inſpiciren zu laſſen, oder auch in andern Fällen aus dem Hauß zu einem ſolchen Ende zu transportiren, iſt ein Handelsmann nicht ſchuldig."

Zugleich wies der Vortragende darauf hin, daß die von Malß herausgegebene Sammlung von Gutachten der hieſigen Handelskammer, welche nur auf den außerordentlich kurzen Zeitraum von 1835—1854, alſo nur auf etwa 20 Jahre, ſich erſtrecke, mit Hülfe des „vorſichtigen Banquiers" und des hier in Frankfurt weiter vorhandenen handſchriftlichen Materials auf den Zeitraum von zwei Jahrhunderten ergänzt werden könnte, und gab folgende Überſicht:

Von 1694—1713 ſei handſchriftliches Gutachten-Material hier vorhanden;

Von 1714—1731 erstrecke sich die Sammlung des „vorsichtigen Banquiers“;
Von 1732—1834 sei handschriftliches Material hier vorhanden;
Von 1835—1854 erstrecke sich die Malßsche Sammlung;
Von 1855—1864 sei wieder handschriftliches Material hier vorhanden und
Von 1865—1886 seien die abgegebenen Gutachten in den veröffentlichten Berichten der hiesigen Handelskammer abgedruckt.

Der Vortragende behielt sich die Veröffentlichung einer — nach systematischen Gesichtspunkten zu ordnenden — neuen, jenen ganzen Zeitraum umfassenden Sammlung vor, falls die Genehmigung der Handelskammer erfolge.

In der Sitzung am 1. März 1886 referierte Herr Dr. Flesch über die Armenstatistik des deutschen Reiches, und über die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten, anknüpfend an das neueste Heft der Schriften des sozialpolitischen Vereins: Die städtische Wohnungsfrage. Ferner berichtete Herr Dr. Flesch über den Stand der Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonien in Preußen nach einem Aufsatz von Eckert in der Zeitschrift des Königl. statistischen Bureaus.

Am 15. März sprach Herr S. Spier über das Submissionswesen*). Das bisherige Verfahren der Submission will Bezugsquellen und zwar zu den billigsten Angebotspreisen ermitteln. Zu diesem Zweck wird von dem betrffenden Arbeitgeber (Staat, Gemeinde, Aktiengesellschaft oder Einzel-Unternehmer) öffentlich allgemein zur Bewerbung um eine Arbeitsleistung oder Materiallieferung aufgefordert. Die schriftliche Offerte wird mit einer Chiffre bezeichnet der ausschreibenden Behörde übergeben. Ein gleichzeitg abgegebener geschlossener

*) Zur Literatur: Reform des Submissionswesens. Denkschrift auf Veranlassung der Delegirtenkonferenz der deutschen Gewerbekammern, bezw. Handels- und Gewerbekammern verfaßt von Dr. F. C. Huber. Tübingen H. Laupp, 1885.

Brief mit derſelben Chiffre enthält den Namen reſp. die Firma des Offerierenden. Im beſtimmten Termine werden alle Angebote eröffnet und im Allgemeinen die Mindeſtforderung berückſichtigt. In ſolcher Weiſe hat ſich das Verfahren ſehr langſam bis zu den 30er Jahren unſeres Jahrhunderts, dagegen in gewaltigem Maße unter vielfacher Anerkennung und ſtarker Bekämpfung in den letzten 40—50 Jahren entwickelt. Zur Charakteriſtik ſeiner wirtſchaftlichen Bedeutung ſei bemerkt, daß auf dem Weg der öffentlichen Unterbietung in Deutſchland jährlich Arbeiten im Wert von ca. 1000 Millionen Mk. vergeben werden und daß dieſe Summe ein Drittel des Geſamt-Exports von Deutſchland repräſentiert.

Das Submiſſionsweſen in ſeiner heutigen Form hat ſich kurz nach der Julirevolution in Frankreich und zwar für das genannte Land ſofort zu einer noch heute giltigen und inſofern raſch erſtarrten Form herausgebildet. Gegenüber der Reaktion der vorausgegangenen Bourbonenregierung war man beſtrebt, die frühere diskretionäre Gewalt des Beamten zu beſchränken und durch das geſetzlich geregelte öffentliche und allgemeine Ausſchreiben und entſprechenden Zuſchlag für die billigſte Offerte zugleich Unbeſtechlichkeit des Beamten zu ſichern und im Intereſſe des Staates die möglichſt niedrigen Preiſe zu erzielen. In Deutſchland folgten in den 40er Jahren mit dieſer Form der Arbeitsvergebung zuerſt die Eiſenbahn-Aktiengeſellſchaften. Als dann in den 50er Jahren die Bedürfniſſe des öffentlichen Verkehrs und der Armee ſprungweiſe eine nie geahnte Ausdehnung gewannen, war das Kleingewerbe nicht mehr im Stande, die verlangte Arbeit zu bewältigen. Das immer mehr geübte Unterbietungsverfahren entſprach nicht nur dem Intereſſe des Staates und der betreffenden Aktiengeſellſchaften, ſondern fand gleichzeitig auch die Billigung der verſchiedenartigen Arbeitnehmer. War doch die früher nicht gar ſeltene Parteilichkeit und Kameraderie der Beamten dadurch unmöglich gemacht und konnte durch das eingeführte Verfahren auch ein tüchtiger Neuling alteingelebten Verbindungen gegenüber aufkommen. Noch während der ganzen 60er und auch noch in den erſten 70er

Jahren zeigten sich fast nur die Lichtseiten des Submissionswesens. Erst die wirtschaftliche Krise nach dem Jahre 1873 brachte als Nebenerscheinung des allgemeinen wirtschaftlichen Rückgangs mehr und mehr die Schattenseiten des Unterbietungswesens zum Vorschein.

Worin bestehen nun diese schlimmen Erfahrungen? Vorzugsweise in der wahrhaft zügellosen Konkurrenz der einzelnen Offerenten. Das Handwerk, das früher häufig für kommunale und staatliche Institute hatte arbeiten können, wurde allermeist unterboten und der billige Preis sehr oft durch schwer erkennbare geringere Qualität in Arbeit und Material möglich gemacht. Das Submissionsverfahren wurde auch besonders bei Privatbauten in den Städten von Architekten-Unternehmern oft recht schroff den arbeitenden Handwerkern gegenüber angewandt, so daß hier nicht allzuselten Submission im eigentlichen Sinn des Wortes von den Handwerkern gefordert wurde. Um billig arbeiten zu können, wurde die Lehrlingszüchterei in vielen Unternehmungen eingeführt und bei häufiger Entlassung der Lehrlinge nach zurückgelegter Lehrzeit in großen Städten recht oft eine Reserve hungernder arbeitsloser Elemente geschaffen, die entweder Arbeit zu jedem Preis übernahmen oder die in den letzten fünfzehn Jahren stark gewachsene Masse des vagabundierenden Proletariats rasch vermehrten. Zugleich erzielte in der Neuzeit auch nicht einmal der Staat mehr, was ihm als Resultat des Submissionsverfahrens früher sicher gewesen. Denn ganz abgesehen von der bedauernswerten entschiedenen Schwächung der steuernden Bevölkerung aus dem Mittelstand, der Handwerker und Klein-Industriellen, sah er sich auch als Hauptbesitzer der Eisenbahnen für seine wesentlichen Bedürfnisse: Eisen, Kohlen, Lokomotiven und Eisenbahnwagen recht häufig einer Koalition von Groß-Industriellen gegenüber, die im eigenen Vaterland an den Staat um 20—30% teurer verkauften als nach dem Ausland.

Die verschiedenen Klagen verlauteten von allen Seiten, ebenso die Besserungsvorschläge. Vor allen Dingen erhoben die Handwerker, die allerdings am härtesten durch die erwähnten

Umgeſtaltungen betroffen wurden, in ihren Jahresverſammlungen und ebenſo in kleineren Kreiſen gewaltiges Zetergeſchrei. Prangte doch in der bayeriſchen Induſtrie- und Gewerbeausſtellung im Sommer 1882 unter verſchiedenen Emblemen der weithin ſichtbare „poetiſche" Spruch:

„Dem Handwerk hilft kein Reichsſtatut
Denn Submiſſion es macht kaput."

Die Klagen kamen aber nicht blos aus dieſen Kreiſen. Am Ende der 70er und in den 80er Jahren behandelten die verſchiedenen und bedeutendſten Handelskammern, ebenſo der Architekten- und Ingenieur-Verein wie der Verein deutſcher Ingenieure in häufigen und wiederholten Beratungen die angeregte Frage. Auch die preußiſchen, bayeriſchen und württembergiſchen Landtage waren gezwungen, auf die Submiſſionsfrage ihr Augenmerk zu richten. In Bayern wie in Preußen ergingen in den letzten Jahren Verordnungen des Kriegs- wie des Arbeitsminiſteriums, um die ſchreiendſten und meiſt beſprochenen Mißbräuche zu beſeitigen.

Mit welchen Vorſchlägen bekämpfte man nun die Hauptſchattenſeiten des Submiſſionsweſens und ſind dieſe Vorſchläge von erheblichem praktiſchen Werte? Gegenüber dem Zwiſchenhandel und der kaufmänniſchen Zuſammenfaſſung von verſchiedenen Produktionen verwandter Zweige der Großinduſtrie, die ſich aus dem Handwerk herausgebildet, wie Kleider- und Wäſchekonfektion, Schuhfabriken, Bauunternehmungen ꝛc. forderte man den Befähigungsnachweis, reſp. das Zeugnis von gewiſſen Behörden über eigene praktiſche Befähigung des Leiters in der betreffenden Produktion. Da jedoch bei den heutigen ſo gewaltigen techniſchen Fortſchritten eines jeden Jahres und bei der Notwendigkeit kaufmänniſcher und volkswirtſchaftlicher Schulung und den ſtets neuen und immer verwickelteren Preiskonjunkturen das techniſche Verſtändnis in der Zeit der offiziellen Prüfung für ſich allein gewiß auf die Dauer keine Bürgſchaft des Erfolges gewährt, ſo wird der Befähigungsnachweis, wie ſich dies übrigens in der öſterreichiſchen Praxis bereits gezeigt hat, für die Zukunft ohne Wert ſein. Denn auch bei dem

intensivsten Verständnis der wissenschaftlich betriebenen chemisch-technischen Großindustrie kann durch kaufmännischen Irrtum bei Geschäftsabschlüssen auf Zeit zum Zweck des Ankaufs von Rohmaterial oder Verkaufs von fertigen Fabrikaten der ganze Jahresgewinn der produktiven technischen Arbeit beseitigt werden. Beispiele betreffs bedeutender Weltetablissements stehen dem Kundigen darüber zur Verfügung. — Das sogenannte Lokalisierungs- und Nationalitätsprinzip hebt im allgemeinen Interesse die Übergabe von Arbeiten bei Gemeindesubmissionen an Ortsbürger, bei Staatsarbeiten an Angehörige des betreffenden Staates als zweckentsprechend hervor. Im Allgemeinen wird dies in der Praxis mehr oder minder der Fall sein, aber das ausschließliche Vorgehen nach dieser Richtung ist zweischneidig. Bei Gemeinden ist die kleinere Gemeinde für eine ganze Reihe von Bedürfnissen von den Produzenten der benachbarten Großstadt abhängig, und die Großstadt im Allgemeinen würde entschieden ungünstig dabei fahren, wenn sie sich durch striktes Abweisen auswärtiger Konkurrenz die Möglichkeit abschneiden wollte selbst nach außen hin zu arbeiten. Dasselbe gilt für den Staat bei der Notwendigkeit, Exporte nach dem Ausland zu vergrößern, für das vollständige Verbot ausländischer Mitbewerbung.

Immerhin ist es entschieden anerkennenswert, daß im großen Ganzen die Bedürfnisse unserer Eisenbahnen und unseres Schiffbaus in den letzten zehn Jahren sich mehr und mehr vom Ausland unabhängig gemacht haben und dadurch Millionen von Arbeitslöhnen in Deutschland geblieben sind, die früher nach England flossen. — Die Forderung engerer Submissionen ist in Belgien und Frankreich seit Jahren angewendet, in England und bei französischen Eisenbahngesellschaften sogar die Regel. Die Forderung mag im Allgemeinen berechtigt sein. Eine gewisse Gefahr liegt bei dieser engeren Submission in der Möglichkeit gewaltiger Übermacht einzelner Firmen und in der Schwierigkeit für tüchtige Neulinge, sich herauszuarbeiten.

Die Forderung der Fixierung des Selbstkostenpreises zum Vergleich mit den späteren Offerten bei verschiedenen staatlichen

und kommunalen Arbeiten vor der Ausschreibung der Submission, wie auch die Aufstellung von jährlich oder halbjährlich herausgegebenen Preistabellen der Hauptbedürfnisse, wie dies in Paris bei Bauvergebungen von Seiten der Kommune der Fall ist, dürften nicht von großem praktischen Wert sein. Denn es ist keineswegs ausgeschlossen, daß irgend ein Großetablissement mit wirklichem Nutzen entschieden unter den offiziellen Preisen offerieren kann. Andernteils können auch durch die verschiedensten Gründe, sei es um Arbeiter zu beschäftigen oder um die Generalspesen durch geringere Produktion nicht zu vergrößern oder der Reklame wegen, einzelne Produzenten gezwungen werden, mit recht geringem Nutzen, nicht selten auch hier und da mit Schaden zu offerieren.

Wie unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse einmal beschaffen sind, ist die Hoffnung, die Schattenseiten unseres Submissionswesens zu beseitigen, recht gering. Das Unterbietungswesen ist wie die sogenannte Überproduktion und der niedrige Zinsfuß eine begleitende allerdings sehr wichtige Nebenerscheinung unserer heutigen Volks- und Staatswirtschaft. Man mag in und an der letzteren durch geringere oder größere Palliativmittel, wie Arbeiterschutzgesetze, Förderung des Handels durch Anlage von inländischen Kanälen und ausländischen Kolonien, Unterstützung der Landwirtschaft und der Industrie durch nationale Schutzzölle zu wirken und zu bessern suchen, die sozial hervorragendste Thatsache unserer Zeit, die von Jahr zu Jahr in wenigen Händen mehr und mehr aufgehäufte Obmacht des Großkapitals und die gleichzeitige Beseitigung resp. anhaltende Schwächung des Mittelstandes wird dadurch nicht beseitigt. Diese Erscheinung zeigt sich ganz gleichmäßig in allen heutigen Kulturländern, mag die Staatsform die konstitutionell monarchische oder die republikanische sein, mag ein sogenannter Militarismus herrschen oder nicht, mag Schutzzoll oder Freihandel als Grundprinzip des Verkehrs mit dem Ausland für maßgebend angesehen werden. Radikalheilmittel heute gegen diese wirtschaftliche und soziale Krankheit vorzuschlagen, wäre verfrüht. Handelt es sich doch in der Gegenwart entschieden mehr um Klärung der

Krankheitsdiagnose, als um Vorschlag therapeutischer Mittel. Denn höchst einflußreiche Kreise halten auch jetzt noch unsere wirtschaftlichen Verhältnisse für mehr oder minder gesund und hoffen noch immer auf die Wiederkehr der sieben fruchtbaren Jahre nach den 7 resp. jetzt schon 13 mageren Jahren. Da ist nicht zu helfen. Die bereits stark vorgeschrittene Zersetzung unserer Gesellschaft von innen heraus muß und wird leider in noch intensiverer Weise um sich greifen. Die Staats- und Kommunalbedürfnisse werden bei der Zunahme berechtigter Wohlfahrts-Aufgaben wachsen, die Steuerkraft der Mittelstands- und Proletariatsbevölkerung wird in allen Staaten abnehmen. Erst aus dieser gemeinsamen Not heraus — war doch die Not in der gesamten Geschichtsentwicklung allermeist die Fördererin gewaltiger Kulturfortschritte — werden Umänderungen allgemeinen und dauernden Wertes zum Besten des Staates und der Bevölkerung sich ergeben!

In der Sitzung am 29. März 1886 gab Herr Julius Hofmann ein Referat aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung über die Versorgung der Stadt Paris mit Nahrungsmitteln.

Am 6. April hielt die juristische Sektion eine Sitzung ab, in welcher Herr Dr. Emil Hanau über folgende Bücher referierte:

Baehr, der deutsche Zivilprozeß in praktischer Bethätigung, Henrici, das Reichsgericht, und Wach, die Zivilprozeßordnung und die Praxis.

Die Sitzung am 12. April war mit einer Abschiedsfeier des nach Seesen i. Harz als Schuldirektor berufenen stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Dr. E. Philippson, verbunden. An seiner Stelle wurde in derselben Sitzung Herr J. H. Epstein, hier, gewählt.

In der Sitzung am 17. Mai 1886 sprach Herr Dr. Albert Linel über Soziale Zustände in den letzten drei Jahrhunderten.

Dem Sozialpolitiker muß die Vergangenheit klar vor Augen stehen, damit er nicht aus Unkenntnis oder falscher Auffassung

derſelben das lebendige Pulſieren der Gegenwart unrichtig beurteilt und auf falſche Wege geleitet wird.

War die Vergangenheit beſſer als die Gegenwart? und waren die verfloſſenen Geſtaltungen ſo gute, daß wir uns nach ihnen zurückſehnen, ſie als wohlthätige Vorbilder betrachten ſollten?

Wir haben ja in den Äußerungen der alten Schriftſteller, in dem Inhalte der alten Geſetze einen getreuen Spiegel der Vorzeit. In demſelben können wir die Zuſtände der Alten genau erkennen und vermögen die Art und Weiſe ihres Wirtſchaftens und Lebens klar zu erſchauen.

Wenn wir nun die Äußerungen der alten Schriftſteller durchmuſtern, ſo finden wir allerwärts die ſtärkſten Klagen über die Schlechtigkeit und Verdorbenheit ihrer Zeitgenoſſen. In den erſten Zeiten der Türkenherrſchaft in Europa, in dem 15. und 16. Jahrhundert, als die Macht der hereinbrechenden aſiatiſchen Eroberer ganz Europa bedrohte, waren in Deutſchland und den übrigen europäiſchen Staaten gar Viele, welchen die heimiſchen Zuſtände ſo unerträgliche geworden waren, daß ſie die Türken als Erlöſer betrachteten und dieſelben herbeiſehnten. Die beſten damaligen Schriftſteller ſuchten dem Volke das Thörichte dieſes Wahnes darzuſtellen. So Martin Luther, Sebaſtian Frank, Johann Ludwig Vives, Kaspar Hedio und viele andere. Das Volk ſollte in ſich gehen, die Türken ſeien keine Befreier, ſondern nur ein göttliches Strafgericht für die chriſtlichen Nationen. „Der eigene Nutz, Ungehorſame, Untrew, Füllerei, Gottleſtern und alle anderen Laſter, die Gott haſſet, werden ſo gröblich bei uns vielen geſpürt, daß Gott meines Erachtens mehr über uns, denn über die ſeinen Willen nicht wiſſen, erzürnt iſt und uns den Türcken zu einer Geißel ſchicket" ſagte ein damaliger Schriftſteller.

Stets klagten die Schriftſteller über die Miſeren ihrer Zeiten, von der grauen Vorzeit bis heute. Keinem war ſeine Zeit recht. Im Jahre 1638 klagte Daniel Meißner:

„Kein Glück man in der Welt mehr findt,
All ding voll Betrug und Falschheit sind,
Hochmuth, Geiz, auch viel Unglück
Regiert saumt manchem Bubenstück."

Und wenn man die materielle Richtung, die Verehrung und Anbetung des Mammon so recht als die eigentliche Signatur unserer heutigen Zeit bezeichnet, so kann man aus nachstehender Klage dieses Dichters ersehen, daß es früher in dieser Richtung auch nicht besser war:

„So gehts jetzund, welcher ist arm,
Der bleibet arm, daß Gott erbarm.
Wer reich ist, dem verehrt man viel,
Den Armen niemand kennen will."

Die Schriftsteller aller europäischen Nationen klagten über die Herrschaft des Geldes:

„De blinde Plutus, God van 't Geld"
Heeft Alles onder zyn Gewelt."

klagte ein holländischer Dichter. So ließ sich der englische Satyriker Johannes Owenus — um 1500 — in gleicher Weise vernehmen, ebenso äußerten sich französische Dichter und Schriftsteller.

Man verkennt deshalb die Vergangenheit total, wenn man behauptet, sie wäre nicht so materiell gesinnt gewesen, wie die Gegenwart. Mag unsere moderne Zeit noch so schlecht hingestellt werden, aus den alten Schriftstellern erkennen wir, daß die Zustände der Vergangenheit eben noch schlechtere waren. Leicht läßt sich eine stetige Besserung unserer Kulturverhältnisse nachweisen.

Betrachten wir nun weiter die alten Gesetze und Verordnungen, seien sie nun für das ganze Reich, für einzelne Städte oder Landesherrschaften erlassen, so suchen wir in ihnen vergeblich nach einem Bilde der Lauterkeit und Zufriedenheit. Im Gegenteil. Alle Klagen der modernen Zeit, alle heutigen Mißstände sehen wir vorhanden.

Dabei waren die Bürger in ihrer Konsumtion auf das schärfste zu Gunsten der Zünfte eingeengt. Es ging dies soweit, daß z. B. am 17. Mai 1690 zu Frankfurt am Main bei nam-

hafter Strafe verboten wurde, „auf den außerhalb der Stadt gelegenen, anderen Herrschaften gehörigen, Höfen und Mühlen sich Wein oder Bier reichen zu lassen oder zu tanzen.“ Die heimischen Wirte suchten aber nicht, ihre Mitbürger durch um so bessere Getränke zu Hause zu halten. Denn laut alten Verordnungen, z. B. vom Jahre 1638 wurde es mit der Verfälschung der Getränke, des Weines, des Bieres, des Obstmostes gar arg getrieben und wurden dagegen empfindliche Strafen angedroht.

Die Nahrungsmittel wurden vielfach gefälscht, Mehl, Butter, Gewürze ꝛc., ebenso die übrigen Artikel des gemeinen Bedarfes betrüglich behandelt. So das Leder, die wollenen Tücher, Garne, Bänder, Spitzen. Fortwährend wurden Reichs- und Lokal-Verordnungen erlassen, „weil die von gewinnsüchtigen bösen Gemütern praktizierten Gefährlichkeiten und Betrügereien nicht nachbleiben, sondern immerzu fortgetrieben werden.“ Von dem Frankfurter Senate wird im Jahre 1694 hierbei bemerkt, „daß er dem um so viel weniger nachsehen könne, als schwer und sauer es dem gemeinen Manne, welcher fürnehmlich dadurch hintergangen und in Schaden gebracht wird, ankommt, bei gegenwärtig annoch andauernden theuren Zeiten, auch nur das liebe Brod für sich und die Seinigen zu erobern.“

Gegen Kornwucher und spekulative Verteuerung der Lebensmittel wurden öfters Strafandrohungen erlassen.

Gegen den Kleiderluxus mußte von Reichs wegen eingeschritten werden. Die Reichspolizeiordnung von 1677 führte eine Kleiderordnung ein, um der Verschwendung zu steuern.

Sogar die modernen Klagen über schlechte Zeiten, Verfall der Gewerbe, unzureichenden Nahrungserwerb sind nicht neu, sondern waren früher gerade so laut geworden, wie heute. Die zahllosen Gesetze und Verordnungen, welche das Monopol und die Privilegien der alten Zunftgewerbe sanktionierten, waren alle auf die Notwendigkeit gegründet „dem äußersten Ruin und Verderben des Handwerks Einhalt zu thun.“

War bei den früheren Handwerksverhältnissen eine größere Behäbigkeit und Zufriedenheit, eine bessere Zucht und Sitte vor-

handen, als heute? Keineswegs. Mögen die früheren bürgerlichen und sozialen Zustände, aus der verklärenden Entfernung der Zeiten betrachtet, noch so anheimelnd erscheinen, in der Nähe der damaligen Gesetze beschaut, geben sie ein anderes Bild.

Die Mißstände und Ausschreitungen der Zunfthandwerker waren nach und nach so unerträglich geworden, daß die Reichsverordnung vom 16. August 1731 androhte: „Man werde gezwungen sein, alle Zünfte insgesammt, überhaupt und völlig abzuschaffen."

Jede einzelne Zunft suchte das Publikum möglichst auszubeuten. Dabei war unter den verschiedenen Zünften steter Hader, weil jede ihren Bereich möglichst auszudehnen trachtete. Schon die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot die Koalitionen der Zunfthandwerker, um die Preise willkürlich zu verabreden. Auch das Verhältnis zwischen Meistern und Gesellen war durchaus nicht so friedfertig, wie es vielfach dargestellt wird. Die heutigen Strikes, die man als einen Auswuchs der modernen Zustände betrachtet, wurden früher gar häufig praktiziert. Bald verabredeten sich die Meister gegen die Gesellen, bald diese gegen jene. Hier wollten die Meister den Gesellen Lohnherabsetzungen, längere Arbeitszeit, drückendere Bedingungen, schlechtere Verköstigung aufzwingen, dort standen die Gesellen in Masse aus, um von den Meistern bessere Konditionen zu erzielen.

Die Reichsregierung mußte schon frühe gegen die dadurch verursachten Übelstände einschreiten. Unter anderen beschäftigen sich die Reichstage von 1530, 1548 und 1577 mit der Abstellung „der bei denen Handwerkern insgemein eingerissenen Mißbräuchen." Alles half aber nichts, weßhalb man im Jahre 1731 genötigt war, eine Reichsgewerbeordnung zu erlassen, in welcher die Aufhebung aller Zünfte angedroht war. „Das fast gemein gewordene Auftreiben der Gesellen" — die heutigen Koalitionen der Arbeitgeber — „wie auch der Gesellen unvernünftiges Aufstehen und Austreten" — die heutigen Strikes — müßten gänzlich wegfallen, und hierdurch die Wurzel des ganzen eingerissenen Unwesens aus dem Grunde gehoben werden!"

Die Rohheit und die Unbotmäßigkeit der arbeitenden Klasse war früher viel stärker wie heute. Beständig mußte die Obrigkeit einschreiten „gegen die unerträglichen durch die Handwerksgesellen vernrsachten Ruhestörungen, die sie durch Zusammenrottiren und nächtliches Umbschweifen auf den Gassen, als auch durch Schimpfieren, Herausfordern, Schlägereien und Thätlichkeiten begehen." Die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot das übermäßige Trinken, welches überall überhand nehme, und wodnrch „Gotteslästernngen, Mord, Todtschlag, Ehebruch nnd dergleichen viele Übelthaten und Laster entstehen".

Am 16. Februar 1688 erließ der Frankfurter Senat ein Strafedikt „gegen die Hanssöhne, Handlungs-Lehrlinge und andere junge Bursche, welche an Sonn- und Werktagen mit liederlichem Gesindel in Wein-, Bier- und Pasteten-Häusern, item Garküchen und allerhand Winkel, ja sogar unehrbaren Orten mit Fressen, Sauffen, Retschen und Spielen und anderen Üppigkeiten sich herumtreiben."

So geht es fort in den alten Gesetzessammlungen mit Klagen und Strafandrohungen gegen alle möglichen Frevelthaten.

Wäre eine Kriminalstatistik von früher vorhanden, so würde die heutige Zeit in viel besserem Lichte erscheinen.

Wenn wir auch heute an gar manchen sozialen und wirtschaftlichen Kalamitäten kranken, so übersehe man doch nicht, daß wir heute viel edlere und vollkommenere Ziele anstreben, als je vorher. Es gilt, der breiten Masse des Volkes eine auskömmliche Lage zu verschaffen, es ist ein sittliches Ziel, das unseren heutigen Wirren zu Grunde liegt.

Die deutsche Reichsregierung hat sich ein großes Verdienst schon lediglich durch die Thatsache erworben, daß sie die Frage einer Aufbesserung der materiell schwach Situierten auf die offizielle Tagesordnung gesetzt hat. Sicher ist, daß in unseren modernen Bestrebungen: die Rechtsgleichheit aller Bürger durchzuführen, und Allen ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen, sowie die geistigen und sittlichen Kräfte des ganzen Volkes zur Entfaltung und Bethätigung zu bringen, mehr

wahrhafte Religiosität enthalten ist und latent wirkt, als je in den Gestaltungen der Vorzeit zum Ausdrucke kam.

In der Sitzung am 31. Mai 1886 sprach Herr Dr. L. Neustadt über: Finanzielle und Rechtszustände in Ungarn zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Der Referent, welcher die zügellose Wirtschaft am Hofe, im Beamtentum, unter der Bevölkerung einer eingehenden Besprechung unterzog, machte es sich namentlich zur Aufgabe den verschiedenen Einfluß deutscher Ansiedlungen in den Donauländern zu schildern; für die Finanzpolitik: die industriellen Anlagen der Fugger im Karpathengebiete, für den landwirtschaftlichen Betrieb: die Kolonisationsversuche des Markgrafen Georg von Brandenburg, eines Enkels von Albrecht Achilles, der durch seine Mutter, eine Schwester des ungarischen Königs Wladislaw, an den Hof gekommen und durch eine reiche Heirat mit der Gräfin Beatrice von Frangipani zu großem Grundbesitz gelangt war. Der Untersuchung lagen zwei noch ungedruckte umfangreiche Aktenstücke zu Grunde, von denen das eine in einer Denkschrift die finanziellen Unternehmungen der Grubenkönige beleuchtet, das andere in einer Reihe von Inspektions-Berichten der markgräflichen Beamten das strenge Regiment zeigt, das der Hohenzoller nach Ungarn gebracht hat.

III. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

In der Zeit vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden sechs Sitzungen des Verwaltungs-Ausschusses abgehalten, nämlich am 12. Januar, 29. Januar, 26. Februar, 28. Februar, 26. März und 17. Mai. Da der Vorsitzende Herr Dr. jur. Otto Speyer seine Stelle niederlegte, so wurde in der Sitzung am 26. März beschlossen, dessen Stelle offen zu lassen und den stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Dr. jur. Jakob Rießer mit der Vertretung des Hochstifts bis zur nächsten ordentlichen Hauptversammlung zu betrauen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß trat in derselben Zeit siebenmal zusammen: am 15. Januar, 12. Februar, 12. März, 13. März, 2. April, 9. April, 14. Mai.

Die Kommission für stil- und zeitgerechte Herstellung und Einrichtung des Goethehauses hielt an folgenden Tagen Sitzungen ab: 10. Januar, 3. Februar, 26. Februar, 25. März, 5. April, 5. Mai.

Von den Akademischen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geschichte: 25. Januar, 15. Februar, 8. März, 10. Mai, 24. Mai.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: 12. Januar (Öffentliche Sitzung), 10. Februar, 31. März, 13. Mai.

Allgemeine Naturwissenschaften: 19. Januar, 9. Februar (Öffentliche Sitzung), 16. März, 6. April, 18. Mai.

Neuere Sprachen: 28. Januar, 25. Februar, 25. März, 27. Mai.

Schöne Wissenschaften: 12. Januar, 10. Februar, 10. März, 7. April, 19. Mai.

Soziale Wissenschaften: 4. Januar, 18. Januar, 1. Februar, 15. Februar, 25. Februar (Juristische Sektion), 1. März, 15. März (Öffentliche Sitzung), 29. März, 6. April (Juristische Sektion), 12. April, 17. Mai, 31. Mai.

Monatssitzungen mit Vorträgen fanden statt: am 24. Januar, 21. Februar, 28. März, 18. April, 23. Mai.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist

vom 1. Januar bis 31. Mai 938 Eingänge auf, denen 1084 Ausgänge gegenüberstehen.

In derselben Zeit wurden 44 neue Mitglieder aufgenommen, 24 erklärten ihren Austritt oder mußten als verschollen erklärt werden und 10 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Herr Dr. Ernst Auerbach, Referendar, hier. (SzW.)
2. „ Dr. M. Auerbach, „ „ (SzW.)
3. Frau Hanna Baer, Witwe, „
4. Herr Friedr. Wilh. Battenberg, Pfarrer, hier.
5. „ Julius Bautz, Lehrer, „
6. „ Hermann Deskau, Reallehrer, Bockenheim.
7. „ Hermann Dobriner, Lehrer, hier. (N.)
8. „ Dr. Alfred Feilchenfeld, Lehrer, hier.
9. „ Berthold Frank, „ „
10. „ August Freuzel, Polizeisekretär „ (SchW.)
11. „ Dr. Hugo Goldschmidt, Rechtsanwalt, hier.
12. „ Dr. Julius Grünschild, Referendar, „ (SzW.)
13. „ Wolfgang Hauschtek, Redakteur, Berlin.
14. „ Karl Holland, Rentier, hier.
15. „ Fritz Freiherr von Holzhausen, k. k. Hauptmann a. D., hier.
16. „ Dr. Max Joel, Lehrer, hier. (N.)
17. „ Rudolf Kahn, Kaufmann, hier.
18. Frau Johanna Katz, Witwe, hier.
19. Herr Ludwig Klug, Chefredakteur, Stettin.
20. „ Julius Köbig, Kaufmann, hier.
21. „ Dr. Meißner, Referendar, „ (SzW.)
22. „ Alfred von Neufville, „ (K.)
23. „ Hermann Oelsner, Rechtsanwalt, hier.
24. „ Dr. Rudolf Oesten, Kandidat des höheren Schulamts, hier. (NS.)
25. Frau S. L. Osterrieth-von Harnier, hier.
26. Herr Eugen Raspi, Schriftsteller, Wien.
27. „ Dr. Ernst Reuß, Gymnasiallehrer, hier.

28. Herr Eduard Rießer, Kaufmann, hier.
29. Frau Selma Roedelheimer-Weill, „
30. Herr Hermann Roth, Kaufmann, „
31. „ Ludwig Sailer, Premierlieutenant a. D., München
32. „ Dr. C. E. Schellhaß, hier. (G.)
33. „ Karl Schlund, Kaufmann, hier.
34. „ Max Schulz, Lehrer, „
35. „ Emil Strauß, „ „ (N.)
36. „ Telesfor Szafranski, Redakteur, Marienburg in Westpr. (SchW.)
37. „ Dr. Walter Waldschmidt, Referendar, hier. (SzW.)
38. „ Dr. Theodor Weissenbach, Oberlehrer, hier. (N.)
39. Frau Margaretha Werckmeister, hier.
40. Herr Gustav Wertheim, Lehrer, „ (N.)
41. „ Karl Wertheim, Rechtsanwalt, „
42. „ Julius Wertheimber, Kaufmann, „
43. „ Dr. Eduard Wolff, Oberlehrer, „
44. „ Max Ziegert, Buchhändler, „ (Sch.W)

2. Als verstorben wurden gemeldet:

1. Bernhard von Neher, Direktor a. D., gestorben in Stuttgart am 17. Januar 1886.
2. J. A. Tichatschek, Kammersänger a. D., gestorben in Dresden am 18. Januar.
3. Karl M. Rübenach, Kaufmann, hier, gestorben am 20. Januar.
4. Friedrich Wilhelm Steitz, Lehrer, hier, gestorben am 21. Januar.
5. Dr. med. August Schott, prakt. Arzt, hier, gestorben am 27. Februar.
6. Georg Friedrich Stößel, Architekt, hier, gestorben am 12. März.
7. Dr. Joseph von Scheffel, gestorben in Karlsruhe am 9. April.
8. Wolfgang Hauschtek, Redakteur von Berlin, gestorben zu Rom am 2. Mai.

9. Joſeph Albert, Hofphotograph in München, geſtorben am 5. Mai.
10. Dr. Leopold von Ranke, geſtorben in Berlin am 23. Mai.

IV. Nachträge.

Zu S. 267: in die Abteilung K wurden ohne Stimmrecht weiter aufgenommen:

Herr Dr. L. Neuſtadt, hier.
„ Dr. Berthold Stern, hier.

V. Mitteilungen und Anzeigen.

Nachdem jetzt das Goethehaus in Weimar mit seinen Sammlungen als „Goethe-National-Museum" dem deutschem Volke erhalten bleibt, dürfte eine Mitteilung im „Frankfurter Journal" vom Jahre 1842 (Nr. 213, 9. August) von einigem Interesse sein. Wir verdanken diese, der „Allgemeinen Zeitung" entnommene, Notiz dem Herrn Stadtrat Dr. Flesch, und verfehlen nicht, sie den Mitgliedern des Hochstiftes hiermit zur Kenntnis zu bringen:

„Weimar, 1. August. Aus sehr achtbarer Quelle kann ich Ihnen melden, daß der Vorschlag, das Goethesche Haus mit seinen Sammlungen als Nationaldenkmal herzustellen, der Ausführung nahe ist und zwar in würdiger, angemessener Weise. Drei große Fürsten Deutschlands wollen das Unternehmen fördern, und, damit es ein wahrhaft nationales werde, es dem deutschen Bunde zur Ausführung übergeben. Wie schon früher gemeldet, zeigen sich die Goetheschen Erben dem sie selbst ehrenden Unternehmen nicht ungünstig. (A. Z.)

Wie bereits auf Seite 259 erwähnt, hat Herr Professor Dr. Oelsner der Abteilung für Geschichte den Entwurf eines Schreibens vorgelegt, welches die historischen Vereine und Institute zur Unterstützung der aufs neue herauszugebenden Bibliotheca historica angehen sollte. Ein solches Rundschreiben ist inzwischen versandt worden und der Erfolg ist bis jetzt ein recht befriedigender. Um aber das fernere Erscheinen dieses für die Geschichtsforschung fast unentbehrlichen Hilfsmittels sicher zu stellen, dürfte eine rege Beteiligung auch von Seiten einzelner Geschichtsfreunde und -Forscher erwünscht sein.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß erlaubt sich deshalb diejenigen geehrten Mitglieder des Hochstifts, welche sich für dieses wichtige Nachschlagewerk interessieren, darauf aufmerksam zu machen, daß bei einer Zeichnung von 15 Mark jährlich ein Exemplar der Bibliotheca historica von der Verlagsbuchhandlung

ohne weitere Nachbezahlung geliefert wird. Wer nicht in der Lage oder Willens ist, einen derartigen Beitrag zu leisten, kann das Unternehmen damit fördern, daß er sich zum Abonnement verpflichtet. Die Höhe des dafür zu entrichtenden Betrags konnte von der Verlagshandlung noch nicht festgestellt werden, wird aber sich genau nach der Zahl der Abonnenten richten: je mehr Abonnenten, desto geringer das Abonnement.

Der unterzeichnete Ausschuß teilt mit, daß eine größere Anzahl von Mitgliedern des Hochstiftes eine Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik sowie daß eine andere Reihe von Mitgliedern eine Abteilung für Alte Sprachen zu bilden geneigt sind. Ferner hat sich zu einer Sektion der Abteilung für Soziale Wissenschaften eine Anzahl von juristisch gebildeten Mitgliedern vereinigt. Es werden hiermit die hiesigen und auswärtigen Mitglieder des Hochstiftes, welche befähigt und geneigt sind, sich an den Arbeiten einer dieser Abteilungen in der im § 16 unserer Satzungen vorgesehenen Weise zu beteiligen, eingeladen ihren Beitritt durch Zuschrift an den Herrn Verwaltungsschreiber zu erklären.

Der Satz 16 heißt: „Alle diejenigen Mitglieder, welche selbstthätig an den Bestrebungen des Hochstifts durch Abhaltung von Vorträgen, Abfassung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten oder in sonstiger Weise sich beteiligen, bilden eine besondere Akademische Abteilung."

Diese Akademische Abteilung gliedert sich in Fachabteilungen, von welchen bis jetzt bestehen: die Abteilungen für Geschichte, für Bildkunst und Kunstwissenschaft, für Naturwissenschaft, für Neuere Sprachen, für Schöne Wissenschaften, für Soziale Wissenschaften. Auch zum Zutritt zu diesen Abteilungen werden die Mitglieder des Hochstiftes, welche nach Satz 16 sich an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen wollen, hiermit erneut eingeladen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

VI. Einsendungen.*)

Vom 1. Januar bis zum 31. Mai 1886 gingen nachstehende Bücher ein. Den geehrten Einsendern sei hierfür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Philosophie.

*Baissac, Jules, la vie après la mort. Éternité et immortalité. Paris, J. Rothschild, 1886. 8°.

Krause und Leonhardi, eine größere Reihe ihrer Schriften. Eingesandt von Herrn Theodor Busch in Dresden.

Geschichte.

Armbrust, L., Die territoriale Politik der Päpste von 500 bis 800. Göttingen, Dieterichsche Universit.-Buchdruckerei, 1885. 8° (Dissert.)

Diese sowie alle folgenden Dissertationen verdanken wir der gütigen Zuwendung des Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

Borée, Willy, Heinrich VIII. von England und die Kurie. Göttingen, Dieterichsche Univ.-Buchdruckerei, 1885. 8°. (Dissert.).

Geschichtsblätter, Hansische. Hersg. vom Verein für hansische Geschichte. Jahrg. 1885. Leipzig, Dunker & Humblot, 1885. 8°. Eingef. von Herrn Prem.-Lieut. Eggers in Harburg.

Hartung, J., Die Territorialpolitik der Magdeburger Erzbischöfe Wichmann, Ludolf und Albrecht. Erster Teil. Schönebeck, Druck von Wulfert, 1885. 8°. (Dissert.)

Leibnizens Entwürfe zu seinen Annalen von 1691 und 1692. Herausg. von Ed. Bodemann. Festschrift zur 50jähr. Jubelfeier des histor. Vereins für Niedersachsen. Hannover, Hahnsche Buchhandl., 1885. 8°. Eingef. von Herrn Prem.-Lieut. Eggers in Harburg.

†Mitteilungen des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Leisnig im Königreich Sachsen. 7. Heft. Zusammengestellt und im Auftrag des Vereins herausgegeben von Dr. med. T. M. Müller, Leisnig, Druck von Herm. Ulrich, 1886. 8°.

Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs. Redigiert von Prof. A. Paudler und Prof. J. Münzberger. 9. Jahrg., I. Heft, Böhm. Leipa, 1886. Selbstverlag des Vereins.

*Lepold von Ranke an seinem 90. Geburtstage, 21. Dez. 1885. Ansprachen

---

*) Die mit † bezeichneten Bücher sind Schriften, welche im Austausch gegen die Berichte des Hochstifts geliefert werden, die mit * bezeichneten Geschenke der Verfasser.

und Zuſchriften geſammelt von Theod. Toeche. Als Manuſkript gedr., Berlin, Mittler & Sohn, 1886. 8°.

*Sailer, Ludwig, Bilder aus dem Bayeriſchen Hochgebirge nebſt Beſchreibung der hervorragendſten Orte nach ihrer älteren und neueren Geſchichte, ihrer kulturhiſtor. Bedeutung. München, Cäſar Fritſch, 1884. kl. 8°.

*Teicher, Der franzöſiſche General Johann Baptiſt Kleber einſt Zögling des königl. Bayeriſchen Kadettenkorps. Biogr. Skizze. Militär-Wochenblatt, Jahrg. 1886, No. 19. Berlin, Mittler & Sohn.

†Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins, 7. Bd. 3. und 4. Heft. Aachen, in Kommiſſion bei Benrath & Vogelſang, 1885. 8°.

†Zeitſchrift des hiſtor. Vereins für Niederſachſen, Jahrg. 1885. Hannover, Hahnſche Buchhandlung, 1885. 8°.

†Zeitſchrift der hiſtor. Geſellſchaft für die Provinz Poſen. Redigiert von Dr. B. Endrulat. I. Jahrg., 3. und 4. Heft. Poſen 1885. 8°.

†Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſche Geſchichte, XV. Bd., Heft 1 und 2. Kiel, Univ.-Buchhandlg., 1885. 8°.

Kunſt.

Katalog zur Führich-Ausſtellung in Kratzau. Kratzau, Druck und Verlag von Ferdinand Thiel, 1885.

†Katalog der im germ. Muſeum befindlichen Gemälde. Nürnberg, Verlag des germ. Muſeums, 1885. 4°.

Kunſt für Alle, I. Jahrg, Heft 15, Mai 1886. München, Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, 1886. Eingeſ. v. Verleger.

Lehmann, Hans, Brünne und Helm im angelſächſ. Beowulfliede. Leipzig, Druck von C. G. Naumann, 1885. 8°. (Diſſert.)

*Mauë, C., Die Vereine der fabri, centonarii und dendrophori im römiſchen Reich. 1. Die Natur ihres Handwerks und ihre ſakralen Beziehungen. Mit einem Anhang, enthaltend die Inſchriften. Frankfurt a. M. Mahlau & Waldſchmidt, 1886. 4°.

Portraitwerk, Allgemeines hiſtoriſches. Eine Sammlung von über 600 Portraits der berühmteſten Perſonen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840. Phototypen nach den beſten gleichzeitigen Originalen. Nach Auswahl von Dr. Woldemar Seiblitz. Mit biogr. Daten von Dr. H. Tillmann und Dr. O. Georges. Lief. XLI und XLII. München, Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, 1886. Fol. Eingeſandt vom Verleger.

*Schaefer, Georg, Kunſtdenkmäler im Großherz. Heſſen: Prov. Starkenburg, Kreis Offenbach. Mit vielen Illuſtrat. Darmſtadt, A. Bergſträßer, 1885. Groß 8°.

Scherer, Christianus, De olympionicarum status. Goettingae. 1885. 8°. (Diſſert.)

*Schnorr von Carolsfeld, Carl Veit Hans, Eine Lebens-Skizze des Malers Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld. Vortrag gehalten zu München in der Stiftsgenossenschaft des freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. am 10. November 1885. München, Druck von Carl Gerber, 1885. 8°.

*Springer, Rudolf. Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Nachschlagebuch enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde ꝛc. 4. verm. Aufl. Berlin u. Stuttgart, Spemann. 1886. 8°.

Literatur.

*Amschl, Alfred. Der Maskenzug der Themis. Feuilleton aus der „Gerichtshalle", Nr. 10, 30. Jahrg. 1886. Wien, Druck von Wallishausser.

*Carlsberg, E. Kaiserlied. Festgedicht zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Königs Wilhelm von Preußen. Mühlhausen in Thür. Felix Lange. 1886. 8°. Eingesandt vom Verfasser Herrn C. Ausfeld in Mühlhausen in Thüringen.

*Felix, Karl. „Erschacht." Konkurrenz-Humoreske. — „Ein Traum auf einsamer Höhe." — „Das Kodizill." Eine Novellette. Nr. 19, 29, 46, und 47 der „Deutschen Sport- und Spiel-Zeitung" 1. Jahrg. 1885. Elberfeld. Verl. R. L. Friedrichs. — „Ein Verhängniß." Erzählung. „Der alte Markt", Erzählung aus dem Leben eines vergessenen Künstlers. Nr. 68—72 und 90—94, 1885, von „Der schwäbische Postbote". Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Augsburg. Liter. Institut von Dr. Max Huttler. — „Herbsttage im Altmühlthal." Harmlose Plaudereien. Nr. 133, 134, 135, 1884, von „Der Sammler", belletrist. Beilage zur Augsb. Abendzeitung. Geschenk des Autors Herrn Bourier in Augsburg.

*Pernwerth von Bärnstein. Festgruß an die Alten Herrn. Akademische Monatshefte. Organ der deutschen Corpsstudenten. III. Jahrg., Heft 26. Stuttgart. A. Bonz' Erben.

*Reumont, Alfred von. Aachener Liederchronik. Mit einer Chronologie der Geschichte Aachens. 2. Ausg. Aachen, J. A. Mayer, 1885. 8°.

*Schultze, Dr. Martin. Nitokris, der Zauberflöte zweiter Teil. Oper in 3 Akten im Anschluß an Schikaneder-Mozart und mit Anlehnung an Goethes Fragment. Musik von Heinr. Aug. Schultze. Textbuch. Als Manuskript gedruckt. Darmstadt. H. Curths & Sohn. 1886. 8°.

*Valentin, Veit. Rede auf Ludwig Börne. Bei dessen 100jähr. Geburtsfeier am 6. Mai 1886 im Auftrag eines Festausschusses Frankfurter Bürger gehalten. Frankfurt a. M., Neumannsche Buchhandlung, 1886. 8°.

Naturwissenschaften und Heilkunde.

Abel, Karl, Ein Beitrag zur Statistik der Mortalität nach Hasenscharten-operationen. Göttingen. Dieterich'sche Universitätsbuchhandlung. 1885. 8°. (Dissert).

†Archiv der deutschen Seewarte. VI. Jahrg. 1883. Herausgeg. von der Seewarte. Hamburg. Hammerich & Lesser. 1885. 4°.

Artopé, Ernst. Beitrag zur Lehre von der Rachitis. Göttingen. Dieterich'sche Univ.-Buchhandl. 1884 (Dissert).

†Beobachtungen, Meteorologische, in Deutschland. VI. Jahrg. 1884. Hamburg. Hammerich & Lesser. 1885. 4°.

†Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1885. Mit 3 Tafeln, 2 Karten und verschiedenen Abbildungen im Text. Frankfurt. Mahlau & Waldschmidt. 1886. 8°.

†Bericht der Wetteraniſchen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde, zu Hanau, über den Zeitraum vom 1. Januar 1883 bis 31. März 1885, erstattet vom Direktor derselben, Friedrich Becker. Nebst einer biograph. Notiz über Prof. Dr. Lucae zu Frankfurt. Beigabe: Verzeichnis der Fauna und Flora des Kreises Rotenburg, a. d. F. von Sanitätsrat Dr. Eisenach. Hanau. Waisenhaus-Buchdruckerei. 1885. 8°.

†Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Publié sous la rédaction du Dr. Renard. Année 1884, Nr. 4. Année 1885, Nr. 1 et 2. Moscou. Imprimerie de l'Univ. imp. 1884. 8°.

†Festschrift des Vereins für Naturkunde zu Cassel, zur Feier seines 50jähr. Bestehens. Mit 1 Portrait und 2 Tafeln. Cassel. L. Döll. 1886. 8°.

†Fresenius, Dr. C. Remigius. Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse. Für Anfänger und Geübtere. Mit einem Vorwort von Justus von Liebig. 15. Aufl. Mit Holzstichen. I. u. II. Abtheilung. Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1885. 8°.

*Herder, Ferdinandus ab. Catalogus systematicus bibliothecae Horti imperialis botanici Petropolitani. Editio nova. Petropoli 1886. 4°.

*Herder, Ferdinand von. Plantae Raddeanae Monopetalae, Labiatae Juss. Continuatio (vide Bulletin 1884. Nr. 2) 8°.

Hobein, Fritz. Über Benzanhydroisodiamidotolnal und zwei gebromte Derivate. Göttingen. Dieterich'sche Universitäts-Buchdruckerei. 1885. 8° (Dissert.).

*Höfer, H., Prof. Über Verwerfungen. Sep.-Abdr. aus der österreich. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen. Jahrg. 1886. Wien. Verlag des Verfassers. 1886. 8°.

†Jahresbericht, Siebzigster, der naturforschenden Gesellschaft in Emden. 1884/85. Emden. Th. Hahn's Wittwe. 1886. 8°.

Kaiser, Adolf. Über Mononitroderivate der Para- und Meta-acet-amidobenzoësäure. Alfeld. F. Stegen. 1885. 8°. (Dissert.).

†Kobelt, Dr. W., Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Herausgegeben von der Senckenb. naturf. Gesellschaft in Frankfurt a. M. Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1885. Gr. 8°.

Koehler, Otto. Beitrag zur Kenntnis der Para-Xylen-Derivate. Göttingen. Univ.-Druck. v. E. A. Huth. 1885. 8°. (Diſſert.)

Landau. Die Zungenkrebs-Operationen der Göttinger chirurg. Klinik vom Oktober 1875 bis Juni 1885. Göttingen. Dieterich'ſche Univ.-Buchdr 1885. 8°. (Diſſert).

Lengerken, Auguſt von. Die Bildung der Haftballen an den Ranken einiger Arten der Gattung Ampelopsis. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1885. 4°. (Diſſert.).

†Mitteilungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Bern aus dem Jahre 1885. II. Heft, No. 1119–1132. Redaktion: Dr. J. H. Graf. Bern, bei Huber & Comp., 1885. 8°.

*Müller, Baron Ferd. von, Victorian Branch of the geogr. society of Australasia, January 1886 Melbonrne, W. Potter, 1886. 8°.

Oidtmann, Dr. H., Rachendiphtherie und Scharlach nicht anſteckend. Entſtehung dieſer Krankheit aus dem Magen. 2. verbeſſ. Aufl. Linnich, Leipzig und Brüſſel. Verl. von Oidtmann & Comp. 1885. kl. 8°. Eingeſ. von Herrn G. Ch. Heymann in Hamburg.

Plattner, Guſtav, Die Struktur und Bewegung der Samenfäden bei den einheimiſchen Lungenſchnecken. Göttingen, Dieterichſche Univ. Buchdr., 1885. (Diſſert.)

†Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution. Year 1883. Washington, Government printing office, 1885. 8°.

Rethwiſch, Ernſt, Beiträge zur mineral. und chem. Kenntnis des Rothgültigerzes. Stuttgart, E. Schweizerbartſche Verlagshandlung, 1885. 8°. (Diſſert.)

Stadtländer, Carl, Beiträge zur Kenntnis der am Stempel bei Marburg vorkommenden Mineralien: Analcim, Natrolith und Phillipſit. Stuttgart, E. Schweizerbartſche Verlagshandl., 1885. 8°. (Diſſert.)

Thomen, Guſtav, Beitrag zur Lehre der Leukaemie. Lahr i. Br., Chr. Schömperlen, 1885. 8°. (Diſſert.)

Turner, Wilhelm, Beiträge zur vergleichenden Anatomie der Bixaceen, Samydaceen, Turneraceen, Ciſtaceen und Paſſifloren. Göttingen, Druck von L. Hofer, 1885. 8°. (Diſſert.)

Wellington, Ch., Über die Einwirkung des Formaldehyds auf verſchiedene organ. Amine. Göttingen, Dieterichſche Univ. Buchdr. 1885. 8°. (Diſſert.)

*Woolls, William, The plants of New South Wales, according to the census of Bar. F. v. Mueller. Sydney, Thomas Richards, 1885. 8°.

Staats- und Volkswirtſchaft.

*Fleſch, Dr. K., Die Wohnungsverhältniſſe in Frankfurt a. M. Gutachten erſtattet dem Verein für Sozialpolitik. (Sep.-A.)

Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht 1885. Frankfurt a. M., im Selbſtverl. der Fr. Handelskammer, 1886. Eingeſ. von der Handelskammer.

Verein für Volkserziehung in Augsburg. Schwäbiſche Kreisausſtellung in Augsburg 1886. Augsburg, Himmerſche Buchdruckerei, 1886. Eingeſ. von Herrn Karl Merker in Augsburg.

Sprachwiſſenſchaft.

Boldt, Heinrich, De liberiore linguae graecae et latinae collocatione verborum capita selecta. Goettingae 1884. (Diſſert.)

Clemens, Aemil. De Catulli periodis. Guelferbyti. 1885. 8°. (Diſſert.)

Dieter, Ferdinand, Über ſprache und mundart der älteſten engliſchen denkmäler der Epinaler und Cambridger gloſſen. Göttingen, Univ.-Buchdr. von E. A. Huth, 1885. (Diſſert.)

Fleiſchhauer, W., Über den Gebrauch des Conjunctivs in Alfreds altengliſcher Überſetzung von Gregors Cura pastoralis. Göttingen, Druck v. L. Hofer, 1885. (Diſſert.)

Helmers, Gerhard Herm., Über die Sprache Mannyngs of Brune. Göttingen, Druck von L. Hofer, 1885. (Diſſert)

Liebich, Bruno, Die Caſuslehre der indiſchen Grammatiker. Göttingen, Univ. Buchdr. von E. A. Huth, 1885. (Diſſert.)

Linde, Richard, De diversis recensionibus Apollonii Rhodii argonauticon. Hannover. 1885. (Diſſert.)

Prinzhorn, Wilhelm, De libris Terentianis, etc. Goettingae 1885. (Diſſert.)

Smyth, Herbert, Der Diphtong Ei im Griechiſchen. Göttingen, Dieterichſche Univ.-Buchdr., 1884.

Varia.

Akademiſche Behörden, Perſonalſtand und Vorleſe-Ordnung an der K. K. Leopold-Franzens-Univerſität zu Innsbruck im Sommerſemeſter 1885/86. Innsbruck, Wagnerſche Univ. Buchdr., 1886. 4°. Eingeſ. von der Univ.

Ankündigung der Vorleſungen der Albert-Ludwig-Univerſität in Freiburg i. Br. im Sommerſemeſter 1886. Freiburg i. Br., Univ. Buchdr. von H. M. Poppen & Sohn, 1886. 4°. Eingeſ. von der Univerſität.

Bericht, Siebenundzwanzigſter des Vereins für Handlungs-Commis von 1858. Nebſt Anlage. Hamburg 1886. Druck von C. Reeſe, Nachfolger, 1886. 4°. Eingeſ. vom Verein.

Bericht 25. des Vereins Merkur in Nürnberg 1885—86. Nürnberg, Hofbuchdr. von G. P. Bieling-Dietz. 8°. Eing. vom Verein.

Bericht 13. des Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig, 1885. Leipzig, Frankenſtein & Wagner, 1886. 8°.

Einladungsſchrift zu der im April ſtattfindenden Prüfung der Real- und Volksſchule der iſraelit. Gemeinde zur Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Kumpf & Reis, 1886. 4°.

Einladung zu den öffentl. Prüfungen der I. Abteilung der Volksschule zu Reudnitz. Reudnitz, A. Hoffmann, 1886. 8°. Eing. vom Herrn Schuldirektor Wittstock.

Fröbel, Friedrich, Pädagogische Schriften herausgegeben von Fr. Seidel, I. Heft. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1883. 8° Einsendung des Herrn Herausgebers.

Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften. Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Vereins zum Wohl der dienenden Klasse am 22. Nov. 1885. Frankfurt a. M., C. Adelmann, 1886. 4°. Eingef. von der Gesellschaft.

*Grimm, Wilhelm, Rhapsodische Bagatellen. I. Die Grundlage der Stimmbildung für deutsche Rede und Gesang. Schaffhausen, C. Schoch, 1886. 8°.

†Humboldt-Akademie zu Berlin, Lehrprogramm für das I. Quartal 1886. 8°. Eingef. von der Akademie.

Jahresbericht des Kaufmännischen Vereins in Frankfurt a. M., 1885. Frankfurt a. M, Gebrüder Fey, 1886. 8°. Eingef. vom Verein.

Index scholarum publice et privat. in academia Georgia Augusta, 1886. Goettingae 1886. 4°. Eingef. von der Universität.

Index scholarum publice et privat. in Universitate Jenensi. Jenae 1886. 4°. Eingef. von der Universität.

*Klimsch, Karl, Adreßbuch der Buch- und Steindruckereien und der damit verwandten Geschäftszweige in Deutschland, Österreich-Ungarn, Holland-Luxemburg und der Schweiz. Frankfurt a. M., Klimsch & Co., 1886. 8°.

Meyer, Ludwig, Festrede im Namen der Georg-Augusta-Universität zur akadem. Preisverteilung am 4. Juni 1885. Göttingen, Dieterichsche Univ. Buchdr., 1886. 4°. Eingef. von Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

*Odermann, Prof. Dr., Deutsch-französisches Handwörterbuch der Sprache des Handels, des Handelsrechts und der Volkswirtschaft. Leipzig, H. Haessel, 1883. 8°.

Ordnung der Vorlesungen an der k. k. deutschen Carl-Ferdinands-Universität zu Prag im Sommersemester 1886. Prag, Statthalterei-Buchdruckerei, 1886. 8°. Eingef. von der Universität.

Personalstand und Ordnung der öffentlichen Vorlesungen an der Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz, Sommersem. 1886. Czernowitz, Druck v. Rud. Eckhardt, 1886. 8°. Eingef. von der Universität.

Reden gehalten bei der Inauguration des Rektors der k. k. techn. Hochschule zu Wien Joh. G. Schoen. Wien, Verl. der techn. Hochschule, 1886. 8°. Eingef. von der techn. Hochschule.

Reden bei der öffentlichen Feier der Übergabe des Prorektorats der Universit. Freiburg. Freiburg i. B., H. M. Poppen & Sohn, 1886. 4°. Eingesandt von der Universität.

Rede zur Feier des 25jähr. Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Kaisers und Königs im Namen der Georg-Augusts-Universität gehalten von Ulr. von

Wilamovitz-Möllendorf. Göttingen, Dieterichſche Univ. Buchdr. 1886. 4°. Eing. v. Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

*Schiebe und Odermann, Auswahl deutſcher Handelsbriefe für Handlungslehrlinge. 8. verbeſſ. Auflage. Leipzig, Leopold Gebhard, 1885. 8°

*Seidel, Fr., Beſchäftigungsmagazin für Kindergärten 4. und 5. Heft.

Verein, deutſcher, für Kunſt und Wiſſenſchaft in London, Jahresbericht 1885. London, Wertheimer, Lea & Co., 1886. 8°. Eingeſ. vom Verein.

Verein zur Förderung des öffentl. Verkehrslebens, 18. Jahresbericht 1885. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldſchmidt, 1886. 8°. Eingeſ. v. Verein.

Verzeichnis der Vorleſungen auf der Univerſität Leipzig im Sommerhalbjahr 1886. Leipzig, Alex. Edelmann, 1886. 8°. Eingeſ. von der Univerſität.

Vorleſungen an der Geſamt-Univerſität Jena im Sommer 1886. Jena, Druck von A. Neuenhahn, 1886. Eingeſ. von der Univerſität.

Antiquariats- und Auktionskataloge:

Joſ. Baer & Co., hier. — Albert Cohn in Berlin. — A. Einsle in Wien. — Caspar Haugg in Augsburg. — Joſeph Jolowicz in Poſen. — Theodor Kampffmeyer in Berlin. — Kirchhoff & Wigand in Leipzig. — K. F. Köhlers Antiquarium in Leipzig. — W H. Kühl in Berlin. — Lehmann & Lutz, hier. — Bernhard Liebiſch in Leipzig. — Leo Liepmannsſohn in Berlin. — F. A. C. Preſtel, hier. — G. Priewes Antiquariat in Berlin. — Roſenſtein & Hildesheimer in Berlin. — Iſaak St. Goar, hier. — Ludolf St. Goar, hier. — B. Seligsberg in Bayreuth — J. A. Stargardt in Berlin. — Stoll & Bader in Freiburg i. Baden. — Karl Theodor Völcker, hier. — Friedrich Wagner in Braunſchweig. — v. Zahn & Jaenſch in Dresden.

Namen- und Sachregister.

Abassiden 298.
Abdera 195.
Abel, recherches sur la série 328.
Abteilung für Geschichte (G) 34 u. ff. 53. 62. 105 u. ff. 162. 175. 245 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 42 u. ff. 53. 62 119 u. ff. 162. 175. 268 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Naturwissenschaften (N) 46. 53. 143. 162. 175. 296 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Neuere Sprachen (NS.) 46 u. ff. 54. 62. 143 u. ff. 162. 175. 330 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW.) 48 u. ff. 53. 62. 146 u. ff. 162. 175. 341 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW.) 49 u. ff. 53. 62. 152 u. ff. 162. 175. 256. 354 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Alte Sprachen 175. 385.
Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik 175. 385.
Acta Eruditorum 258.
Acta Tomiciana 261.
Adam von Bremen 255.
Adler, Helene 163.
Administration des Städelschen Kunstinstituts 270 u. ff.
Aether 307 u. ff.
Affektionswert im Recht und in der Nationalökonomie 360 u. ff
Ahasver 342 u. ff.
Airy 320.
Akademie, Ungarische 110.
Akademie der Wissenschaften zu Berlin 87. 88.
Akademische Kunstübung 236.
Akademischer Gesamt-Ausschuß 155. 162. 175. 176. 180. 272. 380. 384. 385.
Al-Basra 298.
Albert, Joseph 383.
Albrecht Achilles 246 u. ff. 379.
Albrecht Alcibiades 253.
Albrecht von Brandenburg, Erzbischof zu Magdeburg 248.
Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens 247. 248.
Alexander der Große 196. 206 u. ff.
Al Hâkim 300.
Alhazen 296 u. ff.
Alhazensche Aufgabe für sphärische Konvex- und Konkavspiegel 296 u. ff.
Amöneburg 38.
Amschl, Alfred 388.
Ananias 343.
Anaxagoras 198.
d'Angers, David 128.
Anna, Prinzessin von Ungarn 263.
Annalen, Wormser 106 u. ff.
Annalist, Metzer 100.
Ansbach 247 u. ff.
Anselm Franz, Fürst von Thurn und Taxis 52.
Anten 255.
Antisthenes 202 u. ff.
Arbeiterkolonien 357. 367.
Arbeitslohn 358. 359.
Architekten- und Ingenieur-Verein zu Frankfurt a. M. 269 u. ff.
Architektur der italienischen Renaissance 285 u. ff.
Archiv zu Bamberg 246 u. ff.
Archiv, Frankfurter 96. 97. 103.
Archiv zu Jägerndorf 251. 252.
Archiv zu München 252.

Archiv des Germanischen Museums zu Nürnberg 254.
Archiv auf der Plassenburg 245 u. ff.
Archiv, rheinisches 40.
Aristoteles 22. 196. 207 u. ff.
Arkadius 113.
Armenpflegertag in Bremen 153.
Armenstatistik des deutschen Reiches 367.
Arnim, Bettina von 93. 94.
Arnim, Fräulein von 76.
Arnold, Oberbaudirektor in Darmstadt 293.
Arnold, Buchhändler in Dresden 238.
Arnold, Geschichte der deutschen Freistädte 363.
Aronstein, Philipp 144. 163.
Ascher 32.
Askenasy 273.
Athen 196 u. ff.
Attika 197.
Au, Goldne 87.
Auer, Karl von 327.
Auerbach, Ernst, 354. 381.
Auerbach, M. 354, 381.
Auersches Gasglühlicht 323. u. ff.
Auger, C., Fräulein 163.
Augsburg 172. 355. 388. 391.
Augustinus, d. heilige 19.
Ausfeld, C. 388.
Ausstellung von Werken Führichs 58. 61.
Ausstellung von Werken Ludwig Richters 292.
Aventin, annales Boiorum 258.
Bacon, Roger 297.
Baehr, der deutsche Zivilprozeß 373.
Baer, Berthold 163.
Baer, Hanna, Witwe, 381.
Baer, Joseph 174.
Baeyer, von 64.
Bahnsen 32.
Bajazet, Sultan 265.
Baier, Chr. 163.
Baille 320.
Bailly 320.
Baissac, Jules 386.
Bakács, Kardinal 264.
Baltimore 326.
Bamberg 254.
Bamberger Archiv 246 u. ff.
Banner, Max 47. 63. 144 u. ff.
Barfüßerkirche in Frankfurt a. M. 149 u. ff.
Basel 106. 364.
Battenberg, Friedr. Wilh. 354. 381.
Bauerbach 69. 77. 350.
Bauern der östlichen Provinzen Preußens 65 u. ff.
Baumann, Adolf 47. 144.
Baumgartner, Alex. soc. J., Goethe etc. 147.
Bautz, Julius 381.
Bautz, Otto 157.
Bayreuth 247 u. ff.
Beatrice, Gräfin von Frangipani 379.
Beatus Rhenanus 258.
Beck, Gottfried, Stadtrat 13.
Beck, Heinrich 82. 83.
Becker, Adelheid, Fräulein 163.
Becker, C., Konsul 269 u. ff.
Beckerath, A. von 281.
Beer, Adolf 163.
Behrisch, C. W., das Fräulein ohne Herz 58.
Benesch von Weitmühl 34. 36.
Benkard, W. E. 354. 362.
Berch, E. 47.
Berg, Justizrat 119. 157.
Berger, Joseph 143.
Bergmann, Prof., Marburg 8.
Bergstraeßer, Arnold 293.
Bericht der Revisoren 155.
Berichte des Hochstifts 60. 61.
Berlin 87 88. 96. 97. 119. 170. 171. 180. 252. 254. 281. 381. 382.
Bern 169 u. ff. 386.
Bernheim, E. 116.
Berthold, R., Holzschneider 44.
Bessel 319.
Bettina von Arnim 93. 94.
Beulwitz, Karoline von 77.
Bevölkerungsstatistik deutscher Städte im Mittelalter 362 u. ff.
Bewegung der Mitgliedschaft 156.
Bibliotheca historica 38. 39 58. 105. 259. 384.
Bibliothekar 55. 56.

Bibliothekar, ſtellvertretender 57.
Bidera, Marino Falieri 334.
Biedermann, Woldemar Frhrr. von, 215. 221. 225.
Bilanz-Konto 160. 161.
Bilderbogen, Kunſthiſtoriſche 123.
Bildnis der „Frau Rat“ 128 u. ff.
Bilharz 32.
Bingen, 106.
Binomiſcher Lehrſatz 328 u. ff.
Birmingham 323.
Biſchof von Bamberg (1554) 253.
Bismarck 21.
Blecken, Karl 163.
Blum, Roſalie, Fräulein 163.
Bockenheim 381.
Bode, Paul 143. 163. 282. 296 u. ff.
Bodenſtedt 233.
Bodesheim, Ferdinand 163.
Bodmer 349.
Böcker, Ewald 48. 146 u. ff. 346.
Böhmer, Joh. Friedr. 35. 37. 88. 90. 96. 101. 102. 108.
Boehmer, Fontes 34.
Böhmer, Wilhelm 163.
Börſe, neue, in Frankfurt a. M. 290.
Boeſche, Guſtav 163.
Bonfini, ungariſche Geſchichte 267.
Bonſtetten 257.
Boppard 106.
Bopparder Kurfürſtentag (1404) 119.
Bourier 388.
Boxberger 350.
Brakteaten des Odenwalder Fundes 38.
Braun, Heinr. 180.
Braun, Julius W. 57. 170.
Braun, R. 171.
Braun, Wunibald 163.
Braunfels, Ludwig 64. 167.
Braunſchweig, Friedrich Herzog von 118.
Bremen 153.
Brentano, die Arbeiterverſicherung 358.
Breslau 251. 252.
Breton, Jules Adolphe 44.
Bromeis, H. 172.
Brülcke, P., Die Entwicklung der Reichsſtandſchaft der Städte 260.
Brunelleschi 286. 287.
Brutus 267.
Bücher, Prof., 364. 365.
Bücher, Berechnung d. Frankfurter Bevölkerung f. 1387 u. 1440, 364.
Büchner, Alexandre, 170.
Büchner, Ludwig, Prof. 296.
Buecking, Wilhelm 163.
Bulle, Goldene 110 u. ff.
Bund, Marbacher (1405) 117. 118.
Bunſen 327.
Burckhardt, Jacob 286.
Burghold, Julius 163. 354.
Buſch, Ph. G. Emil 163.
Buſch, Theodor 386.
Buzlai, Moyſes 262.
Byron 181 u. ff. 332 u. ff.
Byrons Marino Falieri 48. 332 u. ff.
Cabat, Louis 43.
Cadolzburg 249.
Cahn, Moritz 157.
Cahn, Sebaſtian 163.
Cahn-Blumenthal, Heinr. 163.
Canova 128.
Cantor 297. 298.
Carion 258.
Carlini 320.
Carlsberg, E. 388.
Carſtens 128.
Carteſius 19.
Caſſel 164. 172.
Caumont, A. 47. 330. 333.
Cavendiſh 320.
Celtes, Konrad 258. 363.
Cer 327.
Ceritmineral 327.
Chemnitz 258.
Chriſtus 345 u. ff.
Chun, Rektor 154.
Clerck, Auguſte 63.
Coblenz 40.
Cohn, Oswald 47. 63.
Collegium historicum Imperiale 258.
Colocſa 265.
Conſtantin, Prinz von Weimar 221.
Cornelius 128. 237. 238.
Cornill 32.
Cornill, Otto 155. 269.
Cornu 320.
Corot, Camille 43.
Courbet 45.

Craz, J. 161.
Cronstettisches Damenstift 138.
Cuers, H. 47.
Cuno de Liche 38.
Curtius, Prof. 282.
Cuspinian 258. 265.
Cyniker 202 u. ff.
Cynismus 202 u. ff.
Dahlmann 101.
Dalberg 71.
Damenstift, Cronstettisches 138.
Dankenfeld, Schloß 68.
Dann, Leopold 163.
Dantan 45.
Darmstadt 69. 180. 293.
Daubigny, François 43.
Degas 45.
Delacroix 128.
Delaroche 128.
Delavigne, Cas., Marino Falieri 333 u. ff.
Delitzsch, Franz, Prof. 138 u. ff.
Delue 313.
Demokrit von Abdera 195. 196. 209.
Denkschrift, ungarische, aus dem 16. Jahrhundert 261 u. ff.
Deskau, Hermann 381.
Detloff, Adolf 163.
Deutsche Reichstagsakten 115 u. ff. 260.
Deutsche Verfassungsgeschichte 260.
Deutz, Julius 163.
Deutz, Martin 163.
Didym 327.
Dietz, Wilhelm 47. 63.
Diogenes 205.
Direktor des Städelschen Kunstinstituts 269 u. ff.
Dispositio Achillea 247.
Dobriner, Hermann 296. 381.
Dohme, R. 127. 281.
Dohme, Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts 125 u. ff.
Don Juan 342. 345.
Donizetti, Marino Falieri 334.
Donndorf 87. 89.
Donner- von Richter 155. 269 u. ff.
Dorguth 32.
Dortmund 324.
Doß 32.
Drehwald, Karl 163.
Dreieichenhain 122.
Dresden 76. 97. 238. 241. 355. 364. 382. 386.
Droysen 209. 245.
Drury Lane-Theater 335.
Dschudaîsabûr 298.
Dubravsky 267.
Ducamp, Maxime, la charité privée à Paris 49.
Dudulaeus, Chrysostomus Westphalus 344.
Dürer 241.
Düsseldorf, s. Staatsarchiv.
Duez 45.
du Prel 32.
Dwight 324.
Dziatynski, Graf Titus 261.
Eberhardt, Anton 163.
Eberhardt, Franz 163.
Les echecs amoureux 340.
Eckermanns Gespräche mit Goethe 12. 186.
Eckermann 190.
Eckert, über Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonien 367.
Eckhard, Robert 119. 163.
Edda, 345.
Edessa 297.
Ebinger, Ludwig 105. 163.
Eggers, K. 128. 168. 386.
Eheberg 364.
Ehrenberg, H., Der deutsche Reichstag in den Jahren 1273—1378, 260.
Eidesformalitäten der geistlichen u. weltlichen Kurfürsten 112.
Einhardbasilika zu Seligenstadt 121. 294.
Einsendungen von Büchern 169 u. ff. 386 u. ff.
Eisenhard, Frau Karoline, geb. Grünewald 148.
Eitzen, Paulus von 344. 345.
Elisabeth, Prinzessin von Polen 262.
Emesa 297.
Enders 112.
Engel, Karl 170.
Entwicklung des italienischen Städtewesens im Mittelalter 38. 39.
Ephesus, Konzil von (431) 297.

Epstein, J. H. 153. 362. 373.
Epstein, Theobald 143. 163. 316 u. ff.
Eratosthenes 209.
Erfurt 79.
Eschenheimer Turm 134.
Essen 324. 327.
Essenwein, A. 39. 40.
Euklid 298 u. ff.
Euler, Heinr. Ludw. 157. 167.
Euler (Mathematiker) 309.
Eutin 129. 167.
Eymer, Maler 157.
Fabel, Carl 163.
Fachabteilungen, akademische 385. S. auch Abteilungen.
Fahnenjelm 326.
Familienarchiv, Goethesches 138 u. ff.
Faulhaber, B., Geschichte der Post in Frankfurt a. M. 49 u. ff.
Faust 342 u. ff.
Faustsage 341 u. ff.
Fechner 314.
Fechner, Wilhelm 163.
Fejérs Codex diplomaticus 109. 110.
Feilchenfeld, Alfred 381.
Felix, Karl 388.
Fenger, G. H. 163.
Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich 263.
Ferdinand, deutscher König 250.
Ferienkolonien 355 u. ff.
Fichte 8. 30 u. ff.
Fielitz 211 u. ff.
Fischer 297.
Fischer, August 47. 63. 231.
Fischer, Prof. Karl 34.
Fischer, H., Die Teilnahme der Städte an der Reichsheerfahrt 260.
Fischer-Dückelmann, Frau Anna 163.
Fitger, Arthur, Bearbeitung des Byronschen Marino Falieri 334. 340.
Fittica, Professor 143.
Flacius Illyricus, Magdeburger Centurien 258.
Flersheim, Albert 164.
Fleisch, K., 153. 354 u. ff. 367. 384. 390.
Florenz 96. 186. 288.
Förster, Ernst 63.
Fontes rerum Bohem. 34.
Frachtarife 154.
Français, Louis 43.
Frangipani, Gregor, Graf von 265.
Frangipani, Graf Peter von 264.
Frangipani, Gräfin Beatrice von 379.
Frank, Berthold 381.
Frank, Sebastian, 374.
Frankenberger, Erhard 250 u. ff.
Frankfurt a. M., 32. 33. 38. 39. 40. 43. 96. 97. 103. 106. 134. 135 139. 148 u. ff. 154. 246. 269 u. ff. 289 u. ff. 324. 326. 355. 356. 362. 364 u. ff. 375. 376.
Frankfurt a. M., Gasbeleuchtung (1828) 323.
Frankfurt a. O. 87. 92.
Frankfurter Archiv 96. 97. 103.
Frankfurter Hof zu Frankfurt am Main 290.
Frankfurter Künstlergesellschaft 269 u. ff.
Franz I. von Frankreich 92.
Frauenstädt, Julius 32.
Freher 34. 258.
Frenzel, August 296. 341.
Fresenius, Pfarrer 148. 149.
Fresenius, Remigius 389.
Freudenberg, W., Marino Falieri 334.
Friedberg 106. 152.
Friedländer, Dagobert 354.
Friedleben, Auguste, Frau 164.
Friedlieb 257.
Friedmann, Heinrich 152. 164.
Friedrich I., Kaiser 38.
Friedrich II., Kaiser 106.
Friedrich von Brandenburg (Ansbach) 247.
Friedrich von Brandenburg, Domherr zu Würzburg 248.
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 249.
Friedrich der Große 66. 245.
Friedrich, Herzog von Braunschweig (1400) 118.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst 245.
Frimmel, Th. 128.
Fritsch, A. 47. 63.
Frohschammer, J. Prof. 168.
Führich 58. 61. 128.

Fünfkirchen 261. 264.
Fürst Primas 52.
Fugger, 379.
Fulda, Jakob 164.
Futurbildung, romanische 332.
Galeazzo, s. Visconti.
Ganerbschaft Alten-Limburg 138
Gangleri 345.
Gangrado 345.
Gantter, Eugen 164.
Garve 313.
Gasbeleuchtung 323.
Gasglühlicht 323 u. ff.
Gefängnisarbeit 153.
Gehe, Franz Ludwig 355.
Gehe-Stiftung 355.
Gelnhausen 106.
Geographie, mathematische 316.
Georg von Brandenburg 247 u. ff. 264. 267. 379.
Georg Friedrich von Brandenburg 253
Gerhardt, Paul 349.
Gerheuser, Gustav 164.
Géricault 128.
Gering, Privatier 157.
Gerstenbergs Ugolino 349.
Gervex 45.
Gervinus 98. 101.
Gesamt-Ausschuß, Akademischer (AGA) 52 u. ff. 62. 155. 162. 380. 385.
Gesandtschaftsberichte, kurfürstliche 97.
Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 34.
Gesellschaft, Polytechnische 61.
Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 255.
Gesellschap, Prof. 281.
Gesetze, alte, und Verordnungen 375 u. ff.
Getz, Gustav 164 173.
Gewicht, spezifisches, der Erde 316 u. ff.
Gewinn- und Verlust-Konto 158. 159.
Geyso, Franz von, 164.
Giesebrecht 102.
Gleichen-Rußwurm, Freifrau von, 83.
Görlitz 112.
Goethe, 8. u. ff. 25. 32. 58. 59. 80. 83. 129 u. ff. 137 u. ff. 181 u. ff. 210 u. ff. 341 u. ff. 349.
Goethe, Joh. Caspar 130. 148.
Goethe, Frau Rat 58. 128 u. ff.
Goethe, Cornelia 129. 150. 151.
Goethe, Friedrich 149. 151.
Goethe, Hermann Jakob, Zinngießermeister 148 u. ff.
Goethe, Johann Andreas 152.
Goethe, Johann Christian 152.
Goethe, Johann Friedrich 151.
Goethe, Ottilie von, 131.
Goethe, Sophie Margaretha 150.
Goethe, Walter von, 130. 139.
Goethe, Briefe aus Italien 229.
Goethe, Briefe an Frau von Stein 211 u. ff.
Goethe, Elpenor 225.
Goethe, Die Empfindsamen 225.
Goethe, Falke 219.
Goethe, Gedichte, auf Frau von Stein bezügliche, 213 u. ff.
Goethe, Geschwister 220.
Goethe, Harzreise 229.
Goethe, Iphigenie 221. 222.
Goethe, Iphigenie in Delphi 225.
Goethe, Italienische Reise 230 u. ff.
Goethe, Lila 225.
Goethe, Schweizerreise 229.
Goethe, Stella 211.
Goethe, Tasso 223. 224.
Goethe, Werther 226 u. ff.
Goethe-Gesellschaft 48. 54. 55.
Goethehaus 155.
Goethehaus in Weimar 384.
Goethe-Jahrbuch 48. 49. 55. 57.
Goethe-National-Museum 384.
Göttingen 259.
Gold- und Silberscheideanstalt, deutsche, in Frankfurt a. M. 326.
Goldast 258.
Goldene Bulle 110 u. ff.
Goldmünzen, byzantinische 112. 113.
Goldschmidt, Emil B. 164.
Goldschmidt, Hermann 164.
Goldschmidt, Hugo 381.
Goldschmidt, J., 105. 341. 348.
Goldstein bei Frankfurt a. M. 149.
Gontard, Moritz 276.

Górski, Stanislaus 261.
Gossen, Klara Henriette 129.
Gothein, Prof. 38.
Gottschalck, Felix 164.
Goupil & Co. in Paris 45.
Graff, Landschaftsmaler 238.
Gran 266.
Graul, Richard 42 u. ff. 128. 354.
Grauwackeschiefer, rheinischer 287.
Gravitations-Konstante 321 u. ff.
Gregor VII. 258.
Gregor, Erzbischof von Colocsa 265
Greif, Martin, Marino Falieri 333. 339.
Greifenstein ob Bonnland 83.
Greiff, Jakob 164.
Grimm, Hermann 225. 226 281.
Grisebach, Eduard 32.
Gröber 331.
Gros 128.
Grossi (Groschen) 113.
Großsteinheim 121. 122. 134. 294.
Groß-Wardein 262. 264.
Grotefend, H. 38 u. ff. 105. 109. 112. 150. 245. 255. 256. 269 u. ff.
Grünhaldt, Otto 173.
Grünschild, J. 354. 381.
Guaita, Pauline von, Frau 164.
Günderrode von, Familie 143.
Günderrode von, Katharina 142. 143.
Günther, Ferdinand 155. 157.
Güstrow 256.
Gumpert von Brandenburg 248.
Gundelfinger, Ludwig 64.
Gutachten, handelsrechtliche, aus dem Anfange des 18. Jahrh. 365. 366.
Gutzkow, K., Marino Falieri 334.
Gwinner, Biographie Schopenhauers 22. 32.
Gymnosophisten 209.
Habsburg, Haus, 91. 92.
Hagia Sophia 269.
Hahn, Adolf L. A. 164.
Hahn, August 63. 143.
Hahn, Otto 170.
Halle 92.
Hamburg 172. 304. 344. 345. 390.
Hamel, Julius 13.
Hammeran, A. 157.
Hanau, Emil, 164. 373.
Hanau, Heinrich 47.
Hankel 297.
Harburg 168. 386.
Hardenberg 66. 254.
Harnack 110 u. ff.
Harrach, Graf 281.
Hartmann, E. von 20. 22. 25 u. ff. 30. 31. 33.
Hartwig, Elise, Frau 164.
Hassel, Georg 164. 354.
Hasselmann, Architekt 42.
Hauptversammlungen 53. 62. 155. 162.
Hauschild, Richard 63. 331.
Hauschtek, Wolfgang 381. 382.
Haushaltungsplan des Hochstifts 155.
Hecht, Adolfine, Frau 164.
Hecht, K. 153.
Hecht, Ludwig 157.
Hecht, über die Geschäftssteuer etc. 153.
Hedio, Kaspar 374.
Hegel 11.
Hegel, Karl 364.
Hegel, Chroniken deutscher Städte 364.
Heimpel, P. J. 164.
Heims, Wilhelm 170. 171.
Heinemann 210.
Heinrich IV., deutscher Kaiser 258.
Hellenbach, Frhrr. von 32.
Heller 297.
Helmholtz, Prof. 321.
Helmsdörfer, Anna, Fräulein 164
Hengstenberg, Friedr. Wilh. 167.
Henkel, Heinrich 164.
Henkel, Sophie 164.
Henneberg von, Familie 134.
Henrici, das Reichsgericht 373.
Herder 11. 12. 25. 80. 228. 349.
Herder, Ferdinand von 172. 389.
Hermann, Gottfried 89.
Hertel, Hofphotograph 139.
Hertz, Gustav 164.
Herz, J. 47. 63.
Hetzer, Martin 164.
Heusenstamm 121. 122. 134.
Heuser, Robert 129.
Heuser-Nicolovius, Frau Marie 128 u. ff.
Heyden, H. F. 164.
Heymann, G. Ch. 390.

Heyse, Paul 27.
Hildmann, Jean 63.
Hipparchia 204.
Hirsch 157.
Hirschfeld, Heinrich 164.
Hirschfeld, Ludwig 164.
Hirzel, Salomon 132.
Historiographie 256 u. ff.
Historische Kommission 102.
Hoburg, R. 47.
Hochsches Konservatorium zu Frankfurt a. M. 282.
Höchberg, Otto 164
Höser, H. 389.
Hoesler 246 u. ff.
Hölderlin 80. 86.
Hörth, Otto 454.
Hoffmann, E. T. A., Doge und Dogaressa 333. 334. 335. 339.
Hofmann, Julius 373.
Hofrichter-Amt 107.
Hohenemser, Heinrich 164.
Holland, Karl 381.
Holländer, der fliegende 342.
Holthof, Franz 296.
Holthof, Ludwig 148 u. ff.
Holzhausen, Fritz Freiherr von 381.
Holzschneidekunst, Anfänge der, 135 u. ff.
Holzschnitt, Förderung durch Ludwig Richter 241.
Honorius 113.
Hoppe, Anna Elisabeth, Frau 150.
Hoppe, Anna Elisabetha 149.
Hoppe, Johann Dietrich 149.
Hoven, F. von 269 u. ff.
Howard, the state of the prisons in England 153.
Huber, F. C., Reform des Submissionswesens 367.
Huet, Paul 43.
Humboldt, Alex. von 86.
Humbracht von, Fräulein 138.
Hutten von, Familie 134.
Hutton 320.
Jacobi, Fritz 221. 222.
Jaeger, Jacques 170.
Jäger, der wilde, 342.
Jägerndorf 251. 252.
Jägersche Buchhandlg. 171.
Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause 102.
James 320.
Janssen, Prof. 351.
Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 363.
Jean Paul 32. 80. 85.
Ibn Alhaitam 298 u. ff.
Jeanrenaud 276.
Jena 79. 217.
Jerusalem 344. 350.
Jesus 343 u. ff.
Jhering von 32.
Ilm 215.
Impressionisten der französischen Malerei 42 u. ff.
Ingres 128.
Innocenz III. 90.
Inspektor des Städelschen Kunstinstitus 269 u. ff.
Joachim I. von Brandenburg 246 u. ff.
Joel, Max 296. 381.
Johann Kurfürst von Brandenburg 246.
Johann von Brandenburg 248.
Johann von Brandenburg, Vizekönig von Valencia 247. 252.
Johann, König von Böhmen 35.
Johann, Herzog von Oppeln 250.
Johann von Neumarkt 36.37.
Johann Sigismund von Brandenburg 245.
Johanna d'Arc 353.
Johannes II byzantinischer Kaiser 113.
Jolly 317 u. ff.
Jonier 193 u. ff.
Jordan, M. 281.
Jordan, Wilhelm 48. 157. 341. 353.
Jordanes 255.
Joseph, Paul 38. 108. 109. 112. 113
Joseph, Pförtner des Pilatus 343. 344.
Journal für Freimaurerei (5784.) 351.
Irenicus, Franz 257.
Irrenhaus zu Frankfurt am Main 290.
Israel-Holzwart, Karl 164. 296.
Isthvánffy 267.
Judas 347.
Jude, ewiger 341 u. ff.
Jung, R. 245.

Jungblut, Heinrich 164.
Jungfrau von Orleans 352. 353.
Junker, Heinrich, 47. 340. 341.
Junker, Hermann 128 u. ff. 155.
Käſtler, Sophie 164.
Käſtner 297.
Kahn, Rudolf 381.
Kain 348.
Kairo 300.
Kaiſer, Emil 63.
Kalb, Auguſt Wilhelm 85.
Kalb, Charlotte von 67 u. ff.
Kalb, Eleonore von 68.
Kalb, Heinrich von 68 u. ff.
Kalb, Joh. Aug. Alex. von 68. 76.
Kalbsrieth 76.
Kamp, O. 47. 362.
Kant 350. 351.
Kant, Metaphyſik der Sitten 13. 24. 30.
Kant, Immanuel, Übergang von den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft zur Phyſik 304 u. ff.
Kapp, Friedrich 57.
Karl IV. 34 u. ff. 111. 112.
Karl, Erzherzog von Oeſterreich 263.
Karl, König von Ungarn 109.
Karl VIII., franz. König, Zug nach Italien 91.
Karlsbad 228.
Karlsruhe 167. 382.
Kartaphilus 343. 344
Kaſimir von Brandenburg 247.
Katalog der Richter-Ausſtellung 292.
Katharinenkloſter zu Frankfurt a M 138.
Katharinet, Ludwig 164.
Katz, Hermann 164.
Katz, Johanna 381.
Kauffmann, Angelika 130.
Kehrbach, monumenta Germaniae paedagogica 39. 40.
Kelchner, Ernſt 137 u. ff.
Keppler 299
Keſtner, Joh. Chriſtian 9. 226.
Keſtner, Lotte 226.
Khevenhüller 258.
Klauer, Theodor 119. 143. 153. 164.
Klein-Krotzenburg 121.
Klettenberg, Seiffert von, 140.
Klettenberg, Suſanna Katharina von 137 u. ff.
Klimſch, Eugen 273
Klimſch, Karl 392.
Klink, Thereſe 165.
Klopſtock 349.
Klug, Ludwig 381.
Knabenhorte 355 u. ff.
Knapp, G F., Prof., Straßburg 65.
Knaus, Ludwig 281.
Knebel von 83. 212. 221.
Knecht, Privatier 157.
Knies, Prof. 361.
Kobelt, W. 390.
Koch, A. 128.
Koch, J A. 237 u. ff.
Koch, Prof., Max 333.
Koch, Frau Konſul 131.
Koch-von St. George, Frau 63. 131. 171. 172.
Köbig, Julius 381.
Köhler, Ernſt 165.
Köln 106. 128.
Kölſch, Toni, Fräulein 165.
Kömpel, Guſtav 165.
König, A. 321.
KönigsLiteraturgeſchichte 132.
Königin Louiſe 128.
Könnecke 141 u. ff.
Könneckes Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur 269.
Körner 71 u. ff.
Kohn, C. 273.
Kokſcharow, Nicolai von 172.
Komiſſion, hiſtoriſche 102.
Kommiſſion für ſtil- und zeitgerechte Erhaltung und Ausſtattung des Goethehauſes 62. 155 u. ff. 162. 380.
Konſtantinopel 95. 269. 288.
Konvention 200.
Konzil von Epheſus (431.) 297.
Konzil, Konſtanzer 97.
Koob, Hermann 165.
Kortegarn, Arthur 47. 331.
Kosmopolit 205.
Kosmopolitismus 191 u. ff.
Kotzenberg, Th. 157.
Kraft, Otto 165.
Krakau 248. 261.
Krantzius, Albertus, Vandalia 256.
Krates 204. 205.

Kraus, Albrecht 304.
Krause, Konrad 64.
Krieg, peloponnesischer 199.
Kriegk 41.
Kruse, Heinrich, Marino Falieri 334. 337.
Kühl, Ingenieur 42. 63.
Künstlergesellschaft, Frankfurter 61. 269 u. ff.
Kürschner, Julius 167.
Kugler, Franz, Doge und Dogaressa 334.
Kulmbach 249. 250.
Kuno von Minzenberg 38.
Kunstdenkmäler des Großherzogtums Hessen 121. 122. 133. 293.
Kunstgewerbeverein, Mitteldeutscher 61. 269 u. ff.
Kunsthistorische Bilderbogen 123.
Kunstschule des Städelschen Kunstinstituts 281 u. ff.
Kurfürstenbibel v. J. 1703. 148.
Kurfürstenkolleg 110.
Kurfürstentag, Boppardер (1404) 119.
Kurfürstentag, Mainzer (1402) 116 119.
Kynosarges 202.
Ladislaus Posthumus 263.
Lançon 45.
Landau 69. 70.
Landauer-Donner, Wilhelm 165. 267.
Landesrepräsentation, provisorische, in Preußen 66.
Landfrieden, Mainzer 106.
Landfriedenswahrung (um 1400) 119.
Lang, Rektor 157.
Lange, F. A. 25.
Langlois, Emmy 165.
Langlois, Pauline 165.
Lanthan 327.
Lappenberg, Reliquien der Fräulein von Klettenberg 137 u. ff.
Laßberg, Fräulein von 215.
Lattmann, Otto 165.
Laurent 363.
Lauterbrunn 230.
Lavater 130.
Lavoisier 26.
Lebon 323.
Lehmike, Friederike 87.
Lehrplan, allgemeiner 53.
Lehrplan, spezieller des AGA. 53.
Lehrsatz, binomischer 328 u. ff.
Leibnitz 21. 22. 257. 258.
Leipzig 87. 89. 210.
Lender, Marie, Fräulein 165.
Lengefeld, Charlotte von 77. 78. 80. 82. 83.
Lengefeld, Frau von 77.
Lepage, Bastien 44.
Lerolle 45.
Lersners Chronik von Frankfurt, dritter Band 41.
Lesage 313.
Leser, Wilh. 152. 165.
Lesezimmer 59. 176 u. ff.
Lessing 349.
Leuchtgas 323 u ff.
Leveque, Charles 47. 63.
Lewes 130.
Leyden 299.
Lhermitte, Léon 44.
Lich 38.
Liebmann 32.
Liegnitz 248.
Lilli (Schönemann) 211. 219.
Lindner, Albert, Marino Falieri 333 u. ff
Lindner, Hermann 165.
Lindner 32.
Lindner 110 u. ff.
Linel, Albert 373 u. ff.
Lippmann, F. 282.
Lippold, Franz 139 u. ff.
Lipps, Prof, Bonn 1.
Livorno 187.
Löher, Franz 254.
Loën von, Hofrat 148.
Loeper von 225. 260.
Löwenthal, Babette, Fräulein 165.
Lohengrin 342.
Loliussche Sammlung arabischer Handschriften 299.
Lomb, Georg 165.
London 97. 300. 324.
London, Gasbeleuchtung (1812) 323.
Lorch 349.
Loredano, Angiolina 338. 339.
Lorenz, Deutsche Geschichtsquellen 37. 114. 256.
Loserth 35. 37.

Louis, Prinzeß 128.
Louise, Herzogin von Weimar 220. 221.
Louise, Königin 128.
Lowe 324 u. ff.
Ludwig der Bayer 246.
Ludwig, König von Ungarn 109.
Ludwig II., König von Ungarn 261.
Ludwig III., Prinz von Ungarn 262. 263.
Ludwig, Otto, Marino Falieri 334.
Ludwigsburg 349.
Ludwigshafen 70.
Lübeck 39.
Lübke, Geschichte der Architektur 289.
Lücke, H. 128.
Lützow, C. von, 289.
Luminismus der französischen Malerei 43.
Luministen 45.
Lunteschütz, Maler 13.
Luther, Martin 89. 91. 374.
Lutz, J. 165.
Luxemburgs Erhebung zum Herzogtum 37.
Macaulay 183.
Madrid 95.
Märcker 254.
Magdeburg 248.
Maier, Hermann 165.
Mailand 116.
Mainländer 32.
Mainz 106. 108. 364.
Mainz, Fürstentag (1404) 117.
Mainz, Kurfürstentag (1402) 116. 119.
Mainzer Erzbischof (1405) 117. 118.
Mainzer Landfrieden 106.
Malerei, französische, der Neuzeit, 42 u. ff.
Malß, Gerhard 270 u. ff.
Malß, Sammlungen von Gutachten der Frankfurter Handelskammer 366. 367.
Manchester 323.
Manet, Edouard 45.
Mannheim 69 u. ff.
Mappes, G. W. 273.
Marbacher Bund (1405) 117. 118
Marburg 8. 143. 210.
Maria, Erzherzogin von Österreich 263.
Marianne, Prinzessin von Preußen 85.
Marienburg i. Westpr. 341. 382.
Marino Falieri 332 u. ff.
Markgraf von Baden (1405) 117. 118.
Marschalk, Freiherr Friedrich von Ostheim 67.
Marschalk, Freiherr Joh. Phil. Friedr. von Ostheim 67.
Marschalk, Freiin Charlotte von Ostheim 67.
Marterſteig, Max, Werner von Knonesalk 147. 148.
Maskelyne 320.
Manés C. 387.
Maximilian I., Kaiser 247. 262.
May, A., Der Zögling von San Marco 334.
May, Arthur 64.
Mayer, Alfred 165.
Mayer, Hermann 165.
Meiningen 77.
Meißen 241. 364.
Meißner, Daniel 374. 375.
Meißner, Referendar 354. 381.
Melanchthon 258. 259.
Mendelssohn, Max 165.
Mendenhall 320.
Menge, Kunst des Altertums 123.
Menger, Die Irrtümer des Historismus in der deutschen National-Oekonomie 50.
Menger, Polemik gegen die historische Schule in der Volkswirtschaft 50. 51.
Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften 50.
Menzel, Wolfgang 348.
Merker, Karl 172. 391.
Merz, Julius 47.
Metz 106.
Metzer Annalist 100.
Metzler, Wilhelm 276.
Meyer, Julius 281.
Michel, Ferdinand 47. 63. 332 u. ff.
Michelangelo 287.
Miedzyrzeski 265.
Milbanke, Lady 184.
Millet, Jean François 43.
Miltenberg 121.
Mitglieder des Hochstifts 63. 163. 381.
Möser, Albert 32.
Mössinger, Victor 165.
Mohács 261.

Mohammed 92.
Mommsen, Tycho 47.
Monatsschrift, Altpreußische 304 u. ff.
Monatssitzungen mit Vorträgen 1 u. ff. 53. 59. 60. 62. 65 u. ff. 162. 181 u. ff. 380.
Moninger 253.
Monner-Sans, Ricardo 170 u. ff.
Montulca 297.
Monumenta Germaniae historica 90.
Monumenta Germaniae paedagogica 39.
Monumenta iconographica medii aevi 39. 40.
Moser 349.
Moses 349 u. ff.
Mühlhausen i. Thür. 388.
Müller, Ferd. Baron von, 172. 390.
Müller, Heinr. Ludwig 47. 63.
Müller, Johannes von 96.
Müller-Stern, Paul 157.
Münzkabinet, Wiener 109.
München 42. 57. 87. 164. 165. 168. 252. 254. 317. 319. 355. 382. 383.
Münzstätte, Frankfurter 38.
Münzwesen (um 1400) 119.
Murad Efendi (s. Werner, Fr. v) Marino Falieri 334.
Murdoch, William 323.
Museum, Germanisches, zu Nürnberg 254.
Museum, Historisches 61.
Mußbach 167.
Musset, Alfred de, Dramatische Dichtungen 48.
Name der Wenden 255.
Napoleon I. 228.
Narischkin, Fürst 238.
Natur 200.
Naturalisten der französischen Malerei 42 u. ff.
Naturphilosophie, Jonische 195 u. ff.
Neher, Bernhard von 382.
Neoklassiker der französischen Malerei 43.
Nerrlich, Paul 85.
Nestorianer 297.
Nestorius 297.
Neusville, Alfred von 267. 381.
Neumayer, Georg 172.
Neusatz 171.
Neustadt, L. 105. 109. 146. 153. 165. 245 u. ff. 259. 261 u. ff. 379. 383.
Newtonsches Gravitationsgesetz 316.
Nicolovius, Franz, 129.
Nicolovius, Georg Heinr. Ludwig 129.
Nibelungen 342.
Niebuhr 87. 89.
Niedermendig 287.
Ninive 362.
Noack, Ludwig 64.
Noack, Maria, Fräulein, 63.
Nöther, Clementine 165.
Nürnberg 254. 268. 362 u. ff.
Nürnberg, Fürsten- und Städtetag (1402) 116. 117.
Oberwesel 106.
Obermann, Prof. 392.
Oelsner, Hermann 381.
Oelsner, Prof., Ludwig 34 u. ff. 49. 50. 86. 105. 114. 157. 256 u. ff. 359. 362 u. ff. 384.
Oesten, Rudolf 330. 381.
Oesterley, Wegweiser durch die Literatur der Urkundensammlungen 114.
Österreicher, Archivar 254.
Ofen 264.
Offenbach 119. 121. 122. 134. 143. 153. 164. 165. 294.
Olympia 128.
Onesikritos 209.
Opificius, L. 154.
Oppeln 250 u. ff.
Oppenheim 106. 108.
Ordnung des Beamtenstandes des Hochstiftes 56.
Ordnung des Nürnberger Rats vom Jahre 1449 363.
Orleans, Herzog von (1404) 116. 117.
Osterrieth-von Harnier, S. L. Frau 381.
Otto, Karl Ludwig 152.
Otto, Maria Sophie 152.
Overbeck 128. 237.
Owenus, Johannes 375.
Paasche, Prof. 210.
Padua 116.
Paehler, Albert 165.
Palazzo Pitti 286. 287.

Palazzo Ricardi 287.
Palazzo Strozzi 287.
Palermo 231.
Palladio 287.
Palleske, Emil 80.
Pallmann, H. 56. 57. 63. 135 u. ff. 148. 268. 273.
Panthel, F. 165.
Pappus 297. 299.
Paris 79. 95. 97. 323. 324. 372. 373.
Paris, Gasbeleuchtung (1820) 323.
Paris, Matthäus 343. 344.
Parrot, August 165.
Paſſavant, J. D 282.
Paſſavant, Pfarrer 138.
Pax generalis 106. 107.
Peliſſier, E. 47.
Peloponneſiſcher Krieg 199.
Perényi, Emerich 261.
Perikles 198.
Pernwerth von Bärnſtein 388.
Pernwerth von Bärnſtein, Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Studentums 34.
Perſiſcher Krieg 207.
Pertz 107. 108.
Peter, Karl Wilhelm 173.
Peters 32.
Pettenkofer 323.
Peutinger 258.
Pfeiff, Helene, Fräulein 165.
Pflegamt (PA.) 155. 157. 161.
Philadelphia 324.
Philipp von Makedonien 196. 207.
Philippi, Emma, Frau 165.
Philippſon, Emil 48 u. ff. 144. 146. 154. 354. 373.
Philippſon, Robert 47.
Piaſten von Liegnitz 248.
Piaſten zu Prag 250.
Pichler, Oskar 290.
Pilatus 343.
Pintſch, J. 327.
Plaſſenburg 245 u. ff.
Plato 195.
Platoniſche Schule 202.
Plinius 255.
Pogwiſch, von Ottilie 131.
Poggendorff 297.
Ponfick, Rechtsanwalt 356.
Prag 248. 250.
Preisaufgabe der ſtaatswirtſchaftlichen Fakultät zu München 57.
Preßburger Frieden 267.
Preſtel, Kunſthandlung zu Frankfurt 43.
Prinzeß Louis 128.
Prokop 255.
Prometheus 348.
Pronomen, franzöſiſches 144 u. ff.
Protagoras 198.
Prud'hon 128.
Ptolomaeus 255.
Ptolomaeus, Optik 299. 300.
Publikationen der Geſellſchaft für Rheiniſche Geſchichtskunde 255.
Publikationen, ungariſche 109.
Pufendorf 258.
Puls, Syndikus 154.
Quantz, Otto 167.
Quidde, L., 105. 110 u. ff. 114 u. ff. 157. 245. 259 u. ff.
Raab 264.
Raffaelli 45.
Rahel (Varnhagen von Enſe) 26. 80. 93. 94.
Ranke, Gottlob Iſrael 87.
Ranke, Heinrich 88. 92.
Ranke, Leopold von 86 u. ff. 245. 246. 256. 260. 351. 383.
Raskai, Blaſius 262.
Raspi, Eugen 381.
Ratibor 250.
Rau, Albrecht 165.
Rauch 128.
Raumer 66.
Raumers Hohenſtaufen 90. 93.
Rauſenberger, Otto 143. 165. 328.
Rauſenberger, Lehrbuch der Theorie der periodiſchen Funktionen einer Variabeln 327.
Rechenſchafts-Bericht des Pflegamts 155.
Redtenbacher, Rudolf 167.
Redtenbacher, Rudolf, Architektur der italieniſchen Renaiſſance 285 u. ff.
Regensburger Reichsabſchied 253.
Regiſtratur des Hochſtifts 56.
Regnet, C. A. 128.
Rehorn, Fritz 63. 146.

Rehorn, Karl 48. 147. 341 u. ff.
Reich 320.
Reichard, Hermann 47. 63.
Reichenbach, A. 172.
Reichsabſchied, Regensburger 253.
Reichskolleg, hiſtoriſches 258
Reichskriegsverfaſſung des ehemaligen deutſchen Reiches 260.
Reichsſachen des Frankfurter Stadtarchivs 41.
Reichstag des ehemaligen deutſchen Reiches 97. 260.
Reichstag zu Frankfurt a. M. (1486) 246.
Reichstagsakten, deutſche, 115 u. ff. 260.
Reichsverhandlungen im Frankfurter Stadtarchiv 97.
Reidt, Lina, Frau 165.
Reiff, Friedrich 167.
Reineccius 34.
Reinhardt, W. 321.
Reinhold, Profeſſor 351.
Reinwald 69.
Relationen, Venetianiſche 95.
Reliquiae medii aevi 39. 40.
Renaiſſance, italieniſche 285 u. ff.
Renoir 45
Rethel 284.
Reudnitz 392.
Reuleaux 324.
Reumont, Alfred von 388.
Reuß, Ernſt 381.
Reviſoren 155.
Revolution, franzöſiſche 184.
Revue, Ungariſche 109.
Ricard-Abenheimer 119.
Richarz, Fr. 321.
Richter, Adrian Ludwig 175. 233 u. ff. 268.
Richter, Adrian Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutſchen Malers 120.
Richter-Ausſtellung 175. 176. 233. 268. 292.
Richter, Heinrich 120.
Richter 364.
Rieſe, Alexander, Prof. 165.
Rieſe, Dorothea, Frau 165.
Rießer, Eduard 382.
Rießer, J., Rechtsanwalt 152. 157. 162. 365. 380.
Riga 248.
Rippach bei Leipzig 221.
Risdorf, Charles Ad. 165.
Risner J. 299.
Robert, Leopold 128.
Rodbertus, fünftes Theorem 354.
Rodbertus Jagetzow, fünf Theoreme 49.
Roedelheimer-Weill, Selma 382.
Rößler, Hektor 157.
Rößler, Julius 170.
Rößler, Marie, Frau 166.
Rokitansky 32.
Rom, 95. 96. 120. 238. 243. 382.
Romanin, storia di Venezia 334.
Romzug 260.
Roquette, Profeſſor O. 157.
Roſcher 50.
Roſenberg, A. 128.
Roſenberger, Ferd. 180. 296 u. ff. 304.
Rotenhan 259.
Roth, Hermann 382.
Rottmann 128.
Rouſſeau, Théodore 43.
Rovelli, Emanuel 166.
Rude 128.
Rudolph von Habsburg 246.
Rudolph, Georg Auguſt 170.
Rudolſtadt 77. 81.
Rübenach, Karl M. 382.
Rueff, Julius 166.
Ruland, Hofrat 141. 142.
Ruprecht, Kaiſer 115 u. ff.
Sailer, Ludwig 382. 387.
Salzenberg 269.
Sanherib 350.
St Alban 343.
St. Gallenthor zu Frankfurt a. M. 149.
St. Veit 171
Sanuto, Marin, vite dei Dogi 334.
Sauerländer, Ernſt 268.
Sauerwein, Friedr, Neubauten zu Frankfurt a. M. 289 u. ff.
Savic, Milan 171.
Saxo 345.
Schack, Graf Friedr. Ad 146. 147.
Schadow 128. 129.
Schaefer, Georg, Geh. Hofrat und Prof. 46. 120 u. ff. 133 u. ff. 157. 180. 293. 387.
Schaible, Prof. 105.
Scharnweber 66.

Scheffel, Joseph von 382.
Scheffler 122.
Scheid, Bertha, Frau 166.
Scheidel, S. A. 296.
Schelhaß, 245. 255. 354. 381.
Schellhorn, Rosalie, Fräul. 166.
Schelling 11.
Schenkel, Daniel 64.
Scherer, Cornelia 150.
Scherer, Wilhelm, Prof. 215.
Scheyer, Daniel 166.
Schierholz, Friedrich, Bildhauer 13.
Schiff, Jakob 144.
Schild, Pfarrer 149.
Schilde, Goldarbeiter 149.
Schiller, 67. u. ff. 212. 213.
Schiller, Christophine 349.
Schiller, Briefwechsel mit Goethe 59.
Schillers Verhältnis zur Bibel 349 u. ff.
Schinkel 127.
Schirmer, Stephan 253.
Schlegel, Th. 105. 108. 112. 119. 146. 166. 269.
Schlemmer, Rechtsanwalt 276.
Schleswig 344.
Schlimbach, August 152. 166. 267.
Schloſſer, Joh. Friedr. Chriſtoph 86.
Schloſſer, Marie Anna Louiſe 129.
Schoſſer, Rat 129.
Schlund, Karl 382.
Schmarſow 128.
Schmeck, H. 157.
Schmidt, Aug. 171.
Schmidt, Erich 229.
Schmidt, Julian 212.
Schmidt, Pfarrer 152.
Schmoller, 50.
Schneider, Philipp 167.
Schneidewin, Max, Hameln 13.
Schnetter, Paul 155. 157. 161.
Schnorr von Carolsfeld, Julius Veit Hans 237 u. ff. 388.
Schnorr von Carolsfeld, Karl Veit Hans 388.
Schnurgaſſe 149.
Schöll 211 u. ff.
Schomburgk, Richard 172.
Schön von 66.
Schönberg 364.
Schopenhauer, Arthur 13 u. ff.
Schopenhauer-Denkmal, 32. 33.
Schott, August 382.
Schreiber, Bilderatlas des Altertums 123 u. ff.
Schröter, Corona 59. 321.
Schubert 238.
Schulpforta 87. 89.
Schultz 32.
Schultze, Martin 388.
Schulz, Knaudt & Co. 324.
Schulz, Max 382.
Schupp, Anna Barbara 152.
Schupp, Johann Heinrich 152.
Schwan, Margaretha 71.
Schwarzſchild, Ferd. Ed. 166.
Schwartz, Ed. 191.
Schweitzer, von 276.
Schwemer, Richard 63. 245.
Schwetzingen 74.
Schwind 284.
Seemann, E. A. 128.
Seemann, Mythologie der Griechen und Römer 125.
Seeſen im Harz 373.
Seidel, Friedrich, 170. 173. 391. 392.
Sektion, juriſtiſche 354. 365. 373. 385.
Seligmann, Heinrich 166.
Seligenſtadt 121. 134. 293. 294.
Selle, Wilh. 143. 166.
Seydell, Alexander 170.
Shakeſpeare 219.
Siebert, Albert 63.
Siebert, Juſtizrat 13.
Sigismund I. von Polen 261 u. ff.
Sigismund von Brandenburg (=Bayreuth) 247.
Sigmund, deutſcher König 37.
Sikyon 197.
Simmet, Ludwig 63. 105.
Simſon 352. 353.
Singer, Unterſuchungen über die ſozialen Zuſtände in den Fabrikbezirken des nordöſtlichen Böhmen, 154.
Sitten 135.
Sitzungen, allgemeine, mit Vorträgen 53. S. auch Monatsſitzungen mit Vorträgen.

Slaven 255.
Sleidan 258.
Sokrates 201. 202.
Solidi 113.
Solitüde 349.
Sommer, Oskar 155. 157. 268.
Sophisten 198 u. ff.
Sophokles 89.
Spandau 321.
Spangenberg, G. 281.
Speyer, Otto 41. 42. 162. 388.
Spier, S. 296. 323 u. ff. 354. 362. 367 u. ff.
Spieß, Archivar 253.
Spinoza 8 u. ff. 347.
Sponsianus, imperator 109.
Springer, Rudolf 63. 119.
Springer, Kunsthandbuch 282 u. ff. 291. 292. 388.
Staatsarchiv, Geheimes, zu Berlin 97.
Staatsarchiv, Düsseldorfer 40.
Stabius 257.
Stadtbibliothek 180.
Städelsches Institutsgebäude 290.
Städelsches Kunstinstitut 269 u. ff.
Stahel, Oskar 166.
Stahr 80.
Stegmann, Hans, Die Rochus-Kapelle zu Nürnberg 171. 268.
Stegmann, Karl von, ausgewählte Reden etc. 171. 268.
Stein, Frau von 210 u. ff.
Stein, Fritz von 229.
Stein, Freiherr zu Nordheim 67.
Stein, Wilhelmine Rosine von 67.
Stein, Freiherr vom 66.
Stein-Hardenbergische Gesetzgebung 65.
Steitz, Friedr. Wilhelm 382.
Stenzel, Gustav Adolf 93.
Stenzel, Geschichte der fränkischen Kaiser 90. 93
Stenzel, Geschichte Schlesiens 363.
Stern, Berthold 47. 63. 330. 383.
Stern, Emilie, Frau 160.
Stern, Prof., Bern 169 u. ff. 386 u. ff
Stettin 381.
Steudel, Adolf 20.
Stieler, Karl 63.
Stil in Architektur und Kunstgewerbe 1 u. ff.
Stößel, Georg Friedrich 382.
Stockholm 324.
Storck, Karl Theodor 166.
Straßburg 65. 118. 364.
Strauß, Alexander 166.
Strauß, Emil 296. 382.
Streng, Johann Thomas 151.
Strong 324 u. ff.
Studien zur Geschichte des Rheinischen Landfriedensbundes von 1254. 105 u. ff.
Stückrath 321.
Stülpnagel, Alexis 166.
Stuttgart 349. 382.
Submissionswesen 367 u. ff.
Sulze, Bernhard 173.
Sutor 297.
Swab, Alexander 64.
Swinburne, A. C., Marino Faliери 333. 339. 340.
Syene 300.
Szafranski, Telesfor 296. 334. 382.
Szalmáry, Georg 261.
Szerémy 267.
Szyblowiecki 264. 266.
Tabula Peutingeriana 255.
Tachau, Ludwig 47. 144 166.
Tachistes 45.
Tachismus der französischen Malerei 43.
Tacitus 103. 255.
Tagebuch des Verwaltungs-Schr. 162. 380. 381.
Tangermünde 249.
Tannhäuser 342.
Teicher, Karl 387.
Terni 231. 346.
Tertullian 332.
Tetsch, Wilhelm 166.
Tettelbach 251.
Textor, E., Frau 166.
Textor, Elisabeth Katharina 148.
Textor, Frau Stadtschultheiß 132.
Theben 197.
Thielmann 332.
Thomae, J., elementare Theorie der analytischen Funktionen einer komplexen Veränderlichen 328.
Thomas, Chr. L. 273.
Thorwaldsen 128.

Thukydides 89.
Thurzó, Sigismund 262.
Tichatschek 382.
Tischbein, Joh. Heinr. Wilh., der Neapolitaner 130.
Tocqueville 103
Toeche, Theodor 386.
Tokio 173.
Tomicki, Peter 261. 265.
Torrel 324.
Toskana 287.
Tours, Schlacht von 100.
Trendlenburg 25.
Trienten 113.
Trier 106.
Tristansage 144.
Tromsdorff, B. 171.
Tuberone 267.
Tucher, Endres 362.
Türk, Frau von 67.
Türk, Gustav 166.
Tuffsteine, Brohlthaler 287.
Tyndall 307.
Ueberweg 25.
Uhde, C. W. T. 64.
Uhlfelder, Sam., 152. 166.
Ullmann, Elias 157.
Ungarische Revue 109.
Urlichs 83.
Valencia 247. 252.
Valentin, Johann 166.
Valentin, Louis, Frau 166.
Valentin, Veit 42 47. 103. 120. 128. 133. 157. 205. 233. 268. 273. 289. 353. 388.
Vandalen 255. 256.
Vandenhoeck & Ruprecht 259.
Varnhagen von Ense, Rahel 93. 94.
Varrentrapp, Joh. Albert 64.
Vedutenzeichner 238.
Veit, Philipp 128. 237. 239. 282.
Venedig 95. 96.
Venetianische Relationen 95.
Verein für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. 269 u. ff.
Verein für das historische Museum zu Frankfurt a. M 156. 269 u. ff.
Verein für Volkserziehung in Augsburg 355.
Verein, volkswirtschaftlicher 153.
Vereine zur Beschaffung billiger Wohnungen 357.
Verfassungsgeschichte, deutsche 260.
Vernet 128.
Verpflegungsstationen 357. 367.
Verwaltungs-Ausschuß (V-A) 54. 55. 57. 62. 155. 162. 380.
Verwaltungsschreiber 55. 56. 62. 156. 162. 175. 180 380. 385.
Verzeichnis von Abhandlungen und Notizen zur Geschichte Frankfurts 39.
Vetter, Fritz 47. 48. 63. 144.
Visconti, Johann Galeazzo, Herzog von Mailand 116.
Vischer, Fr. Th. 171.
Vita Karoli IV. 34 u. ff. 114.
Vives, Johann Ludwig 374.
Völcker, Georg 166.
Völcker, Karl Theodor 167.
Völkergenossenschaft, bestehend aus Spaniern, Italienern, Franzosen, Deutschen, Engländern und Skandinaviern 91.
Volkstädt 77. 78.
Vorstand des Historischen Museums zu Frankfurt a. M. 156.
Vulgärlatein und seine Stellung zum Romanischen 331. 332.
Wach, die Zivilprozeßordnung und die Praxis 373.
Wacker, C., Der Reichstag unter den Hohenstaufen 260.
Wärmestoff 307 u. ff.
Wagner, Richard 27.
Waitz 102.
Waldheim 70. 74.
Waldner von Freundstein, Wilhelmine 67.
Waldschmidt, W. 354. 382.
Wallach, Julius 166.
Wallensteins Münzen 108.
Walter, Schneidermeister 150.
Waltershausen im Grabfeld 67.
Walter-Adams 354.
Walter-Krause 143. 152. 166.
Walter-Krause, Laura, Frau, 166.
Warnecke, Julius 166.
Wassergas 323 u. ff.
Wassergasgesellschaft, Europäische 324.
Watt & Bulton 323.
Wattenbach, Geschichtsquellen 256.

Weber, Robert 171.
Wegele, Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie 114. 115. 256 u. ff.
Weidenhof, Gaſthaus zum, 149 u. ff.
Weiffenbach, Th. 296. 382.
Weimar 76 u. ff. 97. 137 u. ff. 187. 211 u. ff.
Weiſenburger, K., Frau 166.
Weismann, H. Direktor 42.
Weißenbach, Bildhauer 59.
Weißfrauenkloſter zu Frankfurt a. M. 138.
Weizſäcker, J., Prof. 116.
Weltbürgertum in der griechiſchen Literatur 191 u. ff.
Weltrich, Richard, Prof., München 67 u. ff.
Wenden, 108. 255. 256.
Wenzel 37. 115 u. ff.
Werckmeiſter, Margaratha 382.
Werner, Franz von, Marino Falieri 334.
Werner, Joſeph 181 u. ff.
Wernigerode 229.
Wertheim, Guſtav 296. 382.
Wertheim, Karl 382.
Wertheimber, Julius 382.
Weſtminſter-Review 32.
Westphalus s. Dudulaeus.
Wettig, Hermann 173.
Wetzlar 106.
Wiedemann, Eilhard 299.
Wiederhold, Anna Chriſtina 152.
Wiederhold, Johann Thomas 152.
Wiehe 87.
Wieland 349.
Wielands Verhältnis zu ſeinen Verlegern 353.
Wien 94. 95. 96. 381.
Wiener Münzkabinet 109.
Wiesbaden 40.
Wilbrand 157.
Wilhelm von Holland, deutſcher König 107.
Wilhelm, Erzbiſchof zu Riga 248.
Wimpheling 258.
Winili 255.
Wirth, Gottfried 166.
Wittmann, Hugo 80. 83. 84.
Wittſtock 392.
Wladislaw, König von Ungarn 247. 261 u. ff. 379.
Wölfflins Archiv 331. 332.
Wohnungsfrage, die ſtädtiſche 367.
Wolf, Maler 132.
Wolff, Eduard 382.
Wolzogen, Charlotte von 71.
Wolzogen, Henriette von 69.
Wolzogen, Wilhelm von 77.
Worms 106. 108. 363.
Wormſer, Annalen 106 u. ff.
Würtemberg, Graf von (1405) 118.
Würzburg 248.
Wunderer von, Fräulein 138.
Wurzmann, Leo 166. 354.
Xerxes 196 207.
Zápolya 247. 362. 266.
Zarncke, Profeſſor 142.
Zaubitz, Marie, Fräulein 166.
Zeitſchrift, weſtdeutſche 40.
Zelter, Briefwechſel mit Goethe 59.
Zeuß, Kaſpar 255.
Ziegert, Max 341. 353. 382.
Zingg, Adrian 237.
Zirkon 327.
Zola, Emile 45. 46.
Zuſendung neuer Erſcheinungen 147.
Zuſtände, Finanzielle und Rechts-, in Ungarn zu Anfang des 16. Jahrh. 379.
Zuſtände, Soziale, in den letzten drei Jahrhunderten 373 u. ff.

Digitized by Google

Digitized by Google